Ottilie Wildermuth's Werke.

VII. Band.

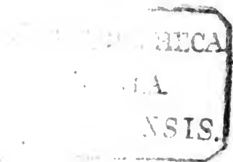
Ottilie Wildermuth's

Werke.

Erste Gesammt-Ausgabe.

Siebenter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1862.



Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Aus dem Frauenleben.

Dritter Band.

A u g u s t e.

Ein Lebensbild.

Lebensglück.



Dein Pfad ist meiner nicht. Wo du dich freust,
Da welkte hin mein Herz. Mein eigen Leid
Ist meinen Augen heiliger und reicher
Als alle deine Lust.

Aus dem Englischen.

In den Straßen der kleinen Residenz bewegte sich emsig das gewöhnliche Werktagstreiben. Dienstmägde rannten eilig mit ihrem Armkorb, um das verplauderte Viertelstündchen durch verdoppelte Eile einzubringen, Schulkinder trabten von verschiedenen Seiten mit gemäßigtem Lärm daher, da es erst in die Schule, noch nicht hinaus ging, und ein Karrenbauer, der den Kehricht fortführte, brachte nervöse Ohren zur Verzweiflung mit dem langsamen, schwerfälligen Gerassel seines Fuhrwerks.

Nur die Beletage eines hübschen Wohnhauses zog durch ihre festliche Miene die Blicke der Vorübergehenden auf sich; die Fenster des Salons waren geöffnet, um die kühle Morgenluft einzulassen, man sah grüne Guirlanden zwischen den schneeweißen Gardinen, blumengefüllte Vasen auf einer gedeckten Tafel, weißgekleidete Konditorjungen gingen ein mit geschmückten Torten, die viel lüsterne Blicke auf sich zogen, — kurz, selbst die Milchfrau vom Lande errieth die Bedeutung dieser Anstalten, wenn sie eine Bäckerfrau der Nachbarschaft, die recht wohlhäbig unter ihrer Hausthür stand, fragte: „gelt Sie, da oben gibt es eine Hochzeit?“ „O, ja,“

belehrte sie diese, „die Tochter der Frau Regierungsräthin Gruber.“ „Wen nimmt sie?“ fragte eine Stadtmagd, die sich dazu gesellte. „Einen Wittwer mit einer Last Kinder,“ sagte diese etwas geringschätzig. „Dann ist's aber nicht die Schöne?“ fragte die Magd. „Bewahre, die Kleine ist ja kaum recht aus der Schule, die Große ist's, erster Ehe, aber bereits eine gescheidte und brave Jungfer, reich gerade nicht, das Vermögen kommt von der zweiten Frau. Das Essen lassen sie aus dem Schwanen kommen, aber in die Kirche fahren sie erst um eilf Uhr, ihr könnt nicht darauf warten.“ Die Andern gingen weiter, und die Bäckerin machte sich an ihrem Fenster einen Wachtposten zurecht, wo sie über ihr Strickzeug weg das Terrain bequem überschauen konnte.

Im Festlokal oben waren die Anstalten schon weit gediehen; Frau Schmekenbächerin, eine alte Hausfreundin, von Natur zwar Schneidermamsell, die aber als Vertrauensperson zur Festordnerin geladen war, legte eben das schwere Silberzeug, das den soliden Wohlstand des Hauses beurkundete, auf das feine Damastgedeck, und betrachtete nebenher wohlgefällig, als eine Schöpfung ihrer eigenen Hand, die Brautmutter, die in einem prachtvollen Penseekleid von schwerem Moiree sich wahrhaft fürstlich ausnahm.

In dem Hinterzimmer, dessen Fenster auf ein kleines Gärtchen gingen, das als blühende Oase in dem steinernen Häuserquarré verborgen lag, herrschte festliche Stille, wie sie dem Tag ziemte. Die Toilette der beiden Mädchen, die es bisher bewohnt, war vollendet. Die Braut selbst hatte die alte Ordnung darin hergestellt und die Schwestern saßen in Stille beisammen in dem alten traulichen Raum, den sie so lange schon einträchtig zusammen bewohnt hatten.

Wer die Königin des heutigen Festes, die Braut hier gesucht hätte, dessen Auge wäre wohl zuerst auf die blühende,

jugendschöne Gestalt im weißen Kleide gefallen, die, einen Kranz von Rosenknospen in der glänzenden Fülle des braunen Haars, von all dem duftigen Zauber umweht war, den man unbewußt mit dem Namen ‚Braut‘ verbindet; nur zu jung fast erschienen die kindlichen Züge des klaren Angesichts. Auch war nicht sie die Braut: Schleier und Myrthenkranz schmückten die ernste hohe Gestalt im schwarzen Atlaskleide, die, wohl zwölf Jahre älter als das siebzehnjährige Kind, fast mehr einen nonnenhaften als bräutlichen Eindruck machte.

Marie war nicht schön, ihr Teint war farblos, ihre Züge unbedeutend, ihr Wuchs beinahe zu hoch, aber ihre dunklen Augen mit dem Ausdruck herzlicher Güte und klaren Verstandes, die ganze wohlthuende Harmonie ihres Wesens machten sie doch zu einer anmuthigen Braut. Elisabeth saß achtlos auf die weitausgebreitete Wolke ihres lichten Gewandes auf einem Schemel zu den Füßen der Schwester und sah sie etwas bedenklich an. „Es ist doch Schade, Marie,“ sagte sie, „daß du nicht in Weiß gehst, du siehst wahrhaftig wie eine Nonne aus!“

„Was sollte eine ehrsame Frau Dekanin mit sieben Kindern nachher mit einem so luftigen weißen Staat anfangen?“ erwiderte Marie lächelnd. „Ach ja!“ seufzte Elisabeth etwas kläglich, „bitte, sag’ mir, Marie, ist dirs denn nicht entsetzlich bang?“ „Entsetzlich nicht, aber ein wenig wohl,“ sagte diese mit etwas gedämpfter Stimme, „doch Gott wird mir beistehen und es liegt ein reiches Feld vor mir.“ „Erstaunlich reich!“ seufzte die Kleine wieder, „ach, sag mir, aber du darfst nicht böse sein, jetzt darf ich dich das schon noch fragen, warum hast du nicht lieber früher einen Andern genommen? Weißt, es gibt ja auch brave Männer mit etwas weniger Kindern.“ „Es hat mich kein Anderer wollen,“

sagte Marie mit ruhigem Lächeln; — sie hatte längst jedes bittre Gefühl überwunden, das in dieser Antwort hätte liegen können. „Das begreife ich wirklich nicht, so klug und gut und geschickt, wie du bist,“ sagte Elisabeth nachdenklich vor sich hin, „aber du hättest ja auch bei uns bleiben können! Ich weiß noch gar nicht, wie wir zurecht kommen ohne dich.“ „Du glaubst wohl nicht, daß ich heirathe blos um einen Mann zu bekommen?“ sagte, nun etwas piquirt die sonst so nachsichtige Schwester und ihre Wange färbte sich dunkelroth.

„O nein, o ich bitte dich verzeih! wie du mir so oft schon verziehen hast!“ bat die warmblütige Elisabeth, indem sie die Arme um der Schwester Hals schlang und sie liebevoll anschaute mit den wunderbaren braunen Augen, „du weißt ja, ich mein' es nicht bös, aber ich bin und bleib eben ein dummes, junges Ding.“ „Sei zufrieden, Liebste,“ sagte Marie begütigend, „ich habe nichts zu verzeihen, verzeih nur du deiner lästigen Gouvernante, die du ja heute los wirst!“ „O du bist nur zu gut, zu lieb gegen mich gewesen!“ rief die Kleine mit der überströmenden Liebe, die ein warmes Herz vor dem Scheiden fühlt, „was hast du für Geduld mit mir gehabt! wie tausendmal meine Unordnung geebnet, meine Unbesonnenheit gut gemacht, o, wo wird eine ältere Schwester so freundlich sein wie du?“ „Nun, dann gebe ich doch keine schlimme Stiefmutter,“ sagte lächelnd Marie. „Du? ach nein, die allerbeste, den Dekan hat wahrhaftig ein guter Stern mit dem kranken Baron in's Bad geführt, und gescheidt ist er, daß er an dem Einen Tag, wo du Mama abholtest, gleich merkte, welch ein Kleinod da für ihn zu finden sei! Mich hatte er in den drei Wochen, wo ich dort war, oft genug gesehen, fiel ihm kein einzigmal ein, daß ich eine Mutter für seine sieben Unmündigen geben könnte!“

„Das glaube ich," sagte scherzend Marie, und ihr Auge ruhte mit neidloser Bewunderung auf dem blühend schönen Antlitz der Schwester, die Trauben wären ihm zu hoch gehangen!" „Und ein Kind weiter zu erziehen, hätte er nicht brauchen können," meinte Elisabeth fröhlich, „es ist gewiß schön von dir, Marie, daß du ihn genommen, aber schrecklich edelmüthig bist du doch!" „Schrecklich? das wäre schlimm!" „Nun, weißt du, ich könnte nicht so sein! Wenn ich heirathe, ich möcht' es gut haben, recht unmäßig gut!" „Dazu helfe dir Gott!" sagte Marie innig und drückte einen schwesterlichen Kuß auf den schönen Mund.

„Dürfen wir kommen?" fragte draußen ein junges Stimmchen. „Nur herein!" rief Marie freundlich — doch lag in ihrer Stimme fast mehr muthige Ergebung als schüchterne süße bräutliche Erwartung. Die Thüre ging auf und herein trat der Bräutigam, Dekan Gerhard, ein stattlicher Mann, nahe den fünfzigen; er war in seiner Jugend Hofmeister gewesen und hatte nichts von der Unbeholfenheit, die hie und da den Landgeistlichen anhängt, er nahm sich sehr respektabel und würdig aus in der neuen feinen schwarzen Kleidung, hinter ihm sein ältester Sohn Ernst, der angehende Seminarist, ein netter, klug und bescheiden aussehender Junge, mit glatt gekämmtem blondem Haar, der halbversteckt ein Karmen in der Hand trug, mit dem er die neue Mutter begrüßen wollte; dann kamen die sechs andern, zwei Knaben und vier Mädchen, gutmüthig aussehende Kinder, noch etwas unkultivirt und kindisch, wie es schien, obwohl ihnen Marie nicht mehr fremd war. Nathanael, der jüngste, ein dreijähriger Knabe, schien schwach auf den Füßen und wurde von den Schwesterlein geführt, plauderte aber vergnügt davon, daß er habe Kutschen fahren dürfen.

„Da bring ich dir die kleine Heerde, Marie," sprach

Gerhard mit bewegter Stimme. Marie reichte ihm schweigend die Hand, sie sahen sich tief und innig in die Augen; Beide verstanden wohl, daß es sich hier mehr um einen ernsten und heiligen Entschluß für die Zukunft handle, als um ein seliges Ja, das auf glühende Herzenswünsche das Siegel drückt; das lag auch in dem leisen Kuß, den er in keuscher Scheu vor den Kindern auf ihre Stirn drückte. Er trat in tiefer Bewegung an's Fenster, während Marie mit inniger Liebe sich zu den Kindern niederbeugte, denen die ungewohnte Erscheinung der neuen Mutter in dem langen schwarzen Gewand und Schleier einige Scheu einflößte, bis sie freundliche, herzliche Worte zu ihnen sprach und sie so liebevoll ansah mit den guten treuen Augen, bis alle Furcht vergangen war, und sie wieder zutraulich mit ihr plauderten.

Elisabeth war beim Eintritt des Bräutigams heimlich zur Seitenthür hinausgeschlüpft, nicht ohne daß der naseweise kleine Heinrich zuvor dem Schwesterlein zugeflüstert hätte: „Du, die wär' aber schöner gewesen! wenn die der Vater genommen hätte!" worauf Fränzchen ihm sachverständig entgegnete: „Dummer G'sell, das ist ja ein Stadtfräulein, keine Mutter!"

Das Stadtfräulein flog zur Mutter hinüber, die eben befriedigt das gelungene Arrangement übersah. „Ach, Mütterchen," sagte sie, halb lachend, halb weinend, „drüben ist nun die ganze Schaar, unser Stübchen läuft fast über, o lieber Gott, was hat doch die Marie einen guten Muth! sieben auf einmal, wenn's nur auch drei wären oder vier! Aber ich glaube, die Wittwer haben immer sieben Kinder," fuhr sie nachdenklich fort, „es liegt ein gewisser Rhythmus darin: ein Wittwer mit sieben Kindern!" „Dein Vater hatte nur eins," sagte lachend die Mutter. — „Das ist wahr, und noch so ein gutes wie die Marie! da muß es ein Spaß sein, wenn man

so ein Püppchen schon fertig antrifft, aber sieben!" „Es sind aber im Ganzen nette Kinder," sagte begütigend die Mutter, die nicht leiden konnte, daß man die Heirath ihrer Stieftochter so gar verwunderlich fand. „Gewiß recht ordentlich, besonders weil Marie sich ihrer Toilette annahm, der himmelblaue Thibet kleidet die Mädchen ganz niedlich." „Ja, den schauderhaft rothen Zitz, den die Jungfer Tante zum Festschmuck gekauft hatte, haben wir glücklicher Weise zu Bettüberzügen genommen," sagte lachend die Mutter.

Inzwischen fuhren die Wagen vor, die Braut trat ein an der Hand des Bräutigams, um vor dem feierlichen Gang von der Mutter Abschied zu nehmen. Mutter und Tochter hatten sich vielleicht nie mit so tiefer Bewegung umarmt; wo ist ein Scheiden auf Erden, dem sich nicht ein leises Gefühl der Reue beimischt? Man hatte das gute Einvernehmen der Frau Gruber und ihrer Tochter stets als ein Muster für dies schwierige Verhältniß angeführt und die Erstere als Beispiel einer guten Stiefmutter gerühmt, auch war sie sich selbst jederzeit als ein solches erschienen. — Erst in diesem Augenblick sagte ihr ihr eigen Herz, daß es nicht ihr Verdienst war, wenn das Kind, das sie während der ersten Jahre ihres Ehstands, die sie in rauschendem Gesellschaftsleben zugebracht, meist sich selbst, der Schule und den Dienstboten überlassen, das sie später fast zur Dienerin ihres eigenen Lieblings, der reizenden Elisabeth, gemacht hatte, nun als gereiftes, innerlich klares Wesen vor ihr stand, ihre Stütze und Hilfe, die liebevolle, geliebte Leiterin der jungen Schwester.

Marie war eine demüthige, selbstlose Seele, die mehr an ihre eigenen Versäumnisse dachte als an die Anderer, sie fühlte in aufrichtigem Herzen den Dank, den sie an der Schwelle ihres neuen Lebens der Mutter darbrachte.

Mariens Entschluß schien der Regierungsräthin nicht zu

schwer, hatte sie selbst doch auch einst als ziemlich junges, hübsches und verwöhntes Mädchen einen Wittwer geheirathet. Freilich hatte sie ihn aus dem einfachen Grunde genommen, weil er ihr gefiel und ihr eine behagliche angesehene Lage bot und das Eine, stille Kind, das schon in die Schule ging, eben keine schwere Zugabe war.

Mariens Gefühle, mit denen sie sieben Kinder an's Herz nahm, die sie nicht unter dem Herzen getragen hatte, waren freilich andere. Diese mütterliche Aufgabe vor allem, so schwer, so hoch und schön wie sie vor ihr stand, hatte sie erwogen, als sie ihren Entschluß faßte. Es war nicht eben schmeichelhaft für den Dekan, daß sie mehr den Vater den Kindern zu lieb, als die Kinder dem Vater zu lieb nahm, aber eine gute Bürgschaft für das Glück und den Frieden seiner Zukunft war es jedenfalls.

Endlich wurde das geduldige Harren der Neugierigen vor der Hausthüre belohnt, die Brautjungfern waren schon von ihren Wohnungen aus nach der Kirche spedirt worden, in drei Wagen stieg jetzt der Kern der Hochzeitgesellschaft ein. Die Regierungsräthin hätte sich wohl kaum den Luxus von drei Wagen erlaubt, wenn nicht die elegante Equipage eines Hochzeitsgasts, Herrn Gérards, eines Vetters des Bräutigams, der sich als Kaufmann im Auslande eine halbe Million und einen französischen Namen erworben, ausgeholfen hätte.

Mit vielem Selbstgefühl ließ sich die Brautmama von Herrn Gérard in den prächtigen Wagen heben, den sie mit einer Base von Distinktion und Minchen, der ältesten Tochter des Dekans, einnahm. Sie athmete leicht, daß die alte Jungfer Tante, die indeß die Haushaltung des Dekans geführt, die Einladung zur Hochzeit abgelehnt hatte, da ihr eine große Wäsche und der eigne nahe Abzug so viel zu thun machte. Sie wußte,

daß ihr rettungslos abgeschmackter Aufzug die ganze Gesellschaft blamirt hätte, da sie sicher die eleganteste Haube, die man ihr verehrt, noch verkehrt aufgesetzt, oder durch irgend ein altes Ranunkelröschen verunziert hätte.

Nun wurden unter dem Fittich einer Frau Tante Kontroleurin die fünf Jüngsten in einen Wagen gepackt, nach einem kleinen Aufenthalt, den die schauderhafte Entdeckung veranlaßte, daß die Jungfer Tante dem Fränzchen blaue Strümpfe angezogen hatte, und die Noth, bis man von einem Nachbarskind weiße herbeigeschafft. Sie fuhren aber glückselig ab, streckten mit dem Gefühl großer Wichtigkeit ihre blumengeschmückten Häupter aus den Wagenfenstern, um die Inschriften der Kaufläden zu studiren, und hatten leider wenig Zeit zu beten und an die selige Mutter zu denken, wie sie Marie ermahnt hatte.

Die spöttischen Bemerkungen, mit denen man die fünf Unmündigen begleitet hatte, verstummten vor dem würdigen Eindruck, den das Brautpaar machte, vor der blühenden Erscheinung der schönen Elisabeth, die nebst dem Seminaristen mit ihnen einstieg. Der junge Ernst machte sich so schmal wie ein Lineal, damit Elisabeth gehörig ihre luftigen weißen Gewänder ausbreiten konnte. Obwohl sie nur zwei Jahre älter war als er, so wagte er doch kaum, sie von der Seite anzusehen, und mußte sich in der Stille besinnen, ob so schön wohl die griechische Helena gewesen sei. Daneben war sein Geschmack so unklassisch, daß ihm die schlanke, blühende bewegliche Gestalt in dem modischen Kleid doch besser gefiel, als die lange gerade Helena auf Bildern, in den faltigen Gewändern, bei denen man fürchtete, sie müsse bei jedem Schritt darüber fallen. Die junge Elisabeth dachte wenig an ihren stummen Verehrer, sie hielt die schönen, unschul-

digen Kinderaugen immer auf die liebe Schwester gerichtet, wie in mitleidiger Frage: ob sie's denn gewiß nicht bereue? Marie nickte ihr zu mit freundlich beruhigendem Lächeln und Elisabeth ahnte, wenn sie es auch noch nicht wissen konnte, daß das stille Licht, das in diesen Augen aufgegangen war, vielleicht den häuslichen Herd sicherer warm und hell halte, als das auflodernde Freudenfeuer eines liebeseligen, jungen Herzens. — Die Brautfräulein harrten bereits in der Kirche und machten Raum für die Braut und Elisabeth. Es waren Mariens Jugendfreundinnen. „Herbstflora!" flüsterte Herr Gérard ironisch seinem Nachbar zu; und in der That, Elisabeths junge Schönheit hob sich aus den Andern wie eine frisch erblühte Rose aus einem Asterbeet, während Minchen, als bescheidenes Maßliebchen auch noch der Reihe der Brautjungfern eingefügt wurde.

Ein Amtsbruder und Jugendfreund des Bräutigams traute das Paar; es schien den Anwesenden seltsam, zu einem Hochzeittext die Worte zu nehmen: ‚wir heben unsre Augen zu den Bergen, von welchen uns Hilfe kommt', daß er aber damit den Sinn der Braut wohl verstanden hatte, das zeigte ihm der verklärte Ausdruck ihrer Züge, wie sie nach oben schaute. Es kamen in der Hochzeitrede wenig von den rührenden Stellen und beweglichen Schlagworten vor, bei denen alle Thränenquellen flüssig werden; auch weinte die Braut nicht; ihre ganze Seele, alle Kraft ihres tiefen Herzens faßte sie zusammen in dem Gebet, mit dem sie Gott um Segen bat und Kraft für ihre Aufgabe.

Die junge Elisabeth aber, die weinte zum Herzbrechen; der Vetter Kaufmann sah ganz mitleidig zu ihr hinüber und die Mutter, die in der Reihe hinter ihr stand, suchte ihr durch leise Berührungen mehrmals zu bedeuten, daß das über den erforderlichen Anstand gehe; auch faßte sie sich

wieder, als die Schwester zum Stuhl zurückkehrte und sie, ehe sie sich neigte zum stillen Gebet, mit dem sanften Lächeln ansah, das so oft schon die Wellen ihrer jungen Seele gelegt hatte.

Die Wagen fuhren mit der Hochzeitgesellschaft nach Hause und das weibliche Publikum, das in großer Anzahl der Feier beigewohnt hatte, ließ nun auf dem Heimweg seinen Bemerkungen freien Lauf: „Eine ganz passende Parthie," meinte Eine, „nur ist sie beinahe größer als er." „Aber ahnd wird's ihr thun," sagte die Andere, „so gut wie die's daheim hatte; die hochschließenden Kleider stehen doch nicht recht gut." „War eben auch kein Pläsir," warf die Dritte ein, „so einen Backfisch neben sich aufwachsen sehen!" „Wenn's nur nicht sieben wären!" tönte eine andere theilnehmende Stimme, „und vier Mädchen darunter! es wollte ja gar kein Ende nehmen mit Kindern; und ein's ist noch dazu kontrakt oder so!" „Sie ist aber ein gescheidtes Mädchen, sie wird schon mit ihnen fertig, und ist doch eine Versorgung!" „Was Versorgung? wenn der Mann wegstirbt, so liegen ihr die sieben Würmer auf dem Hals, mit hundert und zwanzig Gulden Pension!" „Sie haben Mütterliches und erben eine ledige Tante," tröstete wieder Eine. „So, meinetwegen, dann ist's was andres; eigner Nachwuchs wäre nicht mehr wünschenswerth."

„Nicht gescheidt ist sie doch," hub wieder die Frau Häusler an, „sie hätte das Heirathen nicht nöthig gehabt, sind ja vermöglich." „Aber das Herz, Frau Häusler," warf schüchtern Fräulein Heinerike Merzler ein, „das Herz will auch seine Gefühle!" „Ach was Herz!" entgegnete die energische Frau Häusler, „nehmen Sie mir nicht übel, aber bei einem Spezial mit sieben lebendigen Kindern, da ist nicht mehr viel für's Herz vorhanden." „Gerade!" meinte Fräulein

Eberhardine Strubel, die von minder empfindsamer Natur war als Jungfer Heinerike, „die Wittwer sind eben die ärgsten Narren. Gesegnete Mahlzeit! wird allemal spät mit so einer Hochzeit.“

‚Soll man sagen leider oder zum Glück,‘ wie einmal der alte Fouqué selig anhebt, daß eine ernste, feierliche Stimmung doch oft wie ein gewisser Druck auf den Menschen lastet, auch wenn ihr Ernst noch so ungeheuchelt war, und daß sie mit einem gewissen Gefühl der Befreiung zu der Stimmung und Unterhaltung des Alltagslebens zurückkehren, leicht aufathmend mit dem unausgesprochenen Gedanken: So, das wäre abgemacht! So ging es auch der Hochzeitgesellschaft im Hause der Frau Regierungsräthin, nachdem die Umarmungen und Glückwünsche vorüber waren und sich Alles um die schön arrangirte Tafel geordnet hatte; auch Elisabeth hatte sich die hellen Augen trocknen lassen von der sanft liebkosenden Hand der Schwester und sie glänzten wieder freundlich in lebhafter Unterhaltung mit dem Vetter von Antwerpen, dem als weitgereistem und gebildetem Kaufmann der Stoff zum Gespräch nicht ausging. Die Kinder amüsirten sich vortrefflich an einem eigenen Tischchen im Nebenzimmer, und der Seminarist, den man als konfirmirte Standesperson zu den Erwachsenen gesetzt hatte, blickte manchmal sehnsüchtig nach ihrer ungezwungenen Heiterkeit hinüber; er saß freilich der jungen Tante gegenüber, deren Schönheit er wohl zu würdigen wußte, aber was half's ihm? so oft er seine schüchternen Blicke zu ihr erhob, begegnete er einem ironischen Lächeln des Kaufmanns, das ihn glühend roth machte, bis ihn seine Nachbarin, eine der Brautjungfern, ein gutmüthiges verständiges Mädchen, in ein Gespräch über sein Seminarleben, seine kleinen Ferienreisen und über die Eigenschaften seiner Geschwister brachte.

Und nun entlud sich das Gebirge der Hochzeitsträuße auf die Tafel, die allerdings Leben und Bewegung in die Gesellschaft bringen, aber jede gemüthliche Unterhaltung unmöglich machen.

Hochzeitsträuße nämlich (zur Notiz für Solche, die diese glückliche Sitte nicht kennen), sind kleinere oder größere Gaben, die meist anonym, weniger dem Brautpaar als den Hochzeitgästen, zumal den Brautjungfern, von anwesenden und abwesenden Bekannten zugesandt werden; das ist denn eine Spannung und Ueberraschung, eine hübsche Gelegenheit, einen neckischen Scherz oder eine sonst verborgene Huldigung darzubringen, und — eine weitere Illustration zu dem schwäbischen Sprüchwort:

G'vatterstehn und Hochzeitgehn
Ist 'ne Ehr und macht den Beutel leer.

Auch hier thürmten sich Berge von großen und kleinen Paketen zumeist vor den Damen auf, sie erhielten allerlei scherzhafte Zusendungen, Figuren in Wachs und Dragant, unter denen Pfarrer en miniature eine große Rolle spielten, mit neckischen Gedichten begleitet, die sie mit einigem Geräusch zu verstecken suchten, bis sie erbeutet und unter großem Protest zu allgemeinem Ergötzen vorgelesen wurden. Auch ließen sich, da es für Ehrensache gilt, recht viele Hochzeitsträuße zu erhalten, jüngere und ältere Damen von Haus aus werthvolle Gegenstände schicken: Uhren, Schmuck, Kleiderstoffe, welche die übrige Gesellschaft mehr in Erstaunen setzen als sie selbst, sintemal sie diese Geschenke längst besessen und sich nur wieder hatten schicken lassen, um neue Kosten zu ersparen und doch als vielbeschenkt zu gelten.

Der Seminarist war glückselig über eine silberne Cylinderuhr, dem Geschenk seiner neuen Mutter, am Kindertisch

brach vollends lauter Jubel aus über neue Puppen der Mädchen und ein wunderschönes Bilderbuch des kleinen Nathanael, der aber bald herausschlich und sich unversehens auf Mariens Schooß einnistete. Er fühlte ihren liebevollen warmen Blick wie ein krankes Pflänzchen den Sonnenschein, sie wehrte lächelnd dem Vater, der sie von der Last befreien wollte und hielt das Kind weich und warm an ihrem Herzen, bis es, müde von der ungewohnten Aufregung, eingeschlafen war, sie trug es leise in ihr Mädchenstübchen hinüber, legte es sanft auf ihr Bett und kam mit klaren Augen zurück, um sich am Anblick der eigenen und fremden Herrlichkeiten zu ergötzen.

Dem Kaufmann, der sehr lange schon von der Heimath abwesend war, war die Sitte der Hochzeitsträuße, die auch erst in neuern Zeiten eine fabelhafte Ausdehnung gewonnen hat, fremd gewesen, er selbst wurde als Fremder auch nicht besonders reichlich bedacht, die umsichtige Brautmutter sogar hatte ihn vergessen, und improvisirte nur noch eine Sendung, bestehend in einem geschliffenen Trinkglas des seligen Herrn Regierungsraths, von der Sorte, wie sie nie gebraucht und nur jezuweilen zerbrochen werden. Unversehens verschwand er für einige Zeit und kurz nach seinem Wiedererscheinen wurde der verlaufene Strom der Hochzeitsträuße auf's Neue flüssig und zu großer wirklicher Ueberraschung erhielten die Brautfräulein allerliebste Kleinigkeiten von Gold, die ihnen in der That noch gänzlich neu waren. An Elisabeth kam ein besonders elegantes Etui, das schien nun in der That ein ernsthafter Scherz! das Brillantschlößchen eines wundervoll gearbeiteten Armbandes blitzte ihr entgegen, als sie es öffnete, sie erschrack fast, und doch ließ sie geschehen, daß Herr Gérard es ihr anlegte, um zu beweisen, daß es viel zu eng für diesen vollen Arm sein müsse, es schloß aber doch um

das feine Gelenk, der schöne weiße Arm und das goldene Band sahen aus wie zusammengewachsen, — es wäre Sünde gewesen, es wieder zu lösen; doch hatte Elisabeth ihr Bedenken dabei,

. . . . und Ringe sind's, die eine Kette bilden,

kam ihr als unwillkürliche Reminiszenz zu Sinn. Aber selbst die geschmackvollen Geschenke des Kaufmanns traten in Hintergrund gegen die Hochzeitgabe des Barons von Ellershausen, des ehemaligen Zöglings des Dekan, dem seine leidende Gesundheit nicht gestattet hatte, an dem Feste Theil zu nehmen: ein silberner Pokal mit Sinnbildern aus der Bibel in erhabener Arbeit und der Inschrift: „Wohl dem, dem ein tugendsam Weib bescheeret ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen."

„Fast zu kostbar für einen geistlichen Haushalt," sagte der Dekan mit unverhehltem Wohlgefallen an dem edlen Geräth, „und doch bescheert uns Gott wohl hie und da ein Familienfest, das ein Ehrentrunk aus diesem Pokal verherrlichen soll." —

Vor sechzehn Jahren, an seinem ersten Hochzeitfest, hatte die Mutter des Barons, eine praktische Dame, die bescheidene Einrichtung des jungen Pfarrers mit einem Hochzeitgeschenk von soliden silbernen Löffeln ergänzt, er dachte dankbar, wie mit den sieben Kindern doch auch der Segen eingekehrt sei, so daß er jetzt gerne das Schöne zum Nützlichen hinnehmen dürfe, den edlen Festtrunk nach dem täglichen Brod.

Es wäre nun der Zeitpunkt gewesen für die Hochzeitgesellschaft, sich zu zerstreuen, in zwanglose Gruppen zu theilen, dazu aber war der Raum etwas beschränkt, das Gärtchen unten allzu sehr der Oeffentlichkeit ausgesetzt. — Eine der

Brautfräulein ließ sich endlich bewegen, an's Klavier zu sitzen, das man in's Nebenzimmer placirt hatte, und die Variationen, die sie spielte, halfen der stockenden Konversation wieder auf, so daß das Brautpaar Gelegenheit fand, sich wegzustehlen. Elisabeth, die in fieberhafter Angst war, Marie möchte ohne Abschied von ihr gehen, ließ sich nicht mehr halten durch die brillante Konversation des Kaufmanns und schlich hinüber in's alte Stübchen.

Mariens Reisekleid war schon bereit gelegt — eine Hochzeitreise war bei dem Amt und Hausstand des Dekans kaum statthaft, sie wollten nur einen Ausflug von einigen Tagen an den Rhein und auf das Gut der Baronin von Ellershausen machen, da ohnehin die Jungfer Tante darauf bestand, noch eine große Wäsche zu Ende zu bringen, die Kinder sollten einstweilen unter der Obhut einer alten Magd nach Hause reisen.

„Komm, Kind, hilf mir," sagte Marie lächelnd und setzte sich, um Kranz und Schleier lösen zu lassen. Elisabeths Hand zitterte und als sie sich vor sie stellte, um die Nadeln auszuziehen, da umfaßte Marie die Schwester, legte ihr Haupt an Elisabeths Herz, und sie, die allezeit Ruhige und Gelassene, weinte bitterlich, wie ein Kind. Ja, wie ein Kind; wenn das auch sonst nicht stets ein treffender Vergleich ist, so paßt er doch auf die Thränen einer Braut, — sie fließen so heiß, so reichlich und doch sind sie bald getrocknet wie Kinderthränen. Ob Mariens Thränen nur dem Abschied von den Mädchentagen und der Schwester galten, ob lange begrabenen Jugendträumen, die sich einst ein anderes Loos gemalt, als das resignirte Glück einer zweiten Gattin, einer Mutter fremder Kinder? — Niemand weiß es, und Niemand hat ein Recht darnach zu fragen. Die Thränen einer Braut sind heilige Thränen, wenn ihre Augen

nachher so innig und andächtig zum Himmel blicken können, so liebevoll und klar in das Auge des Gatten wie die Mariens. Auch vergaß Marie bald die eigenen Thränen in zärtlichem Trösten der Schwester, die ganz aufgelöst war in Abschiedsleid. — Der Abschied von der Mutter war ein ruhigerer und der Dekan, der seine erste Gattin einem zahlreichen Familienkreis hatte entreißen müssen, unter so herzbrechendem Jammer, als ob sie, eine zweite Andromeda, einem Drachen geopfert werden sollte, war noch recht dankbar, so leichten Kaufs davon zu kommen, und eilte, seinen Raub in Sicherheit zu bringen.

Bei der Gesellschaft oben wollte die Unterhaltung nicht mehr recht gehen, obgleich man ein Gesellschaftsspiel: Suchen nach der Musik, in Gang gebracht hatte. Elisabeth konnte sich mit ihren verweinten Augen kaum mehr sehen lassen und war unempfänglich für die Tröstungen Herrn Gérard's, die Kinder waren ohnehin übersättigt, müde und langweilig, froh, daß die Frau Base Kontroleurin sie nach Hause nahm, bis auf Minchen, die älteste, die Mariens Stelle im Jungfernstübchen einnahm, und den Seminaristen, der bei einem Freund ein Unterkommen gefunden hatte.

Auch die übrige Gesellschaft fand bald, daß es spät sei, zu unendlicher Erleichterung der ermatteten Regierungsräthin, Herr Gérard mußte früh am andern Morgen wieder abreisen, erbat sich aber die Erlaubniß, bei den neuen Verwandten wieder einsprechen zu dürfen, wenn ihn seine Geschäfte später in die Residenz führten, — er hielt recht bedeutsam einen Augenblick die schöne kleine Hand Elisabeths in der seinen, aber die erhöhte Feststimmung war verflogen — um weiter zu bringen, mußte man günstigere Zeiten abwarten; die übrigen Hochzeitgäste machten sich inzwischen ihre Gedanken, die Brautfräulein fuhren nach Hause, um ihre

Geschenke und ihre Mittheilungen auszulegen, — die Mama leerte das Dessert zusammen, es brachen Mägde ein, um Stühle und Geräthe fortzuschaffen, und der Festsaal nahm einen höchst unerquicklichen Charakter an.

Es war Nacht, Elisabeth verweilte noch ein wenig bei der Mutter, eh' sie in ihr verwaistes Stübchen ging, wo Minchen bereits steinfest schlief. „Ach, glaubst du gewiß, daß Marie glücklich wird?" fragte sie, wohl zum zehntenmal. „Gewiß," tröstete sie die Mutter, die ungeduldig geworden wäre, wenn ihr nicht diese Liebe ihres schönen Kindes zu der viel älteren Stiefschwester eben gar zu liebenswürdig und bewundernswerth erschienen wäre; — „der Dekan gefällt mir immer besser, er ist ein würdiger Mann und ein Mann von Welt dazu, und dann denke, daß man mit neunundzwanzig Jahren andere Ansprüche an Glück macht als mit siebenzehn." — „O Mütterchen, ich sage dir, mir ist ganz bang geworden unter der Hochzeitrede, wie der Pfarrer die Hingebung und Aufopferung eines ganzen Lebens so herrlich und segenbringend darstellte, es kam mir am Ende selbst ganz schön und als das einzig Wahre und Rechte vor, so daß ich fürchtete, ich werde nun auch unversehens ganz freiwillig wie die Marie einen Wittwer mit sieben oder gar mit neun Kindern heirathen müssen. Ach, Mutter, liegt denn wirklich Glück und Segen allein in der Aufopferung? weißt, ich wäre doch auch selbst glücklich geworden!" — „Sei nur ruhig," lächelte die Mutter, die selbst wenig Erfahrung im Gebiet der Aufopferung hatte, denn der Regierungsrath selig war, wie die Welt meinte, ein guter Hammel gewesen, — und streichelte ihr tröstend die glühenden sammtweichen Wangen, „du siehst mir noch nicht darnach aus, und es gibt verwöhnte

Lieblinge der Natur, Sonntagskinder, die es auf ihr eigen Köpfchen hinausführen dürfen.“ Elisabeth hatte wie ein Kind den Kopf auf den Arm der Mutter gelegt, die ihr den Rosenkranz aus den schönen Haaren gelöst hatte, — wer, wenn er in diese leuchtenden Sonnenaugen, in dies blühende helle Angesicht sah, konnte der Mutter verdenken, wenn sie dachte, jetzt eben ein solches Sonntagskind vor sich zu haben. „Gut Nacht, Mütterchen! Du machst den Anfang mit Verwöhnen!“ rief sie heiter, und suchte ihr Lager, auf dem sie bald so süß schlief als ihre neue Nichte. Doch nicht so fest, denn sie träumte, sie sei die Braut eines dicken alten Herrn mit einer rothen Schnupftabaksnase und wußte doch gar nicht, wie das zugegangen sei. Sie mußte bitterlich weinen und hatte noch nasse Augen, als sie morgens erwachte und die klare Sonne in ihr Fenster schien und Minchen bereits mit verschlafenem Gesichtchen nach ihr herüber sah, aber sie war ganz seelenfroh, daß es ein Traum gewesen. „Ach Gott Lob und Dank, daß ich noch keine Braut bin! Guten Morgen, Minchen, schlaf nur noch ein wenig, bis ich angekleidet bin, ich helfe dir nachher.“

Es ist ein Segen um die leise Macht der Gewohnheit, um das augenblickliche Vergessen selbst, das wie weiches Moos einen zerklüfteten Stamm, die Wunden der Trennung überzieht und wie milder Frühlingswind die Thränen des Leides trocknet, — ein Segen und eine Wohlthat, denn wer vermöchte seinen Lebensweg zu gehen, wenn all die Last von Weh und Herzeleid auf der Seele liegen bliebe, die von jungen Jahren an darüber geht. Und doch empfinden wir dies Vergessen wieder mit leiser Reue, dies Entwöhnen als Schwäche, ja als Schuld, als ein Unrecht gegen die, von denen wir mit Schmerzen geschieden sind. Es lebt das unverlöschliche Gefühl in der Seele, daß sie für ewiges Festhalten an dem, was ihr eigen, geschaffen ist, für ewige Liebe und Treue.

Die Regierungsräthin fand es nicht so schwer, ohne Marie fortzuleben, obgleich sie die Stieftochter aufrichtig lieb gehabt und wahrhaft hoch geschätzt hatte. Eben diese Hochschätzung, die sie Mariens ächten Tugenden nicht versagen konnte, war ihr je und je etwas lästig geworden, sie war eine Frau der Gesellschaft, sie liebte ihr Kaffeekränzchen am Nachmittag, ihren Theeabend mit einem ruhigen anständigen Kartenspielchen, ihre Sonntagsparthie in den Lustgarten eines umliegenden Ortes, und das Gefühl, daß der ernstere Sinn ihrer Tochter an all diesem wenig Geschmack finde, es für überflüssig, am Ende gar für Unrecht halte, bedrückte sie, obwohl sich Marie nie darüber aussprach; sie konnte das ruhige Lächeln nicht ertragen, mit dem Marie ihren endlosen Berathungen über einen Kleiderstoff, über eine Haubenfaçon zuhörte, und die Kürze und Einfachheit, mit der sie ihre eignen Toilettenangelegenheiten behandelte, schien ihr übertrieben und unnatürlich für ein Mädchen. Und Elisabeth war ihr Abgott! sie war eifersüchtig auf die Liebe und Verehrung gewesen, mit der sie zu der Stiefschwester aufsah, und dann hatte wieder die Furcht, zu partheiisch zu scheinen, ihrer Zärtlichkeit für ihr Kind Zwang aufgelegt. Nun wollte sie ihrem Liebling erst goldene Tage machen! „Marie hat gewiß den besten Einfluß auf meine Kleine gehabt,“ gab sie zu, „aber sie hätte mir das Kind zur Nonne gemacht. Die gute Marie, die selbst wenig Aeußeres hat, that freilich wohl, sich mehr auf ernsterem Gebiet zu halten, sie hat ja nun auch auf diesem Wege ihre Versorgung gefunden, aber meine Elisabeth ist doch wohl für eine andere Zukunft berufen!“ Elisabeths Leid um die Schwester war ein ungemischtes, Mutter und Schwester hatten ihr unbewußt bei ihr die Rollen gewechselt: während sie bei der Mutter Gewährung jedes Wunsches, Sympathie für jedes kindische Vergnügen, Nachsicht für jeden

Fehler fand, blickte sie zu der Schwester auf, mit unbedingtem Glauben, mit vollstem Vertrauen, sie war ein verwöhntes Kind, aber kein eigenwilliges, es war ihr süß, sich leiten zu lassen. Mit dem Instinkt eines liebewarmen, großmüthigen Herzens hatte sie früh gesucht, durch reiche Liebe die Parteilichkeit der Mutter zu vergüten, und Marie hatte ihr diese Liebe so innig, so dankbar erwiedert. Immer noch war sie wohl zehnmal des Tages im Begriffe zu fragen: was meinst du, Marie? oder nicht wahr, Marie? Sie ermüdete die Mutter mit ihren endlosen Fragen und Gesprächen über Marie; wo sie jetzt wohl sei, und was sie jetzt wohl thue? und sie trug Mariens ersten Brief bei sich wie einen Brautbrief, um ihn immer wieder zu lesen.

Aber die Mutter that ihr Bestes, das Kind zu zerstreuen, ihm Vergnügen zu machen, und das war bei Elisabeth nicht schwer. Sie trat in ein französisches Lesekränzchen zur weitern Ausbildung in der Sprache, wo man viel Thee trank, eine Weile aus der bibliothèque pour la jeunesse vorlas, ziemlich schlecht französisch plauderte, bis es immer holpriger ging, man sich gegenseitig auslachte und dann mit unendlichem Vergnügen zur lieben Muttersprache zurückkehrte und nach Herzenslust deutsch schwatzte. Sie wurde in diesem Winter zum erstenmal in die Welt eingeführt, in die musikalischen Abende der Madame Scheeler, zu den geistvollen Cirkeln mit Tableaux und Jeux d'esprit der Frau Comerzienrath Schneemüller, und wenn sie sich auch da noch etwas schüchtern und nicht ganz zu Hause fühlte, so übte doch die ganze Atmosphäre von Blumen und Düften, von Sang und Klang, die die geschmückten teppichbelegten Räume durchwehte, einen bezaubernden Einfluß auf ihr junges poesiereiches Gemüth und sie meinte jeden Abend: heut sei es doch am Schönsten gewesen. Der Frühling kam, aus den Soirees beim Lampenlicht wurden

Abende im Freien, die jungen Mädchen machten Frühspaziergänge in das nahe Wäldchen und hielten fröhliche Pikenicks in der Gartenlaube einer ländlichen Schenke, Elisabeth war überall die Heiterste. Doch vergaß sie der Schwester nicht und das Heimweh nach ihr wachte oft lebendiger als je auf, wenn sie Abends in ihr Stübchen kam.

Sie hatte zu Anfang Marien lange Briefe, halbe Tagebücher geschrieben, aber die gute Marie hatte bei dem besten Willen nicht viel Zeit zum Antworten; so wurden auch Elisabeths Briefchen immer kürzer und schlossen stets ‚in Eile.‘

Vor Schlafengehen hatten die Schwestern stets ein Kapitel der Bibel zusammen gelesen, ehe sie ihr stilles Nachtgebet gesprochen; Marie hatte gern noch mit der Schwester darüber geredet, nicht im Lehrton, sondern als eine Suchende, aber eben ihre bescheidenen Fragen und Bemerkungen hatten Elisabeths Sinn tiefer in das Verständniß der heiligen Blätter geführt. „Wer liest nun die Bibel mit mir?“ hatte sie vor dem Scheiden in klagendem Ton Marien gefragt. „Die Mutter vielleicht,“ beruhigte sie Marie. „Ach nein, du weißt, die Mutter hat ‚Etwas für's Herz auf dem Weg zur Ewigkeit,‘ daraus liest sie hie und da Abends, oder aus dem Witschel, aber sie sagt, die Bibel verstehe unser eins doch nicht recht, da lasse man's lieber gehen.“ — „Lies für dich,“ bat sie Marie, „und wenn du willst, so schreib dir hie und da deine Gedanken darüber auf und theile sie mir mit, willst du?“ — „Herzlich gern, aber ich werde nicht können.“ — „Versuchs!“

Es kam nicht oft zum Versuch; die Mutter hatte sich bald nach Mariens Abzug bei einer Leihbibliothek abonnirt; da kamen gar zu interessante schöne Geschichten, Elisabeth las der Mutter vor, bis sie eingenickt war, dann las sie noch für sich oft tief in die Nacht hinein, bis auch ihr die Augen zufielen. Pflichtmäßig öffnete sie noch vor dem Einschlafen

ihr kleines Testament, die müden Augen konnten kaum mehr die Worte unterscheiden, viel weniger drang der tiefe Sinn in das zerstreute Köpfchen, und sie entschlummerte, ehe sie nur gesucht, ihn zu erfassen. Manchmal freilich faßte sie wenigstens die großgedruckten Stellen auf und sie konnten ihr zu Zeiten Nachdenken verursachen. „Ach, Mütterchen," sagte sie einmal Abends, als sie mit ihr allein war, „weißt du, daß ich heut immer an die Stelle denken muß: ‚wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann mein Jünger nicht sein.' Mutter, ich habe ja gar kein Kreuz zu tragen." — „Einfältiges Kind, du wirst doch das Kreuz nicht gewaltsam herbeirufen wollen! das ist nicht so gemeint. Warte nur, das Kreuz kommt früher oder später von selbst und dann, wenn es einmal kommt und wir nicht ausweichen können, dann sollen wir mit religiöser Ergebung uns darein schicken, wie du siehst, daß ich mich jetzt in meinen Wittwenstand schicke; es gibt auch Frauen, die ihr Lebenlang darüber seufzen, daß sie Wittwen geworden sind, siehst du, die wollen dann ihr Kreuz nicht auf sich nehmen; das ist der Unterschied."

So ganz überzeugt fühlte sich Elisabeth noch nicht; das mußte man allerdings der Frau Regierungsräthin nachsagen, daß sie ihr Kreuz mit Leichtigkeit und Anstand trug, sie hatte sich wohl die scharfen Kanten weich ausgefüttert, um es desto länger tragen zu können.

„Aber heute, Mutter, muß ich zu der alten Braun," sagte Elisabeth an einem andern Morgen, „Marie hat mich nun schon zweimal gefragt, ob ich sie nicht vergessen habe." — „Heut ist es unmöglich, wir müssen in die Blumenausstellung und nachher habe ich der Frau Präsident versprochen, mit dir in ihren Garten zu kommen; Ricke kann der Braun übriges Essen und etwas Geld bringen."

„Aber sie hat sich so gefreut, als ich einmal nach Ma-

riens Hochzeit selbst bei ihr war, und gesagt, es habe ihr indeß Niemand vorgelesen.“ — „Dazu gibt es andre alte Weiber, die besser Zeit haben als du,“ entschied die Mutter. „Ueberhaupt muß ich dir sagen,“ fuhr sie fort, „daß mir das Wesen mit Besuchen bei Bettelleuten und in Spitälern und Kleinkinderschulen etwas affectirt vorkommt. Das war zu meiner Zeit gar nicht der Brauch, und man ist damals auch fromm gewesen und wohlthätig. Die Bettelleute sind so frei und kommen zu uns, die brauchen wir nicht aufzusuchen, und die verschämten Armen werden nur unverschämt, wenn man so expreß zu ihnen geht; glaub' mir, das ist eine Modesache.“

„Aber Marie hat es nicht als Modesache gethan,“ sagte Elisabeth, in der Schwester Seele gekränkt, mit nassen Augen. „Gewiß nicht,“ sagte die Mutter begütigend, „nur weißt du, Marie war doch so allmählig auf dem Weg zur alten Jungfer, da sucht man allerlei, um das Herz auszufüllen, und es ist ja jetzt gut, daß sie mit solchen Sachen umgehen kann, nun sie eine geistliche Frau ist, aber bei dir, Kleine, hat's immerhin noch Zeit.“ — „Es ist wahr, ich verstehe mich nicht so recht darauf, und bin bei den Leuten immer in Verlegenheit,“ sagte Elisabeth erleichtert, und legte beruhigt dies Stückchen Kreuz wieder bei Seite.

Der Sommer kam und mit ihm in dem Bekanntenkreise der Regierungsräthin die große Frage: „wohin?“ das heißt, „in welches Bad werden sie diesmal gehen?“ — „Ich bin noch nicht entschieden,“ meinte Frau Geheimerath, „Baden ist mir zu geräuschvoll und Niedernau zu still, Wildbad echauffirt mich zu sehr und wird immer theurer, und ein Seebad greift mich an.“ — „Kreuznach, meint mein Doktor, würde mir vielleicht passen,“ sagte Frau Hofrath Willing, „aber die Einrichtung sei dort etwas mangelhaft.“ — „Homburg ist

meinem Mann verordnet," sagte Frau Oberfinanzrath Andres, „und der Medicinalrath meint, es könnte mir auch gut thun, aber es gehen gar keine von meinen Bekannten hin, da wäre mir's doch langweilig." — „Mein Sohn soll nach Helgoland," sagte Frau Commerzienrath Kurz, „und er schlägt mir vor, das auch zu versuchen, da mir Ems im vorigen Jahr so gut wie gar nichts geholfen, aber denken Sie sich die abscheulichen Hüte, die man dort trägt! Nein, ich bin mein Lebtag nie eitel gewesen, und werde jetzt nicht erst anfangen, aber wenn ich mich in einer solchen Vogelscheuche sehen müßte! lieber nach Weißbad in der Schweiz, das der Madame Ulrich voriges Jahr so gut that." — „Das sei aber für Brustübel, und Sie leiden ja im Kopf." — „Ach, der Doktor meint, der Unterschied sei nicht so groß, man muß eben alles versuchen, was haben denn Sie im Sinn, Frau Regierungsräthin?" — „Ich gehe eben in Gottes Namen wieder nach Baden," seufzte diese ergeben, „ich habe diesmal gar einen ordentlichen Winter gehabt, und ich denke, das ist noch die Nachwirkung vom vorigen Jahr. Warme Bäder kann ich zwar nicht gut ertragen, aber die Ruhe und die Luftveränderung ist doch die Hauptsache, und eine Erholung thut mir so Noth nach der großen Anstrengung mit der Aussteuer und Hochzeit meiner Marie." — „Ach, freilich," stimmte Frau Hofrath Berzenberg andächtig bei, „ja wohl, die Luft ist die Hauptsache und die Nachkur." — „Allerdings die Nachkur," fiel die Frau Hofräthin ein, „mir wird's jedesmal schlechter im Bad, man hat doch seine gewohnte Ordnung nicht, aber den Winter bringe ich dann immer wieder erträglich zu." — „Sie nehmen natürlich Ihre Elisabeth mit, Frau Regierungsräthin?" — „Glaube kaum," sagte diese, „zwei Personen kommen doch sehr hoch, und Sie wissen wohl, eine Wittfrau muß sich nach der Decke strecken. Meine Kleine plagt mich

so, sie zu der Marie zu lassen, die wir ja noch nicht besucht haben, dahin will ich sie auf der Reise nach Baden bringen und sehen, ob sie lange dort bleiben mag."

Die Regierungsräthin hatte in der That Grund, auf einige Ersparnisse zu denken, sie war nicht eben reich und durch Mariens Verheirathung fiel noch ein Theil ihrer Einkünfte weg, aber sie hielt es für Elisabeths Zukunft viel besser, bei sparsamer Eintheilung des innern Haushalts, nach außen durch geselligen Aufwand sich in den Ruf großer Wohlhabenheit zu setzen. Deshalb hatte sie auch nie zugegeben, daß Marie früher ihrem Herzensdrang folgte und als Lehrerin oder Erzieherin einen eigenen Beruf wählte. „Sagte ich nicht, du würdest mir's noch danken?" sagte sie bei dem Antrag des Dekans, „als Gouvernante hättest du lange warten können, bis du Braut geworden wärest; da trifft's unter Hunderten kaum Eine, nun kannst du ja doch noch erziehen nach Herzenslust."

Doch war es nicht, als ob die Regierungsräthin Tag und Nacht auf nichts gesonnen hätte, als ihre Tochter mit Glanz an den Mann zu bringen, wie es unsere modernen Schriftsteller als Typus einer Mutter aufstellen; o nein, sie träumte sich freilich eine glänzende Zukunft für ihr schönes Kind, aber sie freute sich von Herzen ihres Besitzes und war ihrer Jugend froh, bei der eine Trennung noch in der Ferne lag. Sie war viel zu fest überzeugt, daß der Besitz ihrer Elisabeth dereinst der Gipfel menschlicher Glückseligkeit sei und daß kein Sterblicher ungefährdet in diese Sonnenaugen blicken könne, als daß sie daran gedacht hätte, jetzt schon Pläne zu machen. Elisabeth besann sich darüber gar nicht, sie wußte, oder fühlte doch wenigstens unbewußt, daß sie liebenswürdig war und geliebt, aber ihr glückseliger Uebermuth hatte nichts Verletzendes, sie war so bereit, jede ihrer Schwächen

einzugestehen, jeden Vorzug Anderer anzuerkennen; so warmen Herzens, und allezeit fröhlich!

Sie war im vorigen Jahr königlich vergnügt in Baden gewesen in ihrer neuen reizenden Toilette, auf den Promenaden, unter den mannigfaltigen bunten Gestalten, in der märchenhaften Pracht der Säle, auf den schönen einsamen Waldwegen, aber sie freute sich nun auch wie ein Kind, als sie hörte, daß sie diesmal wenigstens die ersten Wochen während der Mutter Badeaufenthalt bei Marie zubringen sollte. So führte sie denn die Mutter hin, ohne sich länger als einen Tag bei Dekans aufzuhalten; Elisabeth aber versprach ihr genaue Berichte über all' ihre Erlebnisse bei Marien.

Elisabeth an die Mutter.

Ja, liebe Mutter, da wäre ich nun bei der Marie, aber ich muß sagen, trotz allem, was Ihr allemal von dem schönen Wirkungskreis gesagt habt, den sie bekomme, gelüstet mich's doch gar nicht nach so einem; du liebe Zeit, was ist die Marie für ein geplagtes Geschöpf vom frühen Morgen bis in den späten Abend! Da sollen um sieben Uhr schon die Buben zur Schule und vorher noch überhört werden, den Mädchen muß man die Zöpfe flechten, und der Kleine ist skrophulös und soll Dreifaltigkeitsthee trinken, und die Pauline hat Anlage zum Schiefwerden, mit der soll man gymnastische Uebungen vornehmen, dem Minchen Liebe und Geschmack zu Haushaltungsgeschäften beibringen und sie mag doch nicht. Daneben haben sie Aecker, da soll man nach den Taglöhnern schauen und für alle Wöchnerinnen des Städtchens kochen! Und der Herr Dekan, ja der thut nichts zur Sache, als daß er hie und da eine neue Ordre erläßt, was alles noch ge-

schehen und nicht geschehen sollte, und wenn er einmal einen losen Knopf an seinem Rock hat, so kommt er mit der Miene einer gekränkten Unschuld, daß seine Frau diesen schweren Unfall nicht schon lange vorhergesehen und beseitigt hat.

Ja die Männer! behüt' mich Gott, daß ich heirathen sollte, nein, wenn ich denke, was wir daheim ein nettes, behagliches Leben zusammen führen!

Marie ist übrigens nicht unglücklich, oder gesteht sie's mir nur nicht, weil sie wohl weiß, daß ich diese Heirath nicht zugeben wollte. Sie ist sehr selten übler Laune, hat mit den Kindern eine merkwürdige Geduld und sie und ihr Mann scheinen sich ganz gut zusammen zu verstehen, was mir unbegreiflich ist. Du glaubst nicht, was er für Prätensionen an sie macht! „Liebe Frau, könntest du nicht heute selbst auf dem Acker nachsehen und einen Versuch mit der neuen Maisgattung machen?“ und „Marie, nicht wahr, du bist so gut und siegelst und überschreibst mir die drei Päckchen oben an die Pfarrämter Schnekenthal und Ladenburg und ein's an's Consistorium? aber verwechsle sie nicht und besorge alle noch vor zehn Uhr! Minchens Aufsatz solltest du noch lesen, und halt! sieh mal, die Gartenmauer vor dem Haus sieht so kahl aus, sorge doch für Gefäße zu Topfpflanzen, aber von hübschen etrurischen Formen, nur ganz wohlfeile von gewöhnlichem Thon ...“ — „Ja, Schatz, solche hat der Töpfer nicht.“ — „Ach was, er muß schon haben, aber was ich will, findet allemal Schwierigkeiten.“ Wenn ich dann denke, Marie sei ganz außer sich über solch' unsinnige Zumuthungen, so lacht sie nur und sagt: „Nur gemach, verehrte Regierung, die getreuen Stände haben auch eine Stimme!“ Ich weiß nicht, was er für Vorstellungen von den Fähigkeiten einer Frau haben muß, — nein, in Ewigkeit nehme ich keinen Mann!

Er hält freilich viel auf Marie und nimmt vorweg an, daß sie alles verstehe und alles auf's Beste mache, aber das ist ein kostbares Zutrauen, wenn man Einem auflädt, was für Drei zu schwer wäre!

Du sagtest wohl, ich solle mich in mein Stübchen setzen oder in den Garten, wenn die Unruhe im Hause so groß sei; aber weißt Du, Mütterchen, da habe ich denn doch ein böses Gewissen dabei, wenn ich sehe, wie viel Marie thut und wie man dem Minchen ein gutes Beispiel geben soll. Das gerade ist das Fatale bei so einem Getreibe, daß sich kein Mensch ruhig seines Lebens freuen kann.

Es ist mir schon leid, daß ich nur so lang bei dem Brief an Dich sitze, ich meine jetzt gleich, ich sollte mich des kleinen Nathanaels annehmen, der im Gärtchen unten allein auf dem Boden herumkrabbelt, während Marie die Waschkiste des Seminaristen auspackt. Lebe wohl für heute, liebe Mutter, schreib mir auch, wie Dir's im Bade geht, sie haben mir Alle Grüße an Dich aufgetragen. Von Herzen

Deine gehorsame Tochter
Elisabeth.

2.

Ich muß gleich wieder schreiben, daß Du nicht der armen Marie und ihrem Mann Unrecht thust.

So schlimm wie Du meinst, ist es wahrhaftig nicht hier; weißt Du, ich bin eben verwöhnt von unserem gemüthlichen, angenehmen Leben daheim.

Es ist oft wirklich auch nett hier, wenn man einmal die Kinder im Frieden beisammen hat und das Völklein so

um den Tisch sitzt und man nicht gerade zanken darf: „Paul, wie iß'st du so garstig; Karoline, verschütte nicht immer Wasser! Eduard, bleib sitzen!" Auch die gemeinsamen Spaziergänge sind hübsch, nur geht meist eins der Kinder verloren, oder patscht eins in's Wasser, oder werfen sie das Wägelchen mit Nathanael um, sonst aber sind sie vergnügt. Der Schwager ist gewiß ein braver Mann, und ich sehe wohl, daß ihn Marie von Herzen lieb hat und er sie, nur meine ich, er sollte viel mehr erkennen, was er an ihr hat, er nimmt es nur so hin. Marie lacht, wenn ich das zu ihr sage, und meint, ich solle mir nur einmal vorstellen, ob ich verlangen wollte, daß mein Mann alle Tag und Stunden bewundernde und anerkennende Reden an mich hielte; — nun, das ist wohl wahr, ich kann mir aber überhaupt nicht vorstellen, wie's wäre, wenn ich einen Mann hätte; es müßte doch noch ein ganz anderer sein, als der Marie ihrer, wenn ich mich entschließen sollte!

Mit den Kindern steht sie ganz nett, freilich gibt's aber auch Schwierigkeiten, an die eine rechte Mutter nicht denkt. Der Seminarist ist, glaube ich, das Beste von allen; wenn der gute Mensch nicht den Fehler hätte, daß er seine Waschkiste jedesmal zur Unzeit schickte und beständig das Unglück gehabt hätte, daß ihm seine Lampe umgefallen ist und Oelflecke auf Bücher, Betten und Kleider gemacht hat, ich glaube, Marie hätte gar nichts an ihm auszusetzen. Er verehrt seine Mutter sehr, und erstreckt seine Verehrung auch auf mich; seiner letzten unglückseligen Waschsendung hat er ein Sträuschen mit Genzianen und allerlei seltenen Waldblümchen für mich beigelegt. Mit dem Minchen ist's schwieriger, die ist jetzt vierzehn und fühlt sich, da will sie bald ein neues Kleid, das der Vater unnöthig findet, bald wird sie zu einer Tanzparthie eingeladen, was der Vater nicht zugibt, und Marie

soll dann der Popanz sein und alles abschlagen und verbieten. Es freut mich, daß sie darüber doch ein Wort mit ihrem Mann gesprochen hat, dessen Aussprache sie sonst verehrt, als ob er ihr Papst wäre. „Liebes Herz," sagte sie freundlich, „Du mußt mir die Liebe der Kinder gewinnen und erhalten helfen, Du mußt hie und da den Ernst und die Strenge über Dich nehmen und mir erlauben zu gewähren und zu mildern. Stiefmütterchen sind ein Gartengewächs und brauchen Pflege, wenn sie gut anwachsen sollen," setzte sie wehmüthig lächelnd hinzu.

Als sie den Kleinen gestern zu Bett legte, fing er plötzlich an zu weinen; „ist's wahr, Mutter, daß du nicht unsre rechte Mutter bist, nur eine Stiefmutter? und Stiefmütter sind doch bös?" „Wer sagt Dir das?" „Pauline." Die Pauline, die ich immer am wenigsten von den Kindern mag, sah flammroth aus, wie das böse Gewissen. Ich war so bös über sie, es war natürlich, daß man bisher das Kind noch nicht mit dem Begriff von zwei Müttern verwirrt hatte, was brauchte sie es zu sagen! „Gelt, Mutter, es ist nicht wahr?" fragte das Kind ängstlich. „Du hast noch eine Mutter im Himmel, lieber Nathanael," sagte Marie liebevoll. „Ich brauche keine Mutter im Himmel, ich will Dich!" rief das Kind fast heftig. „Deine Mutter hat Dich sehr lieb gehabt," fuhr Marie fort, „und hat geweint, daß sie Dich und die Geschwister allein lassen mußte. Wie sie nun im Himmel war, beim lieben Gott, hat sie ihn gebeten, er solle ihren Kindern wieder eine treue, gute Mutter schicken, die sie hütet und für sie sorgt. Da hat mich der liebe Gott zu euch geschickt, wollt ihr mich lieb haben?" Der Kleine antwortete mit Küssen, Fränzchen aber fragte bedenklich: „wenn wir dann Alle einmal in den Himmel kommen zu der rechten Mutter, wo thut man Dich denn hin?" „Dann

sind wir Alle daheim," sagte Marie, indem sie das Kind zu sich zog, „in dem schönen, schönen Paradiesgarten und eure selige Mutter und ich sind beisammen und haben einander lieb wie Schwestern, dann erzähle ich ihr, wie ihr gut gewesen seid und wie ihr mich lieb gehabt habt!" Die andern Kinder waren im Zimmer, und ich sah wohl, wie ihre Herzchen auch weich geworden waren von der Mutter Worten, nur die Pauline sah noch stöckisch aus; Marie sagte nichts zu ihr, aber später, als sie zu Bett waren, ging sie leise zu ihr hinauf und blieb lange oben. Was sie mit ihr gesprochen, weiß ich nicht, aber seitdem ist das Mädchen viel freundlicher und williger. Ich meinte, durch so viel Entgegenkommen vergebe sich Marie den Respekt gegen die Stiefkinder, aber sie sagte: „Laß mich nur, Liebe, ein Pfropfreis muß sorgsamer gehütet werden, bis es angewachsen ist, als der natürliche Zweig." Sie mag Recht haben, aber ich muß sagen, mir käme es sauer an, noch um Liebe zu betteln, wenn ich solche Opfer gebracht! Wie ich denn immer ein unbesonnenes Ding bin, so habe ich auch Marie Deinen letzten Brief lesen lassen, worin Du mich so bedauerst wegen all der Unruhe. Ich gestand ihr natürlich, daß ich in meinem Brief an Dich ihr Schicksal beklagt habe; sie wurde aber nicht böse, sie küßte mich und sagte lachend: „tröste Dich, Elisabethchen, mein Loos ist nicht so schlimm." „Aber sag' mir, Marie, bist Du wirklich glücklich, im Ernst so recht glücklich?" „Liebes Herz," sagte sie, „ich habe in Wahrheit kaum Zeit, mich nur darüber zu besinnen, aber ich glaube, ich bin an dem rechten Platz, für den Gott mich bestimmt hat, und das zu wissen, ist schon viel." Sie sah mir wohl an, daß mir das wie ein mageres Glück vorkam, und sagte recht herzlich: „glaub' mir, Elisabeth, das glücklichste Loos ist das, das uns lehrt, recht oft und unmittelbar in Gottes Augen zu schauen, und das

ist das meine. Dann weißt Du, daß ich einen Gatten habe, der mich liebt und mir vertraut, und den ich achten und lieben kann von Herzen, — gräme Dich ja nicht um mich, liebes Herz; wenn Dir ein poesiereicheres Loos fällt, als das meine, so wünsche ich Dir von Herzen, daß es dabei auf so sicherem Grunde ruhe." „Mutter, ein neues Heft!" „Mutter, die Spinnfrau ist draußen!" „Frau Speziälin, welches Salatland soll geleert werden?" tönte schon wieder ein dreistimmiger Ruf von außen, — das war die erste ruhige Unterredung, die ich mit Marie hatte, seit ich hier bin.

Also schreib nichts Bedauerliches mehr, liebe Mutter, ich freue mich, daß Du Dich gut unterhältst, aber ich freue mich noch mehr, bis ich Dich abholen darf, obgleich ich gewiß gern hier bin und viel bei der Marie lernen kann.

Leb wohl und vergnügt und vergiß nicht

Deine

verwöhnte Elisabeth.

3.

Diesmal, Mütterchen, komme ich nur auf einen Sprung zu Dir; Marie bittet mich, Dir die süßen Brödchen zu einem Abendbrod in's Bad zu schicken. Es ist mir rührend, wie die Marie an Alles denkt und zu allem doch noch Zeit findet. Wenn ich zu Dir komme, müssen wir für all die Kinder etwas Hübsches kaufen. Ich wäre immer lieber hier, wenn man nur auch einmal in Ruhe bleiben könnte, aber das ärgert mich, daß ich bei jedem Vergnügen, das ich mir gönne, dann doch ein böses Gewissen habe, da sich Marie so abmüht. Wenn sie doch nur zwei Mägde hielte, oder eine Hausjungfer, so könnte man doch seines Lebens auch froh werden; da hat

sie nun neben der Köchin nur so ein junges, verwahrlostes Waisenkind, von dem man mehr Mühe als Hilfe hat; sie ist aber jederzeit ruhig und zufrieden.

Nun kommt wieder eine neue Geschäftsvermehrung: der kranke Baron von Ellershausen, weißt Du, der Zögling des Dekans, hat sich als Gast angemeldet. Er soll wieder eine Luftveränderung versuchen und sich erheitern, da diesen Frühling seine Mutter gestorben ist. Man richtet ihm im Gartenhaus eine Wohnung ein. Er bringt freilich seinen Bedienten mit, aber man muß ihn unterhalten, zerstreuen, ihm vorlesen, und das, meint Marie, könnte ich hie und da thun, bis Ernst in die Ferien kommt. Ich will ihr's gerne zu lieb thun, aber langweilig finde ich's doch, wenn ein so junger Mann gar nichts als krank ist: — es sei ein Herzleiden, sagen sie.

Mich wundert, daß er nicht lieber in ein Bad geht, wo er alles bequemer fände und weniger Mühe machte, doch ist er, so viel ich weiß, nicht sehr reich und wird sich auch einsam fühlen unter Fremden. Ich will mich gern seiner annehmen, so viel ich kann, nur das thäte mir leid, wenn man in einem fort betrübt sein müßte; ich habe ja auch die selige Frau Baronin gar nicht gekannt.

Du bist gut, liebe Mutter, daß Du mich jetzt schon zu Dir nach Baden berufen willst und ich würde mich sehr freuen, aber ich kann's doch fast nicht über's Herz bringen, Marie gerade jetzt zu verlassen, wo es besonders viel zu thun gibt. Sollte ich freilich gute Reisegelegenheit finden, so stehe ich nicht dafür, ob ich doch nicht komme, aber hier geht Niemand in Bäder; hier fragt man sich nur: baden Sie im Neckar oder im Zuber?

Nun Adieu für heute, lieb Mütterlein!

Die junge Elisabeth that wirklich ihr Bestes, nicht zu sehr hinter der emsigen Schwester zurückzubleiben, aber doch kam ihr hie und da der Aufenthalt in dem geschäftigen Hause wie eine Art Exil vor, und sie dachte mit geduldiger Sehnsucht an die Herrlichkeiten Badens, an ihr heiteres, genußreiches Leben in der Residenz.

Bei Marie erreichten die Geschäfte den Kulminationspunkt, als die Vorbereitungen für den längern Aufenthalt des Barons getroffen wurden: Handwerksleute aller Art gingen ab und zu, die Zimmer alle sollten in komfortablen Stand gesetzt und die Kinder hübsch gekleidet werden, der Dekan kam nur hie und da aus seinem Studirzimmer, um zu Elisabeths großer Empörung neue Anordnungen zu treffen, und an dem Geschehenen Ausstellungen zu machen; Marie besorgte alles nach bestem Wissen in guter Laune und ließ sich den Tadel nicht zu schwer kümmern; Elisabeth griff gutwillig allenthalben an, aber das Wetter war eben wunderschön, es kamen Aufforderungen zu Landparthien von befreundeten Familien des Städtchens, die sie oft schweren Herzens abschlug, — es war denn doch verdrießlich, gerade jetzt an's häusliche Joch gespannt zu sein.

Im Hause war große Bewegung, als endlich der Wagen des Barons anfuhr und der Bediente dem bleichen jungen Mann sorgfältig heraushalf. Lehrer und Zögling begrüßten sich mit einer Innigkeit, die Elisabeth erst Respekt vor dem Schwager einflößte, auch Marien grüßte der Baron herzlich mit der Bitte: „Wollen Sie meine Freundin sein? ich habe keine Mutter mehr.“ Er bat, gleich in den Garten gehen zu dürfen. „Der Herr Baron können im Augenblick keine Treppe steigen,“ versicherte der Bediente, „sie haben kürzlich einen neuen Anfall gehabt.“ Elisabeths Augen hingen mit innigem Mitleid an dem Kranken, doch seufzte sie in der Stille:

„mein Gott, welch ein trauriger Gast!“ Marie schien in dem Augenblick keine Pflicht mehr zu haben, als die der mütterlichen Fürsorge für ihren reisemüden Pflegling, und bald war er zu behaglicher Ruhe im Gartenhaus eingerichtet.

Der Baron war durch den Tod seiner Mutter besonders geschwächt und bedurfte der äußersten Ruhe; so führte er denn seinen eigenen kleinen Haushalt im Gartenhaus, ohne zu ahnen, wie sehr das die Mühen der Hausfrau vermehre, nur ein oder zwei Mitglieder der Familie lud er abwechselnd sich zu Gaste. Für die Kinder war der vornehme Gast, mit dessen Erwartung sie sich schon wochenlang zuvor in der Schule gerühmt hatten, von unendlicher Wichtigkeit, nicht zu gedenken der niedlichen Geschenke, die er ihnen mitgebracht hatte. Vom frühen Morgen an schlichen sie um das Gartenhaus, und freuten sich, ihn zu sehen oder einen Gruß von ihm zu erhalten und erzählten sich dann, was er mit ihnen gesprochen. Wer vollends mit dem Baron speisen durfte, wo es immer einige Extrabissen gab, war der Glückliche und Beneidete. In einem unruhigen, betriebsamen Hause ist es wohlthätig, wenn ein fester Ruhepunkt da ist, um den sich die Andern zu Zeiten sammeln können, eine behagliche Großmama, ein Großvater im Lehnstuhl, — ein Krankenbett sogar, wenn es nicht zu leidensvoll ist, kann zu einem solchen Ruhepunkt werden. So brachte auch die Anwesenheit des Barons, nachdem er einmal im Gartenhause eingerichtet war, müde und krank, wie er war, doch ein wohlthuendes Element, einen Hauch von Ruhe und Poesie in das Alltagsleben des kinderreichen Dekanhauses, er hatte nicht umsonst die schwere, lange Schule des Leidens durchgemacht, er war selten ungeduldig und hatte gelernt, seine peinliche Reizbarkeit zu unterdrücken, dankbar für jede freundliche Aufmerksamkeit, die man ihm widmete; seine Schwäche hatte nichts Weich-

liches, seine Sanftmuth nichts Weibisches, sein tiefer Blick zeigte, daß in dem kranken Körper die Seele gesund und lebensvoll geblieben war.

Er fühlte sich bald daheim in der bürgerlichen Umgebung bei der unbedingten Liebe und Verehrung, die er für seine Wirthe hatte, und wenn er Abends auf der Terrasse saß, von blühenden Rosenhecken umgeben, freute er sich herzlich, wenn sich die muntere Jugend im Garten tummelte. Elisabeth hatte meist das Amt der Vorleserin, überhaupt entfaltete sie alle Liebenswürdigkeit ihres Wesens in der freundlichen Bemühung um den Kranken. „Weißt du, Marie," meinte sie, „so ein Kranker ist nicht wie sonst ein junger Mann, man fühlt sich so gar nicht genirt, das finde ich angenehm." Ob der Baron sie ebenso ungefährlich fand, wie sie ihn, ob er immer hörte, was sie las, ließ sich wohl nicht bestimmen, so klar und wohlklingend auch die Stimme der schönen Vorleserin war; er saß oft so tief in ihren Anblick versunken, sein Blick sog ihre junge Schönheit ein wie eine schwache Pflanze das Sonnenlicht. Aber es lag kein glühendes Verlangen, nur ein inniges wehmuthvolles Entsagen darin; obwohl noch jung, fühlte er sich doch so außerhalb des frischen, hellen Lebens, dem diese süße Knospe erst entgegenblühte, daß sein Ton im Verkehr mit ihr fast der eines ältern Bruders war.

Elisabeth fühlte sich auch mehr befriedigt von der Häuslichkeit der Schwester und lernte den Schwager lieber gewinnen und besser verstehen im Umgang mit dem Baron, nur selten noch seufzte sie bei sich, daß dies Leben eigentlich doch schrecklich einförmig sei. Der reichgebildete Geist und die tief poetische Seele des Barons, der hohe Ernst, mit dem er den wahren Grund des Lebens erfaßte, regten ganz neue Saiten in ihr an, denn so ‚sehr gebildet' auch die Kreise der Hauptstadt waren, in denen sie sich bewegte, die musikalischen Abende,

die Lesekränzchen, die französischen Cirkel und Gesellschaftsspiele — im Ganzen war es doch leichte Münze, die da kursirte, und alles Nachdenken über sich selbst, über die ernste und tiefe Bedeutung des Lebens wurde mehr eingeschläfert als aufgeweckt. Im Verkehr mit einem Geiste, der Aug in Aug mit dem Tode sich entfaltet hatte, mußte sich freilich die Anschauung des Lebens anders gestalten, und die Mutter bemerkte mit einiger Sorge den nachdenklichen Ton in Elisabeths letzten Briefen: „Du weißt, Kind, wie viel ich auf Religion halte,“ schrieb sie ihr, „aber das viele Reden davon oder gar ein übertriebenes, ernstes Wesen, wie es sich in Deinem letzten Brief ausspricht, habe ich nie mögen; freuet euch mit den Fröhlichen, steht in der Bibel. Darum wird es Zeit sein, daß Du nun hieher kommst, ich bleibe ohnehin nicht lange mehr, und vermisse Dich sehr, da meine Gesellschafterin, die Frau Hofräthin, heute schon abreist; auf Gelegenheit kannst Du nicht mehr warten, reise eben von der nächsten Station aus mit dem Eilwagen.“

Es ging einmal wieder sehr werktägig im Dekanathause zu, — Marie hatte große Wäsche und der Baron, der das wußte, hatte sich die zwei Kleinsten zur Gesellschaft ausgebeten, um niemand von den brauchbaren Mitgliedern des Hauses in Anspruch zu nehmen. Elisabeth hatte das Küchenamt und befand sich eben in einigem Gedräng zwischen dem überkochenden Fleischtopf und der heißen Butter, als die Kinder mit schmetterndem Geschrei ankündigten: eine Chaise, eine Chaise! Frau Marie trat aus der Waschküche mit lobenswerther Seelengröße dem eleganten Wagen entgegen, aus dem sich ein ebenso eleganter Herr und eine noch elegantere Dame erhoben, während ein zierliches Kammerfräulein vom

Bock hüpfte; sie wurde noch gefaßter, als sie in dem Herrn Vetter Gérard, den Kaufmann aus Antwerpen, erkannte. „Keine junge Braut!“ war ihr erster Gedanke beim Blick unter den feinen Spitzenhut der Dame, es war aber gar keine Braut, sondern Madame Buisson, die Frau seines Associé, die er, da er ohnehin auf Reisen war, nach Baden begleiten wollte, wo sie einige Zeit verweilen sollte.

Er hatte einen kleinen Umweg nicht gescheut, um den Vetter in seinem neuen Eheglück zu begrüßen und fühlte sich mehr als belohnt, als er seine schöne Tischnachbarin von der Hochzeit her wieder fand, die in anmuthiger Verlegenheit in dem Hauskleidchen, das ihrer jungen Schönheit wenig Eintrag that, unter der Küchenthüre stand. Auch Elisabeth erröthete freudig und ließ in der Ueberraschung das Fleisch überkochen und die Butter verbrennen. Die erste entschiedene Aufmerksamkeit, die ein junges Mädchen von einem Manne erfahren, wird selten von ihr vergessen.

Mit der Geistesgegenwart einer ächten Frau hatte Marie indeß die Gäste in's Zimmer geführt und für Erfrischungen gesorgt. Den weitern Hausfrauensorgen bei einem so plötzlichen Ueberfall war der praktische Vetter zuvorgekommen, indem er, gleich einem wohlthätigen Hausgeist, allerlei Delikatessen: Pasteten, kaltes Geflügel und Confekt aus seinen Wagentaschen herbeizauberte, die der frugalen Familientafel auf's Glänzendste aufhalfen.

Auf Elisabeth war nicht viel zu rechnen, sie mußte doch Toilette machen, das sah die Schwester selbst ein, und in dem himmelblauen Mousselinkleid, das ihr freilich am Besten stand, konnte sie in der Küche nicht mehr verwendet werden; Minchen dagegen, die sonst oft auf die junge Tante eifersüchtig war, fühlte sich geschmeichelt von ihrer eigenen Brauchbarkeit und that ihr Bestes, während Elisabeth sich, bis der

Herr des Hauses kam, der Unterhaltung der Gäste widmete, was ja auch eine nützliche Leistung war und keine zu schwere, da diese, zumal die Dame, die Kosten derselben allein trugen. Madame Buisson, die Reisegefährtin Herrn Gérards, fand die Freude und das Interesse sehr natürlich, mit dem dieser eine so schöne Bekanntschaft erneuerte; mit aller Lebhaftigkeit ihres beweglichen Wesens beschloß sie alsbald, das liebliche Kind zu protegiren und war in kurzer Zeit auf dem intimsten Fuße mit ihr. Bald erfuhr sie, daß eben jetzt Elisabeths Mutter in Baden sei. „Das ist ja allerliebst, liebes Fräulein, da gehen Sie morgen mit uns, sie zu besuchen.“ „Die Mutter wünscht das selbst,“ sagte Elisabeth etwas verlegen, da ihr die Reisegelegenheit nun doch zu schnell kam, „aber ich kann gerade jetzt meine Schwester nicht verlassen.“ „O Kind, Sie sind gar zu gewissenhaft! wo würden Sie wieder so gute Gelegenheit finden? Das sieht Ihre Schwester selbst ein.“ — „Und dann, — ich könnte noch gar nicht all' meine Sachen richten.“ „Das glaub' ich gerne,“ rief die muntere Französin, „in Baden sind die Ansprüche fabelhaft, aber eine Gestalt und ein Gesicht wie das Ihrige, mein Kind, das dispensirt von vielem. Ich kann Ihnen so leicht mit allem aushelfen, mein guter Mann hat mich mit einem lächerlichen Ueberfluß von Toilettenartikeln auf die Reise versehen, der mir wahrhaft lästig wurde und manches darunter, das entschieden zu jugendlich für mich ist. Ce cher Henri, er möchte mich immer jünger machen und versteht nicht, daß das nicht mit Rosabändern und hellen Sommerstoffen zu machen ist, sondern dunklere oder mattere Farben den Teint später mehr heben, aber der klügste Mann bleibt immer un peu bête, das werden Sie auch noch erfahren, liebes Kind. Was nun von dem Kram für eine so junge Schönheit taugt, da thun Sie mir den Liebesdienst, mich davon zu befreien. Kommen

Sie einmal, lassen Sie uns Ihre Garderobe ein wenig mustern, ich lasse dann meine Koffer und Schachteln auch in Ihr Zimmerchen bringen, wir werden schon miteinander zu Stande kommen!“ Die lebhafte Dame, die nun ganz in ihrem Element war, nahm Elisabeth am Arm, die kaum wußte wie ihr geschah und hüpfte mit ihr die Treppe hinauf. Gérard war hoch erfreut, durch die unverhoffte Aussicht auf die reizende Reisegefährtin, und ergab sich gern darein, daß sie vor der Hand von Madame Buisson so ganz in Beschlag genommen war.

Um seiner Frau die drangvolle Viertelstunde der letzten Vorbereitungen zum Mittagsmahl zu erleichtern, führte der Dekan den Vetter in den Garten und stellte ihn dem Baron vor. So artig ihre gegenseitige Begrüßung war, so lebhaft die Unterhaltung, namentlich von Seiten des weltgewandten Kaufmanns geführt wurde, so war doch eine gewisse Zurückhaltung, ein leises Unbehagen von Seiten des Barons fühlbar; er war lange geübt in der Schule der Entsagung und hatte gelernt, ohne Bitterkeit und Klage auf die Jungen und Fröhlichen zu sehen, — aber ein junger Mann seines Alters, strotzend vor Gesundheit und Lebensfülle inmitten voller rüstiger Thätigkeit, erregte ihm immer ein peinliches Gefühl; er empfand da seine eigne Unthätigkeit als einen Vorwurf, und Gérard, in unbewußtem Gefühl der Ueberlegenheit dem kränklichen Manne im Lehnstuhl gegenüber, hatte nicht Feinheit genug, ihm darüber weg zu helfen. „Du weißt, daß wir auf dem Wege nach Baden sind,“ sagte er beiläufig zum Dekan, „und daß wir Fräulein Elisabeth entführen.“ „Das trifft sich ja ganz geschickt, da die Reise von hier aus umständlich ist und ihre Mutter sie lange schon dort zu haben wünscht,“ sagte dieser; er bemerkte nicht, wie die bleiche

Wange des Barons noch bleicher wurde und sein Blick sich traurig senkte, — wieder ein Sonnenstrahl weniger in seinem freudearmen Leben!

Marien, die sich überall gern Zeit zu Ueberlegen nahm, kam der Plan zu Elisabeths morgender Abreise gar zu plötzlich und die Freundschaft der Madame Buisson für eine zweistündige Bekanntschaft gar zu vertraut vor, aber sie wurde überstimmt, da die Gelegenheit so günstig war, und mußte sich fügen.

Madame Buisson war sehr glücklich in ihrer großmüthigen Sorge für Elisabeths Garderobe, die, obgleich sie aus der Residenz kam und die Mutter nicht daran gespart hatte, doch für Baden nicht zugänglich gefunden wurde. Ihr Kammermädchen mußte in aller Eile noch arrangiren und verändern; sie putzte den schnell gewonnenen Liebling so schön und eifrig heraus, wie ein Kind seine Weihnachtspuppe. Elisabeth war es wie ein Traum, es gemahnte sie wie Aschenbrödel im Feenmährchen, daneben war ihr unheimlich, daß das fremde Mädchen so unter ihren Sachen wirthschaftete, und sie glaubte durch doppelte Dienstfertigkeit Marien vergüten zu müssen, daß sie sie so schnell verließ.

Marie, obgleich ihr nur halb wohl bei dem raschen Entschluß und bei dem rastlosen Treiben der neuen Freundin war, beruhigte und tröstete sie. „Nun sei nur noch ganz in Ruhe bei uns," bat sie, „wir wollen den Thee auf der Terrasse bei dem Baron trinken."

Der Abend war kühl und angenehm, — die Kinder, die in der grünen Laube ihre Seitentafel hatten, schielten verstohlen nach dem Theetisch, der heute besonders reich besetzt war; Minchen servirte bei den Erwachsenen. Der Baron war schweigsam und sein Schweigen bedrückte auch die sonst so heitre Elisabeth, die, ohne sich zu überschätzen, mit dem Irrthum der

Jugend sich da für unentbehrlich hielt, wo sie einmal ein Plätzchen ausgefüllt hatte, und daher ihr Weggehen fast als eine Schuld empfand. Desto lebhafter führten die neuen Gäste die Unterhaltung: Gérard war überall gewesen, hatte alles gesehen, die Jungfrau war ‚superbe,‘ der Kölner Dom ‚in der That interessant,‘ die Terrasse von Konstantinopel ‚magnifique;‘ viel gründlichere Kunde als von den Gegenden bekam man aber durch ihn von den Gasthöfen, und er wurde am ergötzlichsten, als er auf die Drangsale schlechter Wirthshäuser zu sprechen kam. Der Baron wurde immer stiller, Madame Buisson hatte vergeblich ihre ganze Unterhaltungsgabe an ihn verschwendet und wandte sich endlich mitleidig zum Dekan mit der leisen Frage: „nicht wahr, er ist auch geistesschwach, der arme Mann?“ was dieser lächelnd verneinte.

Es wurde kühl, der Bediente des Barons trat hinter seinen Stuhl, um ihn zum Aufbruch zu mahnen. „Singen Sie uns noch etwas!“ bat er Elisabeth, aus seiner Apathie erwachend, „ich habe die Guitarre hier.“ Er selbst hatte Elisabeth auf dem nun bald veralteten Instrument Unterricht gegeben. Elisabeth nahm sie, ohne sich lange bitten zu lassen; es schien, ihre Gedanken waren mehr bei den seinen, als bei der Unterhaltung des Vetters gewesen, denn sie stimmte sein Lieblingslied an:

Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden.
Wiewohl im ganzen Lauf der Welt
Dem Herzen nichts so sauer fällt
Als Scheiden. — ja Scheiden.

Sie hörten alle in tiefer Stille der schönen klaren Stimme zu, wie sie in dem dunkelnden Abendhimmel verklang und erhoben sich, um in's Haus zu gehen.

„Ich sehe Sie nicht mehr,“ sagte der Baron zu Elisabeth, „Sie werden früh reisen, leben Sie wohl, ich wünsche Ihnen recht fröhliche Zeit zum Ersatz für die trübseligen Stunden, die Sie einem Kranken erheitert haben, Gott geleite Sie!“ „Ein seltsamer Wunsch in ein Bad,“ flüsterte die Französin mit unbewußter Ironie, indem sie Elisabeths Arm nahm, die nur wenig Abschiedsworte mit beklommener Stimme sagen konnte.

Der Baron sah der hellen, leichten Gestalt nach, bis sie im Hause verschwand, dann wandte er sich langsam zum Gehen und sagte leise, leise vor sich hin:

Ich mußte von Dir scheiden
Und wußt' ich stürbe doch bald;
Du wärst der scheidende Sommer,
Ich war der sterbende Wald.

Am frühen Morgen fuhr der Wagen Gérards vor. Elisabeth erschien in der zierlichen Reisetoilette, die von der Hand der jungen Pariserin jenen letzten Hauch von leichter Eleganz erhalten hatte, der das unerreichbare Talent der westlichen Nachbarn ist, um deßwillen wir Frankreich gern den Ruhm zugestehen müssen, die Kammerzofe von ganz Europa zu sein. Marie hatte immer noch an ihr zu beruhigen. „Ach ja,“ lächelte Elisabeth unter Thränen, „ich weiß wohl, es ist einfältig von mir, zu denken, ich sei Euch nöthig geworden; du wirst mich nicht lang vermissen, o ich hatte wohl Recht, Marie, den Abschied von dir an deiner Hochzeit so schwer zu nehmen, es war ein Scheiden auf immer, du gehörst nicht mehr mir! es ist doch nichts mehr mit den Frauen!“ „Das Herz wird immer weiter, je mehr es Kammern ver-

miethet,“ sagte Marie heiter, ihr die Thränen von den Augen küssend; „liebes Kind, du wirst auch einmal so von mir scheiden und deine Abschiedsthränen werden trocken in einem einzigen strahlenden Blick; aber wenn der Herzenskönig einmal sein Reich eingenommen hat, dürfen all die alten Freunde auch wieder einziehen und fröhlich daneben wohnen.“

Madame Buisson und der Vetter traten ein und mahnten zum Gehen. Elisabeth wurde fast nicht fertig mit Abschiednehmen von den Kindern, sie versprach Jedem etwas recht Schönes von Baden zu bringen; auch von dem Schwager, mit dem sie sich in letzter Zeit erst recht befreundet hatte, schied sie herzlich; Marie, über deren Gleichgültigkeit sie geklagt hatte, küßte Elisabeth schweigend, um nicht weinen zu müssen; — sie war eine glückliche Frau und eine gute Mutter, aber ein Stück Frühling und Sonnenschein schied ihr doch wieder mit der blühenden Schwester.

Die Jalousien am Gartenhaus waren noch fest geschlossen als der leichte Wagen vorüberrollte; Elisabeth blickte wehmüthig hinauf ohne das Witzwort zu hören, das Madame Buisson Herrn Gérard zuflüsterte über die junge soeur grice; aber es ging hinaus in die weite freie bunte Welt, im goldnen Sonnenschein zwischen grünen Bäumen; all der fröhliche sorglose Reiseleichtsinn, der sogar oft kühle nüchterne Naturen ergreift, kam über sie, und sie gab sich dem ganzen süßen Gefühle jungen frischen Lebens hin.

Der Dekan und seine Familie waren derweile von der Begleitung in's Haus zurückgekehrt in der etwas öden langweiligen Stimmung, die nach jeder Abreise die Zurückbleibenden beschleicht; „das hat sich ja ganz prächtig gefügt,“ meinte der Dekan, „die Frau Mama wird erfreut sein, die schon lang fürchtete, ihr Töchterlein gehe bei uns zu Grunde in häuslicher Drangsal!“ „Ich weiß nicht recht,“ meinte

Marie bedenklich, „es gefällt mir nicht so ganz, das junge Mädchen mit dem jungen Mann, . . .“ „Nun, die Jugend schadet dem Vetter George nichts mehr, er muß vorn in dreißig sein, auch ist ja die Frau Associé nebst Kammerjungfer als Ehrenwache da, und dann — wäre es auch kein Unglück, wenn aus dem Reisegefährten ein Associé für unsere Elisabeth würde, gesteh' nur, das hast du auch schon gedacht!“ „Gedacht vielleicht, aber nicht gewünscht,“ sagte Marie, „ich weiß nicht, ob es gut wäre für Elisabeth.“ „Je nun, George ist ein guter Bursche, ziemlich solid, wie ich glaube, die Frau Mama würde sich nimmer kennen vor Freude, und Elisabeth gäbe eine prächtige Dame in so glänzende Verhältnisse; war ihr's doch oft viel zu werktäglich bei uns, da könnte sie immer Sonntag haben!“ „Vielleicht nie,“ sagte Marie ernst, „glaubst du nicht, daß wir mehr Sonntag haben und wäre unsere Arbeit doppelt so viel, als ein solches Leben voll äußerlichen Glanzes?“ „Du hast recht,“ sagte der Dekan, dem sich, wie das auch ernsten und guten Menschen zu gehen pflegt für einen Augenblick, die tiefere Ansicht der Dinge unter der Oberfläche versteckt hatte und gab der sanften Mahnerin die Hand. „Dem Baron wirds fehlen um seine Vorleserin und Sängerin,“ fing er wieder an. „Seinetwegen ist mir Elisabeths Abreise eigentlich lieb,“ sagte Marie, „der Verkehr hätte am Ende doch gefährlich werden können.“ „O wohin denkst du?“ sagte lachend der Dekan, „ein Siecher, wie er! so einfältig ist der Baron selbst nicht, der arme Mann, dem von der Wiege auf der Sarg neben dem Bette stand; und vollends Elisabeth, ein so junges, schönes, lebenslustiges Geschöpf.“

„Mitleid ist ein gefährliches Ding,“ meinte Marie. „Nicht wahr,“ lächelte der Dekan, „sonst hättest du mich auch nicht genommen?“ „Die Ehre ist meinerseits,“ scherzte

Marie, „hast du mir nicht neulich aus der Bevölkerungsliste nachgewiesen, daß allein in unserem kleinen Vaterland zehntausend unverheirathete Frauen übrig bleiben.“ „Dreizehntausend achthundert und neunundvierzig sogar,“ berichtete der Dekan. „Da muß ich mich ja noch schön bedanken,“ lachte Frau Marie und ging getrosten Muthes wieder an das werktägliche Tagewerk, wegen dessen sie Elisabeth so beklagt hatte, um in emsiger Arbeit das Heimweh nach ihrem Sonntagskind zu verarbeiten.

Das Sonntagskind hätte wahrhaftig kein Recht gehabt, der Schwester Kühle und Gleichgültigkeit vorzuwerfen, sie selbst dachte nicht gar zu oft an Marie und ihre sieben Unversorgten, an ihre großen Wäschen und die vielen zerrissenen Strümpfchen, ja nicht einmal sehr oft an den armen Baron, der im Stillen um seinen geschiedenen Sommer trauerte; sie lebte inmitten aller Herrlichkeiten Badens, in Concerten und Bällen, Eselsparthien und Pikeniks, bewundert und gehätschelt von allen Seiten. „Es ist doch eine schöne Sache um den Reichthum!“ dachte die Mama, nicht zum erstenmal in ihrem Leben, als sie sah, wie selbst die Perle der Schönheit in reicher Fassung schöner glänzt; — es war doch ein ganz anderes Leben, nun ihnen die elegante Equipage Herrn Gérards zu Gebot stand, in der Gesellschaft der gewandten Dame, die es verstand, überall Bekanntschaften anzuknüpfen, als zuvor, wie sie und die Frau Hofräthin miteinander zwei Zimmer bewohnten, sich aus einer Privatmenage speisen ließen und allein auf der Promenade herumspazirten. Das Bad mußte schon recht wohlthätig gewirkt haben, denn es war in der That merkwürdig, wie viel sie an Vergnügungen und Parthien aushalten konnte; Elisabeths heitere Laune

und blühende Gesundheit war vollends unverwüstlich und jeden Abend, wenn die Mutter ernstlich anhub vom Heimgehen zu reden, bat sie schmeichelnd: „o Mütterchen, noch ein paar Tage! weißt, morgen ist die Parthie auf's alte Schloß, und übermorgen die Fahrt nach Schloß Eberstein, dann kommt auch noch die Prinzessin, die möcht' ich doch gerne noch sehen!"

An Marie hatte sie nur einmal geschrieben; „es ist zu schön hier, liebe Marie," schrieb sie, „und wie ich eben immer ein verwöhntes Kind bin, so geht mir's auch hier wieder viel zu gut, Du glaubst nicht wie freundlich jedermann gegen mich ist, besonders die gute Madame Buisson, wir müssen auch hier mit ihr zusammen wohnen in sehr schönen Zimmern, und ich glaube sie bezahlt sie allein. Auch Euer Herr Vetter ist sehr artig, er will durchaus, ich soll ihn Cousin nennen; gestern hatte er bei der Tafel ein Vielliebchen an mich verloren, da schickt er mir diesen Morgen eine allerliebste kleine Cylinderuhr, ich erschrack darüber, und Mutter und ich sind sehr in Verlegenheit, ob wir es annehmen sollen. Madame Buisson sagt, wir dürfen nicht an's Zurückschicken denken, er sei ja unser Vetter, und er kaufe solche Sachen in der Schweiz ganz wohlfeil.

Ich habe unmöglich Zeit, lange zu schreiben, ich soll noch mit ausfahren; wenn wir wieder daheim sind, schreibe ich Dir alles recht ausführlich, — es wird mir ein wenig ahnd thun, nach all der hiesigen Herrlichkeit, aber ich freue mich auch wieder, bis ich alles meinen Freundinnen erzähle. Wenn Du nur eine Weile statt meiner hier sein könntest, Dir wäre eine Erholung so wohlthätig! Empfiehl mich dem Herrn Baron, wenn er noch da ist, und grüße all die Kinder, auch Deinen Mann."

Sie hatte freilich keine Zeit zum Schreiben, auch nicht

zum Lesen; das kleine Testament, aus dem sie vor Zeiten mit Marie gelesen, blieb unausgepackt im Koffer; sie hatte auch keine Zeit nachzudenken und zu beten, aber sie war nicht bekümmert dabei; sie meinte es ja mit keiner Seele bös, that niemand was zu leide und jedermann hatte sie lieb, — der liebe Gott nahm ihr's gewiß nicht übel, daß sie so vergnügt war! dachte sie. Freilich fiel ihr zuweilen der arme Baron ein; es waren doch auch schöne Abende gewesen, wo sie ihm gelesen oder vorgesungen hatte; sie wußte, er würde jetzt in der kühlen Jahreszeit auf sein Gut zurückkehren, da Marie nicht Raum hatte, ihn über den Winter zu beherbergen, da mußte er wohl sehr allein sein. „Er soll sich eben einen Vorleser halten," tröstete sie sich, „oder wird ein ordentlicher Pfarrer da sein, der sich seiner annimmt; er ist ja so gebildet und so fromm, da wird ihm die Einsamkeit nicht zu drückend vorkommen."

Cousin George blieb nicht immer in Baden, er machte ab und zu kleine Geschäftsreisen, immer aber brachte er eine kleine Ueberraschung, ein neues Vergnügen für Elisabeth mit und sie amüsirten sich stets vortrefflich mit einander. Schon daß er ein so aufrichtiger Bewunderer ihrer Schwester war, empfahl ihn bei ihr. „Mein Vetter, der Dekan, hat wirklich mehr Glück als Verstand," meinte er, „eine so gescheidte und gebildete Frau, und so häuslich daneben; in keinem Gasthof habe ich so delikate Krebssuppe gegessen. Aber er ästimirt sie wirklich nicht gehörig: keine Frau von Bildung dürfte so angestrengt sein, sie sollte eine perfekte Köchin, eine Bonne für die Kinder und ein Zimmermädchen haben; aber freilich eine Dekanatsbesoldung! Ich würde, wenn ich mich verheirathete, den Reichthum nur schätzen, weil er mir erlaubte, meiner Frau das Leben so süß als möglich zu machen. Ich wäre nicht einmal an Antwerpen gebunden, — wir

könnten den Winteraufenthalt in jede beliebige Stadt verlegen, — im Frühling schöne Reisen, Sommers ein Bad, zum Ausruhen einen hübschen Landsitz, so einen Feengarten nach Ihrer Phantasie, Fräulein Elisabeth!" Elisabeth wurde glühend roth und rief schnell der Madame Buisson, um ihr eine Blume zu zeigen, die am Weg blühte, obgleich sie wissen konnte, daß Madame Buisson keine Blumen bewunderte als gemachte. So gern sie sich mit dem Vetter unterhielt, so bange wurde ihr, wenn er einmal sentimental werden wollte; mehr instinktmäßig als absichtlich vermied sie jede ernstere Annäherung, und als endlich die Mutter auf der Heimkehr bestand und auch der Vetter seine Reise weiter ausdehnen mußte, trennten sie sich, ohne daß es zu einer bestimmten Erklärung von seiner Seite gekommen wäre, die in aller Stille die Mutter erwartet, Elisabeth fast gefürchtet hatte. Daß er sie bewunderte, vielleicht liebte, daran konnte kein Zweifel sein, möglich war aber doch, daß ihn außer Elisabeths Zurückhaltung auch noch eigne Bedenken abhielten, sein Glück und Geld einer Schönheit zu Füßen zu legen, deren materieller Besitz jedenfalls für einen Kaufmann nicht der Rede werth war.

Madame Buisson konnte kaum ertragen, daß der Badeaufenthalt nicht mit einer solennen Verlobung enden sollte; ihre Zärtlichkeit für Elisabeth war sich gleich geblieben, mehr noch um der Bewunderung willen, die ihre Schönheit erregte, als wegen ihrer eigenen kindlichen Liebenswürdigkeit. „Es ist hohe Zeit," meinte die Mutter wohlgefällig, „daß ich die Kleine heimnehme, sie würde mir verdorben hier;" und sie hatte recht, vielleicht dankte sie es nur dem träumerischen Sinn, dem glücklichen Selbstgenügen der ersten Jugend, die in eignen Idealen versunken, achtlos auf ihre Umgebung ist,

daß Elisabeth kindlich und unbefangen blieb unter den vielen Huldigungen, die zart und unzart ihrer Schönheit gebracht wurden.

So war denn die Kleine wieder daheim, und trotz ihrer glücklichen Heiterkeit brauchte es eine Weile, bis sie sich an den Uebergang zum Werktagstreiben aus dem vielbewegten Badeleben gewöhnte. Ohne es zu wollen und zu glauben, war sie denn doch verwöhnt worden; die Verhältnisse schienen ihr jetzt etwas klein, regelmäßige Arbeit langweilig und doch war dieser Herbst und Winter vorher schon zu praktischen Studien und Handarbeiten bestimmt gewesen, die indeß über Stickereien, Musik-, Sprach- und Zeichenstunden etwas versäumt worden waren.

Aber die Zumuthung, jetzt noch Kleidernähen zu lernen, erschien ihr als reine Unmöglichkeit; mit dem Arbeitskörbchen über die Straße gehen, sich wie ein Kind bestimmte Stunden in eine Nähstube sperren lassen, — es ging wahrhaftig nicht! „Siehst du, Mütterchen, mit achtzehn ist man dazu wirklich zu alt, auch macht sich nicht Eine der Mädchen, die Schneidern gelernt, ihre Kleider selbst, und die Schmekenbächerin wäre ja ganz gekränkt, wenn wir sie nicht mehr nehmen wollten.“ „Nun meinetwegen, du verwöhntes Kind,“ meinte die nachsichtige Mutter scherzend, „du mußt eben einmal einen Millionär heirathen, damit du nicht nöthig hast, deine Kleider selbst zu machen.“

Die Anspielung der Mutter war unschwer zu errathen, und obwohl sich Elisabeth vor einem Antrag Gérards gefürchtet hatte, obwohl er keine besondere Rolle in ihren Gedanken und Träumen spielte, so gewöhnte sie sich doch allmählig daran, sich ihre Zukunft unter glänzenden, sorglosen Verhältnissen zu denken, und gestattete sich, durch die Schwäche

der Mutter begünstigt, manchen Luxus, der über ihre Verhältnisse ging.

Es kam ihr wirklich schon bescheiden vor, daß man zum Arrangiren der Wintergarderobe die Schmekenbächerin in's Haus nahm, da manche ihrer Freundinnen ihre Kleider beim Schneider machen ließen. Frau Schmekenbächerin, die alte Hausfreundin, war eine sehr gesuchte Schneidermamsell oder vielmehr Madame, zumeist in vornehmen Familien, wo man durch häusliche Beschränkung à tout prix ein anständiges Auftreten nach außen ermöglichen will. Ihre Lebensweise erschien erstaunlich einförmig. Tag für Tag sah man sie früh Morgens mit einer ungeheuren Tasche am Arm, in einen sehr bunten altmodischen Shawl gehüllt, zur Arbeit ausziehen; diese Tasche war eine wahre Arche Noah an mannigfaltigem Inhalt: sie enthielt ihre Muster, eine gewaltige Scheere und hölzerne Nadelbüchse, nebst eisernem Fingerhut, eine Schürze zum Arbeiten, ein Paar weiche Pantoffeln, die sie ihrer Größe wegen fast als kleine Boote hätte vermiethen können; die neuesten Hefte des Modejournals, und je nachdem die vornehme Familie, in der sie arbeitete, frugale Sitten hatte, auch einige Semmeln und Würste, um der Mahlzeit nachzuhelfen.

Nachdem sie zugeschnitten hatte, thronte sie in unverrückter Majestät am Nähtisch, kommandirte die Töchter des Hauses oder die untergeordneten Nähterinnen, die ihr zur Hülfe beigegeben waren, aß erstaunlich viel für ihre sitzende Lebensart und gern etwas Gutes, wurde auch stets besonders berücksichtigt und selbst in den sparsamsten Familien mit einem Hefenring zum Kaffee und einem Biskuittörtchen zum Vesper regalirt, während die Hülfsnähterin nur mit einem Wecken und einer Laugenbrezel abgespeist wurde.

So flink ihre Zunge war, so flink war auch ihre Nadel,

und gewöhnlich war Abends um neun Uhr der rohe Zeug in ein vollendetes Kunstwerk umgeschaffen, wo sie dann zum Lohn der Tugend ein anständig gekleidetes Individuum unter der Hausthüre erwartete, an dessen Arm sie nach kurzer Promenade durch die Hauptstraße nach Haus zog. Dies Individuum fand sich getreulich auch unter allen Unbilden der Witterung ein, und die Mägde der jeweiligen Familie, in der sie arbeitete, waren schon von ihr angewiesen, ihm bei schlimmem Wetter die Hausthüre zu öffnen.

Die Schmekenbächerin, obschon in gesetzten Jahren, hielt etwas darauf, in allen Ehren eine solche Freundschaft zu unterhalten. „Sehen Sie, Madame," erklärte sie der Regierungsräthin, „es muß das Herz an etwas hangen, ich habe früher Katzen und Hunde gehalten, aber Hunde werden nicht gern gesehen in den Kundenhäusern, die Katze hat mir daheim Hunger gelitten und den Hausleuten gestohlen: es war der helle Verdruß. Nachher wissen Sie wohl, habe ich mich einmal verheirathet mit dem Siljuettirer, das war aber ein schlechter Mensch, ich darf nicht daran denken, wie viel er mich gekostet, bis ich ihn nach Amerika spedirt; sehen Sie, die Mannsleut können's nicht ertragen, wenn so ein schöner Verdienst von der Frau kommt; ‚wenn's der Gais z'wohl ist, so scharrt sie,' sagt das Sprüchwort. Da halt ich's denn für besser, einen rechtschaffenen Menschen zu begünstigen, dem ich sein ordentlich Taschengeld in den Sack gebe, ohne daß er zu übermüthig wird; so hab ich denn doch jemand, der mich abholt und mit dem ich Sonntags spazieren gehen kann, auf's Heirathen laß ich mich nicht mehr ein, das ist viel kostspieliger."

Sonntags hätte man die Schmekenbächerin nicht wieder erkannt, da zog sie im allermodernsten Putz, erforderlichen Falls mit sechs Volants am Kleide, in Atlaßhut und Sammt-

mantille, mit dem elegantesten Sonnenschirmchen bewaffnet, sogar mit einer Uhr am Gürtel, Morgens in die Kirche und Nachmittags im Schloßgarten spazieren am Arm des Individuums, dem sie zu diesem Zweck einen feinen Tuchrock und seidenen Regenschirm in ihrem eigenen Kasten verwahrte, auch bekam er zu weitern Promenaden mit Einkehr außer seinem gewöhnlichen Taschengeld noch einen rothseidenen Geldbeutel mit etlichen Thalern und kleiner Münze, aus dem er die Zeche bezahlen durfte, den er ihr aber nach der Heimkehr wieder zustellen mußte.

So schien das Leben der Schneiderin sich sehr einförmig abzuhaspeln, aber im Grunde war es äußerst mannigfaltig, und wenn das jeweilige Individuum zufällig ein Literat gewesen wäre, so hätte sie ihm den schönsten Stoff zu Memoiren liefern können.

Hinter ihrem Nähtisch hatte sie die beste Gelegenheit, allmählig nicht nur das Thun und Treiben, die geselligen und pekuniären Verhältnisse, sondern auch das Sein und Wesen ihrer Kunden zu studiren, und die Schmekenbächerin war weder taub noch blind. Kein glänzender Anstrich nach außen, kein liebenswürdiges Benehmen vor den Augen der Welt konnte ihren Blick täuschen, der auf den Grund geschaut hatte.

In aller Stille, wie ein Schwamm die Flüssigkeit, saugte sie in einem Hause Notizen ein, und es bedurfte im nächsten eines geringen Druckes, um den Strom der Neuigkeiten in Fluß zu bringen. Verschwiegen war sie nur über die Geheimnisse ihres Berufs: wo sie die Kleider besonders auspolstern und wattiren mußte, um einem mangelhaften Wuchs, einer schiefen Seite nachzuhelfen, das konnte keine Seele von ihr erfahren, das waren Amtsgeheimnisse; aber über das, was sie selbst bemerkte, hatte sie keine Pflicht der Bewahrung.

Um die Resultate ihrer Beobachtung zu erfahren, durfte man nur mit dem Gegentheil von dem anfangen, was man zu hören wünschte; da führt der Commerzienrath Riegel wieder seine Frau am Arm, was das ein galanter Ehemann ist! so sind nicht mehr alle nach zwanzigjährigem Ehstand!" „Just 's konträre, Frau Oberamtsrichter, wenn Sie wüßten, was der für Spektakel verführt und der Frau den Kreuzer schwer macht, da haben Sie nicht Ursach, einen Vergleich zu machen; wenn er ihr einen Kronenthaler gibt in die Haushaltung, so soll sie elf Gulden für Rechnungen davon bezahlen, und wenn ich da arbeite, so muß ich in's Hinterstübchen sitzen und die Frau bringt mir das Essen ganz heimlich, als ob ich ein Verbrechen beginge; ja wohl da, ‚das Amarmführen kostet nichts'! Da wär' mir der Herr Oberamtsrichter am kleinen Finger lieber." „Nein, wie hübsch die Emilie Felter gestern Abend war in dem neuen Barége, die müssen reicher sein, als man weiß! Sie hat immer das Neueste," bemerkte eine junge Dame. „Im Gegentheil, Fräulein Fanny, so ist's keine Kunst; fragen Sie einmal, was sie daheim im Kasten hängen hat? Ein Kleidchen am Leib und eins in der Garderobe (so nennen sie ihren Kleiderkasten, an dem sie zu drei haben), das andere kommt an die Vorkäuferin, — nicht ein einziges solides Kleid mit neuem Futter, wie Sie haben; zu der Emilie Winterkleid mußte ich das Futter aus ihres Vaters Schlafrock nehmen, der ist dann doch noch warm genug, weil er siebenzig Flecke hat, und ein Hauskleid hat sie ohne Aermel, weil sie eine Jacke dazu trägt aus ihres Vaters Frackschwänzen; nein, mit dem Reichthum ist's da nicht gefährlich; das Kapital, was die haben, will ich noch nach dem Nachtessen auf dem Butterbrod essen."

„Hat Fräulein Klein bald Hochzeit?" fragte eine besorgte Mutter in einem andern Hause. „Glaub's nicht, im

Gegentheil," sagte Schmekenbächerin, bedeutsam den Kopf schüttelnd, „'s scheint mir, der Bräutigam wolle rückwärts; kein Wunder, wenn er das hungrige Leben im Haus mit ansieht! Stellen Sie sich vor, Frau Assessor, wie ich kürzlich dort war, hatten sie Kohl gekocht und nichts als die hellen lieben Kartoffel dazu; kommt noch um Mittag der Bräutigam! je, was ist zu thun? ‚Katharine, hol' Sie noch zwei Bratwürste!' Am Tisch will Sophie, die Kleine, die Würste zerschneiden, ‚schneid nicht so viel zusammen, es ist nachher so unnützlich,' flüsterte ihr Julie, die Braut, zu; schneiden sie wahrhaftig die eine Wurst in Rädlein und lassen die andre ganz! sollte wohl noch ein Nachtessen für den Bräutigam geben. Der guckt die Sache etwas wunderbarlich an und nimmt sich Ein Rädlein; ich aber, nicht faul, nahm die ganze Wurst; nein, die Augen hätten Sie sehen sollen! Den Bräutigam lächerte es ganz, der hat sein Theil gedacht! mich wundert's nicht, wenn er nicht mehr will, eine Frau aus so einem geizigen Haus! wenn ich da an Ihre anständigen Braten denke, Frau Assessor, ich glaube, wenn die Kleinin ihre Leute nur an so einem riechen ließe, sie kochte acht Tage lang kein Fleisch mehr; im Gegentheil!" Und die geschmeichelten Frauen hörten wohlgefällig auf solche Mittheilungen, nicht bedenkend, daß sie jetzt die Schleuse für's nächste Haus füllten und daß die Schmekenbächerin vielleicht morgen bei Fräulein Klein sagte: „kein Wunder, daß Assessors Töchter keinen Mann bekommen, sie lernen nicht sparen! Die Frau braucht dritthalb Pfund Butter die Woche, da bleibt nichts mehr übrig." Da Frau Schmekenbächerin wohl wußte, daß sie bei den Herrn des Hauses höchstens ein geduldetes Subjekt sei, so zog sie Wittwenhäuser als Kundschaft vor, vorausgesetzt, daß es nicht allzuschmal darin hergehe; die Frau Regierungsräthin, bei der sie seit langen Jahren ganz einheimisch war, war aber gewiß, daß sie zu

ihr jedesmal kam, auch wenn sie sonst mit Bestellungen überhäuft war. Elisabeth war allezeit ihr Liebling gewesen, „es war der Kleinen so gut Kleider machen, sie hatte ihr Lebtag so einen geschickten Wuchs gehabt!“ Sie mußte ihr bewundernd nachsehen, wo sie ging und stand, „nein, wie dem Kinde alles paßt, der schottische Leib wieder wie angegossen auf's erste Probiren!“ Sie witterte sogleich die Aenderungen, die sich die Pariser Kammerjungfer mit Elisabeths Garderobe erlaubt, da sie aber selbst manches daran absehen konnte, ließ sie es in Gnaden passiren, und that ihr Bestes, dem luxuriösen Geschmack der Kleinen noch mehr Vorschub zu thun. Es konnte gar nichts zu schön sein für ihre Elisabeth, und sie wußte eine Menge Exempel von Eltern, die es viel weniger aufwenden können, und die doch viel mehr an Töchter wenden, bei denen es nicht halb so der Mühe werth sei. Sie verstand schon die Richtung des Windes; wäre die Mutter entschieden für größere Einfachheit gewesen, so hätte sie bemerkt: „Da haben wieder Sie Recht, Frau Regierungsrath, unsre Elisabeth ist in allem schön, das Einfache ist wieder das Nobelste, die Moriz'schen drüben sehen in all dem Staat nicht halb so vornehm aus, wie unsre Elisabeth, im Gegentheil.“ Nun aber wurde Elisabeth wie eine junge Fürstin geputzt, und um ihre Nachgiebigkeit zu entschuldigen, ließ die Mutter gegen Schmekenbächerin einige Andeutungen über die wahrscheinliche Zukunft ihres Töchterleins fallen, die nicht verloren waren, und bald flüsterte man sich zu, die junge Gruber sei heimlich verlobt mit einem Millionär aus England oder sonst wo.

Ob es diese Neuigkeit allein war, die den Leuten erst recht die Augen öffnete über Elisabeths Schönheit, oder ob neue Bekannte von Baden her auf sie aufmerksam gemacht hatten, genug, sie kam diesen Winter förmlich in die Mode;

ihre Schönheit, ihre liebliche Singstimme, die kindliche, unbefangene Fröhlichkeit ihres Benehmens machten sie in viel weitern Kreisen als im vergangenen Winter gesucht und bewundert. Die Regierungsräthin bekam neue Bekannte, sie wußte kaum wie, und ihr Spiegel steckte stets voll Einladungskarten.

So wurde denn die Gefahr des Verwöhnens daheim noch größer und anhaltender für die Kleine, die Mutter selbst wurde besorgt bei dem andauernden Taumel von Festen und Genüssen, zunächst freilich nur für Elisabeths Gesundheit, obgleich diese frisch und elastisch, wie immer, durch all diese Herrlichkeiten ging, beglückt von den gelungenen, und belustigt von den mißlungenen Parthieen. Ihrer eignen Schwäche sich bewußt, getröstete sich die Mutter auf einen lang versprochenen Besuch Mariens, der dem Strudel ein wenig Einhalt thun würde. Auch Elisabeth freute sich kindlich darauf, wenn auch nicht mehr so, wie sie sich vor einem halben Jahr gefreut hätte. Die Mutter glaubte, es schicke sich, für die Frau Tochter die Gaststube zu räumen, die gewöhnlich zum Abstellquartier für allerlei heimathlose Effekten diente, ja, sie legte sogar die gestickten Ueberzüge bereit; Elisabeth aber bestand darauf, daß man Mariens Bett wieder in dem alten Mädchenstübchen aufmache, das die Schwestern so lange getheilt. Der Streit erledigte sich von selbst, Marie kam gar nicht, sie schrieb, daß sie unwohl sei und sich nicht getraue, zu reisen, schrieb überhaupt sehr wehmüthig — sie wisse nicht, ob sie Mutter und Schwester nur wieder sehen würde — es war ein Ton, dessen man gar nicht an ihr gewöhnt war, und der Elisabeth auf's Höchste beunruhigte.

Die Mutter lächelte dazu und machte allerlei Einkäufe in weißer Waare, die sie zu verschiedenen kleinen Gegenständen zuschnitt, auch fing sie an, feine Jäckchen und Häubchen zu

stricken, und hörte gern, wenn man sie im Kränzchen darum berief und sagte: „ja, ja, das ist eine gute Stiefmama; wird freilich angelegt sein bei der Frau Dekanin, die nicht viel übrige Zeit hat.“ Für Elisabeth war dieser neue Zweig der Thätigkeit eine höchst wohlthätige Ableitung von den endlosen Sorgen für ihr Vergnügen und ihre Toilette, Trägheit war nie ihr Fehler gewesen, aber es wurde ihr schwer, bei einer geordneten Arbeit fest zu bleiben. „Aber heut, Mama, muß der Kragen festonirt werden,“ konnte sie am Morgen sagen, dann setzte sie sich am Arbeitstischchen fest und stichelte so emsig und flink, wie Frau Schmekenbächerin. „Aber, Mama,“ fiel ihr plötzlich ein, „meine Blumen! es könnte sicherlich heut noch regnen, ich muß mein Myrthenbäumchen in die Sonne tragen!“ Nun, das geschah und sie setzte sich wieder. „Aber, Mama, was ich gestern für ein einziges Dessin von Julien mitgebracht habe! Das müßte die netteste Morgenhaube für dich geben, ich muß es nur geschwind durchzeichnen, Julie könnte es wieder verlangen;“ nun ging's an ein Suchen nach dem Dessin, das in höchstem Eifer durchgezeichnet wurde; der Kragen wurde wieder vorgenommen, aber da fiel ihr ein, daß der Kanarienvogel nothwendig frisches Vogelkraut haben sollte — so ging's mit Unterbrechungen fort und der Kragen, dessen Vollendung so große Eile hatte, war in drei Tagen fast noch auf demselben Standpunkt zu finden — es waren so gar viel nothwendige Geschäfte dazwischen gekommen!

Wo sie aber eine Arbeit zu bestimmtem Zweck und Ziel vor sich sah, eine Arbeit, die sie Jemand zu liebe thun konnte, da wurde die fröhliche Ballkönigin zum emsigen Bienchen und die Liedchen, die sie bei der Arbeit sang, klangen noch so heiter und lieblich, als die Weisen, die sie zu ihren Ball- und Festvorstellungen trillerte. Sie war glückselig mit dem

Schatzkämmerlein, das sie nun in tiefem Geheimniß für ihre liebe Marie anlegte.

Auf Schloß Ellershausen, dem bescheidnen Erbgut des Barons, war der Winter dem kranken Gebieter viel stiller und langsamer hingeschlichen, als der fröhlichen Elisabeth in der Residenz. Mit seiner Mutter hatte er früher auch einigemal den Winter in der Stadt zugebracht, aber diesmal hatte er bald den Gedanken daran aufgegeben. Obwohl ein Mann von feiner Sitte und hoher Bildung, hatte er doch zu viel allein gelebt, um nicht etwas menschenscheu zu sein; die Geschäftigen wie die Fröhlichen brachten ihm seine gezwungene Thatlosigkeit immer schmerzlich zum Bewußtsein und seit der Mutter Tod wurde seine Neigung zur Stille fast unbesiegbar.

Und doch fühlte er sich so allein, so unendlich allein, seit die Mutter nicht mehr war, deren starke Liebe vom Keime an mit dem Tod um sein Leben gerungen, und die nur für ihn allein gesorgt und gelebt hatte. Sein einziger Gang, wenn er das Haus verlassen konnte, war auf den Friedhof, wo seine Mutter ruhte, die alte Familiengruft war lange nicht mehr zugänglich gewesen; neben dem schön gearbeiteten Marmordenkmal der Mutter war ein Kindergrab mit einem kleinen steinernen Kreuz, vor dem er oft und lange in tiefem Sinnen stand, hier ruhte seine kleine Zwillingsschwester, die bald nach der Geburt gestorben war, und er konnte den Gedanken nicht los werden, daß das Grab, das die Hälfte seines Lebens aufgenommen, ein besonderes Recht auf ihn habe. Die Mutter hatte ihm so oft erzählt, welch zartes und schwächliches Kind er stets gewesen, wie von seiner Geburt an alle ihre Freunde jahrelang nicht geglaubt, daß das Kind den nächsten Tag überlebe, wie sie mit unerhörter Mühe und

allerlei wunderbaren Versuchen doch sein Leben von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr erhalten habe, daß ihm oft dünken wollte, dies Leben sei gewaltsam dem Tode abgerungen und er habe kein Recht zum Dasein. Er konnte sich keiner Zeit erinnern, wo er frisch und gesund, wie andere Kinder, sich seines Lebens hätte freuen können.

„Gustav, ich bitte dich, nimm dich in Acht!" war der Refrain aller Reden seiner Mutter, so lang er zurückdenken konnte. Selbst die glückliche rasche Entwicklung seines Geistes, sein rastloser Eifer für Studien, war ihr nur ein weiterer Gegenstand der Sorge, sie hätte, wie seine geistige Entfaltung, so auch gerne das Wachsthum seines Körpers zurückgehalten, nur damit sich seine Kraft nicht daran erschöpfe.

Aerzte und Badekuren, Tannenwälder und Bergluft, wollten nicht hinreichen, dem geliebten Leben Kraft und Gesundheit, den bleichen Wangen Blüthe zu geben; jedem Aufschwung jugendlicher Lebenslust folgte eine um so größere Erschöpfung. „Danken Sie Gott, daß der Junge überhaupt noch lebt," war der leidige Trost des Arztes, „mir ist jedes Lebensjahr bei ihm ein Wunder," und die Mutter lernte endlich sich damit begnügen, das theuer erkaufte Leben, so wie es war, mit Dank hinzunehmen. Ihr Verhältniß zu ihrem Gatten war ein ziemlich kühles gewesen, er stand in friedlichem Kriegsdienst bei einem auswärtigen Fürsten und lebte viel an dem dortigen Hofe. Sein Tod brachte wenig Aenderung in ihre Lebensweise, nur daß sie jetzt ihre Kraft und Zeit noch viel ungetheilter ihrem Sohne widmen konnte.

Für den Sohn selbst war freilich die Leidensschule schwerer noch als für die Mutter. In dem schwachen Körper lebte ein starker Geist, eine feurige Seele, der die kraftlose Hülle oft zur schmerzlichen Pein, zum unerträglichen Hemmschuh wurde. Alles, was groß und schön war, in der Vergangen-

heit, wie in der Gegenwart, begeisterte ihn, riß ihn zur Bewunderung und Nachahmung hin. Er wollte Alles werden: Seemann, Kriegsheld, Staatsmann, Künstler, Gelehrter, je nachdem eben ein Ideal vor seiner Seele stand; neben der reinen Liebe für das Edle und Hohe lebte ein glühender Ehrgeiz im Grund seiner Seele: ein Name, der noch Jahrhunderte überdaure! das war das Ziel seines sehnsüchtigen Verlangens. — Und nichts, nichts von alle dem; überall stand seine körperliche Schwäche als unübersteigbare Schranke vor jeder Laufbahn, die er stürmischen Muthes betreten wollte; — kein Heroenbild der Vorzeit sollte er mehr anschauen, nur Tantalus und Prometheus schienen ihm Vorbilder seines Daseins, und Prometheus hatte doch etwas vollbracht! Ihm dünkte, er wolle sich gerne an den Felsen schmieden, gerne den Geier am Herzen nagen lassen, wenn er nur Eine Menschenseele mit unsterblichem Feuer belebt hätte. So war er ein reizbarer, verschloßner, unzufriedner Knabe, nur sein feiner und edler Sinn ließ ihn die hingebende Liebe seiner Mutter nicht mißbrauchen. Der warme Odem dieser selbstlosen Liebe bewahrte ihn vor Selbstsucht und Verbitterung. Nach vielen verunglückten Versuchen mit Bonnen, Gouvernanten und Hauslehrern gelang es dem jungen Theologen Gerhard am dauerndsten, die Liebe und das Vertrauen seines Zöglings zu gewinnen. Der Lehrer war dem Schüler wohl kaum gleich an geistiger Begabung, an feurigem Schwung der Phantasie, aber ein ruhiger steter Sinn, der es verstand, sich im Gegebnen wohnlich anzubauen, statt machtlos stets nach dem Geträumten zu streben, wirkte beruhigend auf den rastlosen Geist des jungen Gustav; Gerhard verstand, ihn anzuregen für kleine Liebhabereien, harmlose Beschäftigungen, die wohlthuend den Geist losspannen und die Zeit kürzen, und die

Mutter sah mit Entzücken, wie unter seiner Leitung mehr Heiterkeit und Leben bei ihrem Liebling einkehrte.

Die tiefste und höchste Lehre, die in der Schule des Leidens zu lernen ist, das Eine Wort, das dem Schmerz die Bitterkeit nimmt und dem Tode den Stachel — das freilich kann der Lehrer mit dem besten Willen seinen Schüler nicht lehren, eben weil es nicht nur ein Wort ist, sondern eine Kraft, die kein Mensch dem Menschen verleihen kann.

Gerhard wünschte aufrichtig und mit vollem Herzen, seinem Zögling mit dem Glauben an eine allweise, gütige Vorsehung Ergebung in sein Geschick beizubringen. Aber es ist schwer für den Glücklichen und Gesunden, dem Kranken und Unglücklichen von Geduld und Ergebung zu predigen. „Du hast gut reden," ist die leise, bittere Gegenrede des Leidenden, und selbst die seligsten Trostworte der Schrift aus Menschenmunde sind kranken Herzen oft nur wie flüchtiges Begießen der ausgebrannten Au — vom Himmel allein muß der Segensstrom quellen, der den harten Grund erweicht und die welke Pflanze belebt und aufrichtet, sei es nun im milden, leisen Regen, oder in mächtigem Gewitterschauer. Nur Einer ist, der alles Leid empfunden und aus dessen tiefster Tiefe den unsterblichen Lebensquell gegraben hat, der Heilung gibt für jede müde Seele; und wenn er seinen Weg unmittelbar zu einem Herzen findet, so ist es gewiß zumeist in der Nacht des Leidens. „Der Herr will im Dunkeln wohnen, Sein Pfad geht in tiefen Wassern."

In den langen, langen, schlaflosen Nächten, in denen er nur das Pochen seines kranken Herzens hörte, ging auch für Gustav endlich die rechte Lösung für sein dunkles Geschick auf, und er fand es nicht mehr zu schwer, mit Geduld durch den Kampf zu laufen, der ihm verordnet war.

Seine ganze Umgebung, die Mutter zumeist, fühlte sich

innig wohlthätig berührt von dem neuen Leben, von dem innern Friedenshauch, der sich ohne Worte in seinem Benehmen kund gab; sie schob alles auf Rechnung des guten Herrn Gerhard, der selbst erstaunt war über die Wirkungen des Religionsunterrichts, den er, fast mit einiger Schüchternheit, dem geistvollen, tiefdenkenden Knaben ertheilt hatte. Er hatte, besser als er wußte, seine Pflicht erfüllt, indem er ihn ohne viel eigne Zusätze in die Schrift einführte; lautet doch die tröstliche Weisung des Herrn an Petrus nur: ‚weide meine Lämmer,' und nicht: ‚speise du sie selbst!'

Die erste selige Freudigkeit, mit der der Pilger von der Höhe das ferne Ziel erblickt, bleibt freilich nicht immer dieselbe, wenn es gilt, den Weg Schritt um Schritt zum Ziele zu gehen. Und auch dem Baron dünkte doch oft noch sein Pfad viel schwerer und mühsamer, als zu ertragen sei. Das hatte er nie so empfunden wie in diesem Winter, dem ersten, den er seit der Mutter Tod auf dem einsamen Gut zubrachte; er liebte die Stille, aber es kann doch auch zu still sein, wenn so ein Tag um den andern heraufsteigt und keiner ein anderes Gesicht trägt als der vorige.

Als die Mutter noch gelebt, da hatte er noch einen Lebenszweck außer sich gehabt, ein Wesen, an das er denken, für das er sorgen, das er lieben und erfreuen konnte, erfreuen selbst in der Mühe und Sorge, die sie durch ihn hatte. Er konnte wenig thun für die Mutter, aber er dachte für sie. Er suchte beim Lesen alles zu bezeichnen, was für ihre gemeinsame Abendlektüre taugte, er übersetzte aus fremden Sprachen, was sie ansprechen könnte; er hatte sich erfreut an ihrer Freude, wenn ihm ein neues Gericht zusagte, und wenn er sich auf ihren Wunsch nach Tisch auf den Sopha legte, hatte er in unschuldiger Heuchelei sich tief schlafend gestellt, nur um sie zu beglücken durch seinen ruhigen Schlummer. Er hatte

unermüdet den alten Hofgeschichten aus der glänzenden Zeit ihrer Jugend gelauscht, hatte sich immer wieder die Reliquien jener vergangenen Herrlichkeit zeigen lassen und sie bewundert, und sich im Stillen an der adeligen Grazie ergötzt, mit der Mama die Frau Pfarrerin protegirte, die sich ihrerseits durchaus nicht protegiren lassen wollte.

Ihre Liebe und ihre beständige Sorge für ihn hatte freilich oft etwas Bedrückendes, Einengendes gehabt, ein beständiges Hofmeistern und Hüten, er blieb ihr fortwährend das Kind ihrer Pflege; aber es war doch Liebe gewesen, und nun war das alles vorüber. Sein Bedienter und die Köchin, aus denen derzeit seine Dienerschaft bestand, wären für ihren jungen Herrn durch's Feuer gegangen; Madline, die Köchin, setzte ihre Ehre darein, ihn, wie sie der seligen Mama versprochen, so gut zu versorgen als diese selbst; so ging ihm an Pflege und Aufmerksamkeit nicht viel ab. Aber all sein Leben und Lesen und Studiren kam ihm so zwecklos vor! er fürchtete sich fast vor dem Ton des Pianos, wenn er einmal wieder spielen wollte, seinen Zeichenapparat mochte er nicht ansehen. Er ging an sonnigen Tagen im Garten auf und ab, an trüben im großen Salon; er schrieb Briefe, aber seine wenigen Korrespondenten hatten alle einen Beruf und waren nicht rasch im Antworten; er war glücklich, wenn er über einer Lektüre einmal den Schlag einer Viertelstunde überhört hatte — sie schlichen so langsam.

Der einzige Wechsel seines Daseins, und auch dieser war wechsellos, war ein Besuch des Pfarrers, der allabendlich zu einer Schachparthie kam. Schach war des Pfarrers Liebhaberei, besonders weil dies Spiel das Schweigen so sehr begünstigt, denn im Schweigen hatte er's zu einer wahren Virtuosität gebracht. Er reichte mit Einem Satz für die ganze Abendkonversation aus. Wenn er vor dem Beginn des Spiels

anhub: „A—h—ber, Herr Baron,“ so schloß er vielleicht, wenn es nach zwei Stunden beendigt wurde: „wir haben heuer einen merkwürdig gelinden Winter,“ und bemerkte nachher daheim gegen seine Frau: „man unterhält sich immer gut mit dem Baron.“ Der Baron versuchte, sich um die Angelegenheiten der Dorfbewohner — seine Unterthanen waren sie nicht — zu bekümmern, sie theilnehmend anzuhören, ihnen aufzuhelfen, fast mehr als in seinen Mitteln lag; hatte er aber einmal Einem geholfen, so kam gewiß am nächsten Tag ein Anderer: „Aber, Herr Baron, Sie dauern mich, daß Sie sich von dem Kerle anführen lassen, da ist keine Hoffnung und kein Schmalz (Hopfen und Malz verloren), da wär's bei mir zum Beispiel besser angelegt, so ein redlicher Mann, wie ich bin, und mein Weib so sparsam, daß sie ihrer eignen Mutter den Bissen nicht gönnt!“ Er wurde in Wahrheit von redlichen Leuten aller Art mißbraucht, belogen und betrogen; und durch seine körperliche Schwäche verhindert, in eigner Anschauung ihre Verhältnisse und ihr Treiben näher kennen zu lernen, wandte er sich fast mit Widerwillen von dem Volk ab; er that ihnen nur noch Gutes aus bloßem Pflichtgefühl, ohne rechte Liebe und Freude.

Alle Tage ging er nach Tisch in das Zimmer seiner Mutter, das unverändert bleiben mußte, er legte sich auf ihr Sopha und versuchte zu schlafen, nur um einen Augenblick träumen zu können, daß noch ein paar liebevolle Augen seinen Schlummer bewachen. Und doch sah er so oft im Wachen und Träumen ein andres Bild, als das ehrwürdige Gesicht seiner Mutter, ein Bild, das er nie in diesen Räumen gesehen hatte, jung, blühend und strahlend vor Lebensfreude, und ob er sich tausendmal sagte: es ist Wahnsinn, wolltest du die frische Blüthe an dein welkes Leben binden? tausendmal mußte er wieder denken: es wäre doch schön! und ich wollte sie

lieben und im Herzen tragen mit einer unendlichen Liebe, die ihr Alles, Alles ersetzen sollte! Und er träumte sich die liebliche Gestalt an seine Seite; wo er ging und stand, ihre leuchtenden Augen auf sein Buch geheftet, ihre süße Stimme am Klavier, ihren leichten elastischen Schritt im Garten — bis er zuletzt wehmüthig den Kopf schüttelte und sagte: ‚es wird ja doch in Ewigkeit nichts.‘

Er wollte sich nicht verzehren in fruchtlosem Sehnen und müßigem Klagen, er kämpfte ritterlich, den Frieden wieder zu finden, der vorher sein inneres Leben so hell gemacht, aber es ging schwer — wieder und wieder kam ihm die tiefe Sehnsucht, einschlafen zu dürfen, um nicht mehr zu erwachen, und fast mit Bedauern fühlte er sich mit dem Beginn des Frühlings etwas kräftiger als im vorigen Jahr. Einmal, nur ein einzigmal wünschte er Elisabeth noch zu sehen, um, wenn auch ohne Worte, doch in seiner Seele noch Abschied zu nehmen von dem einzigen Traum von Erdenglück, den er je gehegt. Wie er dies möglich machen sollte, wußte er freilich nicht recht. Da kam im Mai, im wunderschönen Monat Mai, ein Brief seines alten Freundes, des Dekans, mit der Kunde, daß ihm ein Söhnlein geboren sei, das achte Kind, aber mit demselben Jubel aufgenommen, als ob es das Erste wäre — und eine Einladung zur Gevatterschaft. Da mußte auch Elisabeth kommen, hoffte er, und seine Hand zitterte wie die eines Mädchens beim ersten Liebesbrief, als er mit geflügelten Worten seine bereitwillige Annahme der Einladung schrieb. Er fügte die dringende Bitte bei, ihm für einige Wochen eine Wohnung in der Stadt zu miethen, damit er im Hause nicht Mühe und Störung mache, was selbst Frau Marie, deren großer Liebling der Baron war, bereitwillig und dankbar einging.

Das Dekanathaus füllte sich mit Gästen. Elisabeth hatte fast nicht erwarten können, bis sie das Kind ihrer Marie sehen durfte; sie saß lachend und weinend an der Wiege und studirte in dem geweihten Halbdunkel des Wochenzimmers die Züge des schlummernden Kindleins; dann reichte sie wieder Marien leise die Hand, vor der sie eine eigenthümliche Ehrfurcht empfand, so daß sie gar nicht dazu kommen konnte, mit ihr von dem zu reden, was sie im Augenblick so gewaltig bewegte. Sie hätte sich gerne nützlich gemacht, konnte aber neben der ingrimmigen Thätigkeit der Wartefrau nicht beikommen und hatte auch etwas besonders Träumerisches und Gedankenabwesendes, das sogar Marien auffiel. Die Mama begnügte sich mit vielen weisen Rathschlägen; auch sie hatte große Freude an dem Kindlein und hörte sich gern Großmama nennen, wobei sie beiläufig in den Spiegel schaute und fand, daß sie für diesen ehrwürdigen Titel noch merkwürdig jung aussehe. Ein Glück war's, daß die Kinder des Dekans herzgute Geschöpfe waren und selbst die größte Freude an dem Brüderlein hatten, sonst hätten sie billig eifersüchtig werden können, da der Papa sich in Wahrheit geberdete, als ob dies das erste Kindlein sei, das er erlebe, und noch dazu eins von einer ganz besonders ausgezeichneten Species. Aber sie wußten nichts von Neid, und als die Mutter sie zum erstenmal um die Wiege versammelte und ihnen das Kindlein zeigte und sie dabei mit ihrer schwachen Stimme liebevoll fragte: das ist nun euer Brüderlein, das euch der liebe Gott geschickt, wollt ihr es recht lieb haben? da fanden sie fast verwunderlich, wie man das nur noch fragen könne. Ernst, der Seminarist, der besonders innig an der Mutter hing, der hätte sein Herzblut für das Kind gegeben; sie hatte es selbst auf seine Arme gelegt und ihm gesagt: „ich weiß nicht, lieber Ernst, wie lange dein Vater und ich bei dem Kinde sein

dürfen; ich lege es dir an's Herz, ich glaube, du wirst einst sein treuster Freund, sein Schutz und Leiter sein." Seitdem war ihm das kleine Wesen lieb und heilig als ein anvertrautes Kleinod, und in tiefster Seele that er ein stilles, ernstes Gelübde, des Vertrauens der Mutter werth zu werden.

Minchen, die die Mutter zuvor noch möglichst in die Geheimnisse der Haushaltung eingeweiht hatte, waltete im glücklichen Gefühl ihrer Wichtigkeit allzeit mit dem Schlüsselbund klirrend, in Küche und Keller, und es war merkwürdig, wie sie manches, was die Mutter mit vielfachem Predigen nie hatte von ihr erreichen können, nun auf's Beste vollbrachte im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit.

Am Tage vor der Taufe trafen von verschiedenen Seiten Vetter Gérard und der Baron ein. Ersterer hatte sich im Gasthof einquartiert, dem Baron hatte man ein paar hübsche Zimmer in einem freistehenden Hause der Nachbarschaft gemiethet; die Wöchnerin war so wohl auf, daß sie Beide auf dem Sopha empfangen konnte. Der Baron sah zum erstenmal ein kleines Kind in der Nähe, und das kleine Wesen mit den winzigen Fingerchen erschien ihm fast so wunderbar, als es den Kindern vorgekommen war; Vetter Gérard fand es nicht so erstaunlich, er sah nur flüchtig darüber hin und sagte: „ja, ja, es kann wahrscheinlich noch einmal ein ganz netter Junge werden, kann's schon sehen? die Dinger kommen, glaub' ich, blind auf die Welt? und garstig sind sie so zum Anfang, das müssen wir gestehen." Er bemerkte die Indignation der Mutter gar nicht, da eben Elisabeth eintrat. So tief sich auch der Baron in dem Augenblick auf das Kindlein neigte, um das mädchenhafte Erröthen zu verbergen, das seine bleichen Wangen überzog, es entging ihm doch nicht die ganz besondere Befangenheit, mit der Elisabeth den Kaufmann begrüßte, der seinerseits auch nicht mit der fließenden

Sicherheit sprach, die ihm sonst eigen war. Er vergaß darüber ganz, sie zu grüßen, und schrak fast zusammen, als sie selbst ihn freundlich anredete: „guten Abend, Herr Baron, wie geht es Ihnen?" So wohl ihm diese Freundlichkeit that, so durchzuckte ihn doch wieder schmerzlich der Gedanke: „nur einen ganz ungefährlichen Mann grüßt ein Mädchen zuerst," und Elisabeth betrübte sich fast über seinen kurzen Gruß. — Der Baron bemerkte, daß sie ein Beisammensein mit dem Kaufmann zu vermeiden schien, „auch das ist ein Zeichen eines befangenen Herzens!" seufzte er bei sich, „sie ist gar nicht mehr dieselbe, all' ihre unbefangene Fröhlichkeit ist weg! In Gottes Namen! aber ich hätte sie lieber einem Andern gegönnt."

O, er hatte freilich recht gesehen, das leichte Herzchen der fröhlichen Elisabeth war ein recht schweres, trug sie sich doch mit dem gewichtigsten Entschluß, den ein junges Mädchen fassen kann. Vor wenigen Wochen hatte Vetter Gérard bei der Mutter und ihr förmlich um ihre Hand geworben.

Der Mutter war diese Werbung nicht unerwartet und nicht unerwünscht gekommen. Freilich hätte sie gern die Trennung von ihrem einzigen Liebling länger verschoben, aber es war denn doch auch hübsch, in diesen bedrängten Zeiten eine Tochter so jung und so brillant versorgt zu wissen. Daß Elisabeth der Antrag willkommen sein werde, bezweifelte sie keinen Augenblick; sie legte mit recht vielsagendem Lächeln den bedeutsamen Brief in ihre Hand und war hoch erstaunt, als das Kind todtbleich wurde und die Hände zusammenlegte mit dem Ausruf: „ach um Gotteswillen!" „Nun, nun," sagte die Mutter beruhigend, „stell dich nicht so närrisch, Kleine, das ist noch lang nicht das Schlimmste, das einem begegnen kann, wenn ein Mann von einer halben Million um einen wirbt, es kann dir unmöglich so ganz unvermuthet kommen, hast du in der That nie gemerkt, daß du ihm gefällst?"

„Ach das natürlich!“ entgegnete Elisabeth unschuldig, „aber weiter habe ich eigentlich nie gedacht, es kommt mir so plötzlich.“ „Nun, so nimm dir Zeit, dich an den Gedanken zu gewöhnen,“ tröstete die Mutter, „es muß ja nicht im Augenblick sein, ich schreibe indeß dem Gérard; oder soll ich Nein schreiben, ganz entschieden?“ „Ach nein, das doch nicht!“ sagte Elisabeth wieder ängstlich, „aber warum kommt er denn gerade an mich? ich dachte, er werde drinnen eine Reiche wählen.“ „Drum bist du ein Sommerkind,“ sagte liebkosend die Mutter und küßte die schöne Stirne der Tochter; „ich sagte dir's ja, es gibt Lieblinge der Natur, die's auf ihr eigen Köpfchen hinaustreiben.“ „Aber ich weiß nicht, ob das mein eigen Köpfchen ist!“ sagte Elisabeth weinerlich. „Nun so besinn dich noch darüber und gib dich indessen ganz zur Ruh.“

Aber Elisabeth konnte sich nicht zur Ruhe geben; die Frage: „soll ich, oder soll ich nicht?“ „will ich, oder will ich nicht?“ ging mit ihr zu Bette und stand mit ihr auf und lag wie ein Schatten auf allem, was sie sonst erfreut hatte. Der Mutter war sie unbegreiflich, und zum erstenmal in ihrem Leben wurde sie ernstlich böse über ihren Liebling. „So ein unnöthiger Jammer!“ meinte sie, wenn sie die schweren Seufzer Elisabeths hörte. „Du weißt ja, daß ich dich nicht zwinge, schreibe ihm ab, wenn du einen Widerwillen gegen ihn hast.“ „Das nicht, gewiß nicht, liebe Mutter, er hat mir immer gefallen, wir waren ja in Baden oft so vergnügt zusammen.“ „Nun gut, so sagst du ihm zu, so weiß er, woran er ist und du auch.“ „Nein, o nein, ich bitte dich! wenn er nun käme und ich müßte gleich seine Braut sein! Gewiß, Mütterchen, das kann ich noch nicht.“ „Nun, so nimm dir Zeit, aber nicht zu lange, das bist du ihm schuldig; ich fürchte auch, die Sache kommt in der Leute Mund,

es scheint mir, die Schmekenbächerin hat etwas gemerkt, und was die weiß, das weiß die Stadt.“ Wie nun die Schmekenbächerin etwas davon sollte erfahren haben, konnte Elisabeth nicht ergründen, besann sich aber auch nicht darüber, sie hatte sich genug zu besinnen über ihr eigenes Herz und kam zu keinem Schluß. Die Mutter hatte Herrn Gérard geschrieben, daß Elisabeth noch so jung und nicht vorbereitet auf einen so entscheidenden Entschluß sei, und darum um Bedenkzeit bitte. Da schon das Tauffest bei Dekans in Aussicht stand, so hoffte sie, er werde bei dieser Gelegenheit am leichtesten die Antwort persönlich holen. Dessen getröstete sich auch Herr Gérard, obschon ihm dieser Aufschub höchst unerwartet und unbequem kam, da er sich die Ueberraschung und Freude der Kleinen über ein solches Glück gar nicht groß genug hatte denken können. Doch schickte er sich darein: ‚ein bischen Sprödethun muß man ihr immerhin zu Gute halten, es ist ja ein für allemal, ich finde es fast pikanter, als wenn es so ganz von selbst gegangen wäre.‘ Inzwischen holte er sich die Waffen, mit denen er das junge Herz vollends zu erstürmen gedachte, bei Goldschmied und Juwelier, und wartete beruhigt der entscheidenden Stunde.

Die Schmekenbächerin, die den Gevatterstaat fertigen mußte: neue Fransen an das Penseekleid der Mama und ein schwarzes Satinkleid für Elisabeth, begriff nicht, warum das Fräulein diesmal so gar schweigsam und so gleichgültig über Schnitt und Garnitur des neuen Kleides war. „Na, wollen sehen, ob Sie besser aufwachen, wenn ich Ihnen einmal das Hochzeitkleid mache! weißen Atlas und Seidentüll darüber, garnirt mit ächten Blonden; hab’s zwar verschworen, keinen Seidentüll mehr zu verarbeiten, es ist ein infamigtes Nähen, weil man immer nichts in der Hand hat, Ihnen zu lieb thät’ ich’s aber doch, weil’s so einzig steht; Sie müßten die

allerschönste Braut sein, wie ein eingeborner Engel.“ Selbst diese Aussicht erheiterte Elisabeth nicht ganz und doch knüpften sich an die Schilderung der Brauttoilette allerlei Bilder einer glänzenden Zukunft, voll von Festen und Genüssen, wo sie, wie eine Feenkönigin, mit vollen Händen Glück und Freude ausspenden könne; und wenn sie bei einem Ausgang an prachtvollen Kaufmannsgewölben vorüberkam, konnte sie sich mit gewissem Behagen eine Zeit ausdenken, wo nichts von diesen Herrlichkeiten mehr zu kostbar für sie sein würde; — und doch fand sie nicht den Muth, das Wörtchen auszusprechen, das der Schlüssel zu dem goldnen Schatz war.

So standen die Sachen, als die kontrahirenden Mächte bei Dekans zusammentrafen, und je näher die Entscheidung rückte, desto banger wurde Elisabeth davor; sie wurde mit einem Mal ungeheuer geschäftig und machte sich überall zu thun, wo der Vetter nicht war, nur um einer Erklärung auszuweichen. Gérard war sehr unzufrieden darüber, es wollte ihm mit dem Warten zu lange werden, ‚aber wunderschön ist sie,‘ dachte er wieder, ‚Madame Buisson hat Recht, Schönheit imponirt viel mehr als Reichthum, sie muß sich einzig ausnehmen, wenn sie vollends ins rechte Licht gesetzt wird; nein, die werden Augen machen!‘ Und in dieser Hoffnung resignirte er sich, zu warten, ‚bis die Taufgeschichte vorüber sei.‘

In der Frühe des Tauftages ging Elisabeth in den Garten, um Blumen zum Schmuck der Tafel zu holen; der Vetter war noch nicht erschienen, aber als sie in so tiefen Gedanken, wie sie sie sonst wohl selten gekannt, an der Terrasse vor dem Gartenhaus vorüberging, hörte sie die bekannte, tiefe, wohlklingende Stimme des Barons: „Guten Morgen,

Fräulein, sind Sie so eilig?“ „Das nicht,“ entgegnete sie, etwas verlegen über das unerwartete Begegnen, „ich gehöre eigentlich heute zu den entbehrlichen Personen, es sind so viel geschäftige Leute oben!“ „Nun, so könnten Sie wohl eine Weile Ihre alte Mission erfüllen und einem Kranken Gesellschaft leisten.“ Elisabeth setzte sich auf ihr altes Plätzchen, ihm gegenüber auf der Terrasse. Ihre Nähe that ihm so wohl, er hatte nicht vergebens mit sich gerungen, bald hoffte er im Stande zu sein, sie klaglos scheiden zu sehen ins frische, frohe, regsame Leben, dem sie angehörte, und er dachte, sich zuvor noch ohne Gefahr dem süßen Zauber ihres Umgangs hingeben zu können. „Wie haben Sie den Winter verlebt, Herr Baron?“ brach Elisabeth das Schweigen, das sie etwas bedrückte. „Allein, ganz allein,“ sagte er mit tief wehmüthigem Ton, „und Sie, liebes Fräulein?“ fuhr er heiterer fort, sich ermannend, „in Glanz und Freude und Herrlichkeit, unter Musik und Tanz, denke ich?“ „Ach ja,“ sagte Elisabeth mit halbem Schuldbewußtsein, „es ist wahr, ich bin vor lauter Vergnügen gar nicht zu mir selbst gekommen. Es war freilich recht schön,“ setzte sie hinzu und ihre Augen leuchteten mit fröhlicher Erinnerung; „aber nicht wahr?“ und sie blickte schüchtern in die dunkeln tiefen Augen, die auf ihr ruhten, „Sie halten das doch nicht für recht?“ „Sie würden mich für den Fuchs mit den sauren Trauben halten, wenn ich die Freuden der Welt verdammen wollte,“ sagte er lächelnd. „O nein,“ sagte Elisabeth sehr ernst, „gewiß nicht, ich weiß, daß Sie über allen Neid erhaben sind, und ich glaube an Ihre Worte; sehen Sie,“ fuhr sie mit kindlichem Vertrauen fort, „ich weiß wohl, daß ich ein verwöhntes Kind bin, die Mutter ist zu gut für mich, und . . . und . . . ich weiß nicht, ob ich nicht für mein Leben lang allein meinen Weg zum Himmel suchen muß, da möchte ich gern einen

treuen Freund, der mir sagte, was recht ist. Halten Sie die Freuden der Welt, den Tanz zum Beispiel, für Sünde?" Ihre Augen waren feucht von tiefer Bewegung, wie sie ihn ernst, fast ängstlich fragend ansah. „Das ist wohl schwer zu entscheiden," sagte der Baron ernst auf ihre ernste Frage, „zumal für mich; das Gebiet, das zwischen dem einfachen Recht und Unrecht liegt, ist wohl das schwierigste. Gewiß ließ Gott nicht so viel liebliche Wiesen, so viel schöne Blumen wachsen, wenn sein Wille wäre, daß wir absichtlich nur einen steinigen Pfad suchen sollten, und ich denke, die Blumen, die von selbst am Wege blühen, dürfen wir ohne Gefahr pflücken; wenn wir aber den Weg verlassen, und nach mehr, nach immer neuen Blumen suchen, so ist die Gefahr groß, daß wir die rechte Richtung ganz verlieren."

„Das eben ist auch schwer zu sagen, welche Blumen selbst am Wege wachsen! alle diese Freuden wurden mir eigentlich entgegengebracht," sagte Elisabeth, „und doch ist mir, es könnte mir ein Hinderniß auf dem rechten Wege sein." „Kein Mensch kann für den andern den Himmel finden," sagte der Baron, „ich selbst muß erkennen lernen, was sich zwischen mein Herz und seinen Gott stellt, und das ist mir Sünde und wenn es noch so schuldlos wäre für die ganze Welt.

„Die fünf klugen Jungfrauen durften schlummern ohne Gefahr, denn ihre Lampen waren bereit; ob sie auch hätten tanzen können ohne ihr Oel zu verschütten," fügte er mit seinem ernsten Lächeln hinzu, „das kann ich nicht entscheiden, es ist eine Versuchung, in die ich nie gekommen bin." „Ach ja, Sie haben es gut!" rief Elisabeth in vollkommenem Ernst, erröthete aber im Augenblick tief über die unbedachte Aeußerung. „Sie haben Recht, ich habe es gut," sagte der Baron ruhig, „mein Beruf ist so einfach, ich habe nicht zu wählen, nur zu leiden und — zu entsagen. Das ist kein sanfter Weg,

aber ein gerader. Möge Gott Sie, wenn es sein kann, auf weicheren Pfaden zum Ziele führen!" schloß er herzlich. „Elisabeth!" rief es oben, „Elisabeth, wo bleibst du, es ist Zeit zum Ankleiden!" „Vielleicht sprechen wir uns noch einmal, ich danke Ihnen," sagte flüchtig Elisabeth in der halben Verlegenheit, die meist den Uebergang aus dem höhern Leben ins Alltägliche begleitet.

Der Baron sah ihr lange nach, und was durch seine Seele zog, das war nicht mehr die Klage um ein versagtes Gut, nur ein inniges Gebet für sie, die ihm nicht beschieden war.

An dem Tauffest des Dekans, der bei der Gemeinde sehr beliebt war, nahm das ganze Städtchen Antheil; sinnige Jungfrauen hatten die Kirche und den Taufstein bekränzt und mit dem tonkundigen Schullehrer schöne Gesänge einstudirt, die Schuljugend sollte gleichfalls das Fest durch Gesang verherrlichen; die Bürgergarde bildete Spalier vom Dekanathaus bis zur Kirche, was nur dadurch ermöglicht wurde, daß die vorderen Glieder immer hinter den letzten durchsprangen und sich vorn wieder aufstellten. Die Oeffentlichkeit der Scene, der Kirchgang zu Fuß brachte Elisabeth, die bei solchen Gelegenheiten an die geschlossenen Wagen der Residenz gewöhnt war, in nicht kleine Verlegenheit, dem Volk aber war das Ergötzen an dem schönen Aufzug wohl zu gönnen.

Voraus der kleine Festkönig, unbewußt seiner Würde, friedlich schlummernd unter dem grünseidenen Tuch, auf den Armen der Schwester Pauline, umringt von den vier jüngsten Geschwistern, die alle strebten, wenigstens einen Zipfel des Taufstuchs zu erfassen; dann die stattliche Großmama in der Blondenhaube und dem penseeseidenen Kleid; Elisabeth, in aller Blüthe ihrer jungfräulichen Schönheit, noch schöner

fast in dem schwarzen Kleid, mit dem frommen Ernst auf den lieblichen Zügen, als einst im weißen Kleide und Rosenkranz. Gérard, ihr Mitgevatter, hatte ihr ein prachtvolles Blumenbouquet in Gold und Perlen als Gevatterstrauß überreicht; der Baron hatte in feuchtem Moos die auserlesensten Blumen seines Gewächshauses von daheim mitgebracht; sie hatte die goldenen Blumen bei Seite gelegt und sich mit den duftenden geschmückt. „Wie ein Engel," flüsterten die staunenden Zuschauer des Zugs. Wie zu einem Engel blickte Ernst, der mit seiner Schwester Minchen in aller Würde der ersten Gevatterschaft hinter ihr schritt, auf ihre schöne Gestalt.

Ein ungleiches Paar folgte: der Baron und der Kaufmann. „Das ist ein schöner Herr," entschied die Volksstimme über den letztern, „so starklecht und sieht so gut aus und so gar schön angezogen. Sehet! die weiße Weste ist von Atlas mit Silber gestickt!" Der Baron zog höchstens mitleidige Blicke auf sich und den Ausruf: „das ist ja ein wahres Stilet!" (Skelet). Der Papa in festlichem Amtsornat schloß den Zug, und Elisabeth athmete leicht auf, als sie, der öffentlichen Volksschau entrückt, in die Kirche eingetreten waren. Ihre Gedanken waren so sehr ernst diesen Morgen, die feierliche Luft der Kirche that ihr wohl, die Klänge der Orgel, der schöne Gesang, die heiligen Worte, mit denen das Kindlein geweiht wurde für das Leben, über das Leben hinaus zu einem unvergänglichen Erbe, drangen in ihre innerste Seele. Alle Wahl und Qual, die sie in den letzten Wochen umgetrieben hatte, lösten sich in dem einen Gebet aus tiefstem Herzen: Herr, zeige Du mir den rechten Weg! Sie hielt das schlummernde Kindlein mit den weichen Zügen voll tiefen Friedens auf den Armen und ihre Seele vereinte sich mit den Worten des Liedes, das eben von der Orgel herab tönte:

Hirte, nimm die Schäflein an,
Haupt, mach es zu Deinem Gliede,
Himmelsweg, zeig ihm die Bahn,
Friedefürst, sei Du sein Friede,
Weinstock, nimm's zu deinen Reben,
Laß es ewig an dir schweben.

Die Welt wog ihr so leicht in diesem Augenblick, es dünkte ihr nicht schwer, sie von sich zu werfen, und ihr graute fast, wieder zurückzukehren in ein Leben voll Lust und Unruhe, von dem sie doch leise fühlte, daß es ihr wieder lieb, ach nur zu lieb werden könnte.

Sie dachte an den Entschluß, der ihr bevorstand. In Gottes Namen! beschloß sie bei sich, wenn es der Mutter Wunsch ist, und ich den Gérard so glücklich mache, so will ich Ja sagen. Der neue Stand bringt ja auch viel ernste Pflichten mit sich, ich habe dann so viel Mittel zum Gutes thun und Gott wird mir helfen, auch durch die Welt den rechten Weg zu finden. Ihre Blicke fielen auf Gérard, der ihr gegenüber stand; ach, es lag so gar nichts in seiner Haltung, in seinem ganzen Wesen, das von einem Eindruck der heiligen Handlung zeugte, er sah nach ihr mit einer ungeduldigen Begehrlichkeit, die ihr bange machte, sie fühlte fast ein Grauen, wenn sie daran dachte, in diese Hand vor dem Altar die ihre zu legen. Sie sah nach dem Taufstein hinüber, wo eben der Baron das Kind über die Taufe hielt, welch tiefer, heiliger Ernst lag auf seinen Zügen, wie innig und liebevoll ruhte sein Blick auf dem Kindlein, als wollte er ihm mit dem Segen des Himmels auch alles Glück der Erde wünschen, das ihm selbst versagt war. Sie konnte Gérard nicht mehr ansehen und all der Muth und die Freudigkeit, das Ja zu sprechen, war ihr wieder entsunken; unschlüssiger als zuvor ging sie den Weg von der Kirche heimwärts und

beneidete Alle, die sich nicht quälen durften mit solch einer Entscheidung. Daheim versammelten sich die Kinder mit dem Täufling um die Mutter, die mit Freudenthränen ihr Kindlein auf die Arme nahm; Vetter Gérard lehnte im gedeckten Festsaal am Fenster, gähnte und streckte sich und sagte: „ich habe gar nicht gewußt, daß die Geschichte so lang dauert; auf Ehre, es ist halb vier Uhr, Zeit, daß man sich zu Tische setzt." Die Tafel war auf's Schönste geschmückt, eine theilnehmende Freundin aus der Stadt hatte die Anordnung übernommen, damit die Familie sich ohne Sorgen der Festfreude widmen konnte. Der Baron saß Elisabeth gegenüber, neben sie setzte sich Gérard, dem es nun hohe Zeit schien, daß die Geschichte mit dem Besinnen zu Ende sei, wie mit der Tauf-Ceremonie; er wurde mit jedem Glas des edlen Taufweins zutraulicher, nannte die Regierungsräthin Frau Mama, als er mit ihr anstieß, und geberdete sich so siegessicher, daß dem Baron, der Elisabeths tiefes Erröthen mißverstand, denn doch das Herz zu schwer wurde; er zog sich geräuschlos zurück, was nicht auffiel, da er ja sehr selten in größerer Gesellschaft verweilte. Dem Dekan, der sehr fröhlich angeregt war in dem Festgefühl, das auch einmal alle Alltagssorgen zurückdrängte, und ihn im Blick auf sein Kinderhäufchen diesmal nur Hoffnungen und Freuden sehen ließ, wäre es auch hübsch erschienen, das häusliche Fest mit einer Verlobung zu schließen; die Mutter hielt ohnehin Elisabeths Zögern nur für mädchenhafte Schüchternheit, und dachte, es wäre das Beste, sie ein wenig zu überrumpeln; immer behutsamere Reden und Blicke zielten auf die arme Elisabeth, die endlich einen geschickten Vorwand ergriff, in den Garten zu entschlüpfen, um nur noch einen Augenblick Ruhe und Zeit zu gewinnen; ihr war, als möchte sie lieber ans Ende der Welt entfliehen, nur um gewiß allein zu sein.

Aber auch im Garten war sie nicht allein; auf der Terrasse saß der Baron, den Alle in seiner Wohnung geglaubt hatten, und es machte sie etwas befangen, daß es nun fast den Anschein hatte, als sei sie ihm gefolgt. Sie wollte mit flüchtigem Gruß an ihm vorüber gehen, aber seiner freundlichen Bitte: „bleiben Sie nicht ein wenig hier?“ konnte sie doch nicht widerstehen.

„Ich möchte gern Abschied nehmen von Ihnen,“ fing er an, „ich werde morgen abreisen.“ „So früh schon?“ fragte Elisabeth, „ich dachte, Sie nehmen wieder einen Sommeraufenthalt hier?“ „Diesmal nicht, ich muß vielleicht ins Bad und will mich die übrige Zeit in meine Einsamkeit begraben. Da ich bald gehe, so nehmen Sie vielleicht meinen Glückwunsch nicht für voreilig an,“ setzte er hinzu, sich gewaltsam zusammen nehmend; „Gott segne Sie, liebe Elisabeth, und geleite Sie, wohin Sie auch Ihr Weg führt! Sie werden wenig Zeit mehr haben, an mich zu denken; aber es kommen doch vielleicht Augenblicke, in denen es Ihnen wohl thut, zu wissen, daß ein Wesen, dem Sie einmal Leben und Sonnenlicht waren, Ihrer denkt und für Sie betet, hier — oder dort.“ Er nahm in tiefer Bewegung Elisabeths Hand in die seine, sie sah ihn an mit nassen Augen, ihr Herz war zu voll zum Sprechen, kaum brachte sie die Worte hervor: „ich bin noch nicht Braut, ach, ich weiß ja gar nicht . . .“

„Wenn Ihr Herz gewählt hat, liebe Elisabeth,“ sagte der Baron, dessen mühsam errungene Kraft zu wanken begann, „so lassen Sie es sich durch keine Scrupel schwer machen, Sie könnten für jeden Kreis ein Segen werden — werden Sie glücklich — leben Sie wohl!“ Er wollte sich erheben, Elisabeth aber bat ihn fast ängstlich, seine Hand haltend: „o, bleiben Sie noch, der treue Rath eines ruhigen Freundes ist mir so nöthig.“ „Ich bin kein ruhiger Freund!“

rief der Baron aus, überwältigt von seinem lang verhaltnen Gefühl; „Elisabeth, lassen Sie mich gehen, ich kann Sie noch nicht als die Braut eines Andern sehen; o, wäre mir vergönnt gewesen, Sie durch's Leben zu tragen; ich habe nie, nie mit dem Schicksal gehabert, bis zu dieser Stunde! Gott wird mir helfen, ohne Klage in mein trübes Dasein zurückzukehren; aber jetzt lassen Sie mich gehen! Leben Sie wohl, Elisabeth," sagte er noch einmal mit weicher Stimme, „nehmen Sie meine Worte auf, wie die eines Sterbenden, dem ja auch vergönnt ist, den Schleier von seiner Seele zu nehmen, der sie lebenslang verhüllen mußte, und zürnen Sie mir nicht." Er wollte aufstehen, aber Elisabeth hielt noch immer seine Hand, er wagte sie anzusehen, sie hatte ihre wunderbar schönen Augen zu ihm aufgeschlagen und aus dem Schleier jungfräulicher Scheu brach ihm ein Himmel so inniger, voller, hingebender Liebe entgegen, daß er in einem nie geträumten Entzücken ausrief: „Elisabeth, ist's möglich, Elisabeth, o, sprich ein einziges Wort, ist's nicht Mitleid, bist du mein?" „Dein," flüsterte sie leise, und der Frühling war aufgegangen, um sie und in ihnen.

Droben hatte Herr Gérard sich indeß mit Elisabeths Mutter verständigt, die durchaus kein Hinderniß für seine Wünsche wußte und ihm rieth, bei Elisabeth gerade auf's Ziel zu gehen. „Sie müssen natürlich zu Anfang noch Geduld haben mit der Kleinen, sie ist schüchterner, als man ihr ansieht, sie wird selbst schon ruhiger und klüger werden, wenn sie einmal entschieden hat."

Aber Elisabeth wollte lange nicht wiederkommen, die Mutter und der Bräutigam in Hoffnung beschloßen, sie im Garten aufzusuchen; Gérard steckte den prächtigen Brillantring in die Westentasche, der nun bald die schöne Hand seiner Braut schmücken sollte.

Es war sehr still im Garten, und sie kamen, ohne einen Laut zu hören, bis zu der Terrasse; da sahen sie denn freilich eine überraschende Gruppe. Der Baron saß in seinem gewöhnlichen Lehnstuhl. Elisabeth hatte einen niedrigen Gartenstuhl neben ihn gerückt und ruhte, den Kopf auf seinem Arm, ihre Hand in der seinen, die Augen zu ihm aufgeschlagen, wie ein Kind an ihn geschmiegt; keines von den Beiden sprach, nur ihre Blicke floßen in einander, so voll inniger Liebe, voll seliger Ruhe — ein Lied ohne Worte.

Elisabeth sah die Mutter mit Gérard kommen: sie erschrak nicht, sie fuhr nicht betroffen auf, sie fühlte sich so innig wohl und geborgen in der Gewißheit, die ihr nun geworden, wie eine Taube in der Felsenhöhle, sie richtete nur den Kopf auf und sah sie freundlich lächelnd an mit süßem Erröthen und sagte ruhig: „liebe Mutter, es ist doch anders gekommen, als wir glaubten, ich weiß nun gewiß, was ich gewollt; nicht wahr, Mütterchen, du gibst uns deinen Segen?“ Die Mutter war so betroffen, daß sie zuerst nicht Worte finden konnte; auch Herr Gérard war darauf nicht vorbereitet — dieser Fall war in dem ‚Galanthomme, oder der junge Mann, wie er sein soll,‘ so gar nicht vorgesehen, er hub mit glühendrothem Gesicht und unterdrückter Heftigkeit an: „in der That, mein Fräulein . . .“ Aber der Taube war mit Einemmal der Muth gewachsen und mit kindlicher Offenheit, wenn auch zu Anfang mit schüchternem Ton, sagte Elisabeth: „es thut mir herzlich leid, Herr Gérard, wenn ich Sie je über meine Gefühle getäuscht habe, meine Absicht war es gewiß nicht; mein Herz habe ich bis jetzt selbst nicht gekannt, sonst hätte ich Ihnen viel früher gewisse Antwort gegeben; halten Sie es meiner Jugend und Unerfahrenheit zu gut,“ und sie bot ihm freundlich die Hand. So rasch aber ging es bei dem schwer gekränkten Liebhaber nicht mit der Ver-

söhnung, er war zu bitter getäuscht und glaubte sich absichtlich gefoppt. Nie war ihm im Traume eingefallen, den siechen Baron für einen gefährlichen Nebenbuhler zu halten, mit Bitterkeit sagte er: „Wirklich wußte ich bis jetzt nicht, wie schwer der Rang einer Baronesse in den Augen einer jungen Dame wiegt; wenn Sie, Madame Gruber, eine solche Verbindung über Ihr mütterliches Gewissen bringen, so habe ich nichts einzureden.“ „In der That, Herr Baron,“ hub die Mutter an, „kann ich kaum glauben, daß Sie eine so rasche Gefühlsaufwallung eines Kindes, wie Elisabeth, für entscheidend und bindend annehmen; Sie selbst müssen wissen, welche Bedenken ...“ „Ich weiß sie alle und habe sie lange und wohl erwogen, verehrte Frau,“ sagte ruhig und mit fester Stimme der Baron, „auch war es die Ueberwallung eines lang bekämpften Gefühls und nicht besonnene Ueberlegung, was mir den Muth gab, um ein Gut zu werben, das mir stets ein unerreichbarer Stern schien. Elisabeth ist jung, Sie sind die Mutter, wir Beide haben kein Recht, unsern rasch geschlossenen Bund für fest anzunehmen ohne Ihre Einstimmung, und ich lege Elisabeths Wort wieder in die Hand ihrer Mutter. Ich kann ihr nichts bieten, als eine Lage, die sorgenfrei ist für bescheidene Bedürfnisse, nichts von allem Glanz des Lebens, nichts von Freude und Lust der Jugend, kein frisches freudiges Zusammenwirken von Mann und Weib — nichts als ein Herz voll unendlicher Liebe, um ein Leben voll Opfer und Entsagung zu lohnen, eine Ehe, die ein Brautstand sein möge für die selige Vereinigung in der Ewigkeit.“

„Gratulire zum ewigen Brautstand,“ sagte mit hämischem Ton der Kaufmann, indem er sich empfahl.

Der Baron küßte Elisabeth leise auf die Stirne und führte sie der Mutter zu. „Elisabeth, wie auch dieser Tag ende, ich werde ihn segnen als einen Stern meines trüben

Lebens, entscheide dich frei und glaube, wenn du auch nur diesen Augenblick mein warst, du bleibst doch mein guter Engel." Er schritt langsam dem Hause zu — nicht mit dem raschen Schritt eines Siegers, langsam, fast überwältigt von der Bewegung der letzten Stunden — die Mutter sah ihm seufzend nach: „ach, es wäre ja alles recht und müßte gerade kein Millionär sein, und eine Baronesse wäre auch nichts Schlechtes, aber das ist doch in Ewigkeit kein Mann für meine blühende Elisabeth!"

Herr Gérard empfahl sich französisch mit Hinterlassung eines reichen Pathengeschenks; auch der Baron reiste in der Frühe des nächsten Tages ab, nach einer langen Unterredung mit dem Dekan; Elisabeth wollte er nicht mehr sehen, ehe ihre Mutter entschieden hatte, um ihre Wahl nicht zu bestechen.

Ach, da konnte von keiner Bestechung mehr die Rede sein! Durch alles Wiegen und Wägen des Familienraths über ihre Zukunft, durch alle Für und Wider, Wenn und Aber, blieb die junge Elisabeth, das sonst so kindische, unschlüssige Wesen, fest wie eine Mauer. „Du gibst es gewiß noch zu, Mütterchen," sagte sie zuversichtlich, „denn es ist mein Glück."

Man berieth nach des Barons Wunsch die Aerzte, die ihn so lange behandelt; sie kamen überein: daß der Sitz des Leidens schwer zu ergründen sei, es sei vielleicht das Rückenmark angegriffen, vielleicht liege der Grund des Uebels im Herzen; möglicherweise auch blos in den Nerven; es sei kaum anzunehmen, daß der Baron je zu voller Kraft und Gesundheit komme; möglicherweise könne man aber bei solchen Zuständen alt werden, ebensowohl müsse man jedoch

auch auf ein plötzliches Ende gefaßt sein. „Und wenn ich nur Einen Tag die Seine bin," entschied Elisabeth auf diesen Ausspruch, „so ist dieser Eine Tag mehr werth, als ein ganzes Leben voll Weltglück."

Es war verwunderlich, daß die sonst so nüchterne und besonnene Marie die erste Bundesgenossin der Schwester wurde; bedenklicher blieb der Dekan, schon aus Pflichtgefühl, weil er innerlich doch die Parthei seines Freundes nahm, aber auch er ging über, und der Mutter blieb zuletzt keine andre Wahl, als sich überstimmen zu lassen; ob der Gedanke an ‚meine Tochter, die Baronin von Ellershausen,' nicht ebenso viel dazu beitrug, als der innige Herzenswunsch der Tochter, sei dahingestellt. So ward das Jawort abgesandt und großer Jubel unter der Kinderschaar des Dekans, daß Elisabeth Braut sei und sie Alle zur Hochzeit dürfen; Ernst, dem ältesten, theilte es Elisabeth selbst mit, er wünschte ihr Glück mit schüchterner Stimme; in stiller Nacht aber entstand sein erstes Gedicht, das anhub: „So bist Du denn versunken, Du schöner Jugendtraum, Du lichter Himmelsfunken, Ich ahnete Dich kaum!" — das aber Niemand je zu Gesicht bekam.

Und abermal tagte ein Hochzeitmorgen in der Frühe eines goldnen Herbsttages, und Frau Schmekenbächerin hatte das Glück, ihre schöne Elisabeth wie einen ‚eingebornen Engel' herauszuputzen. Marie hatte noch einmal das Mädchenstübchen getheilt und sah mit liebevollem Lächeln in das strahlende Angesicht, aus dem durch allen Ernst des Tages, durch alle Thränen des Abschieds eine stille, selige Gewißheit innern Glückes leuchtete.

„Kind, liebes Kind," bat Marie, „ich danke Gott für deine Freudigkeit, aber nimm dir's nicht zu leicht, du weißt

doch nicht, ob dich lauter Glück erwartet!" „Nicht lauter Glück, aber lauter Segen," sagte die Braut mit inniger Zuversicht und ging dem Bräutigam entgegen.

Die schaulustige Menge jedes Standes vor dem Hause und in der Kirche hatte diesmal noch viel mehr Veranlassung zu Anmerkungen, als vor zwei Jahren bei Mariens Hochzeit. Frau Schmekenbächer zwar versicherte ihre Nachbarn, „der Herr Baron sind gar nicht schwindsüchtig, im Gegentheil, so bleich sind sie eben von Natur;" aber es wurden doch verschiedene Vergleichungen angestellt: „Wie der Winter und der Frühling," „wie Tag und Nacht." Die poesiereichste blieb aber die eines jungen Künstlers, den lange schon im Stillen die schöne Elisabeth begeistert hatte: „wie ein Engel des Lichts, der einen Todten nach Wallhalla führt."

Mit der Hochzeit schließt wie billig ein rechter Roman; da aber unsere Geschichte keinen Anspruch auf den Titel eines Romans machen kann, und da viele der theilnehmenden Leser so besorgt als die Zuschauer in der Kirche der Schließung des ungleichen Ehebundes zugesehen haben, so sei uns vergönnt, den Vorhang auch nach dem fünften Akt noch einmal aufzuziehen und zu sehen, welch mächtige Erzieherin eine ächte Liebe für unsere verwöhnte Elisabeth geworden ist.

Die Aerzte haben bis jetzt Recht behalten; auch mit all dem reichen Zuwachs an Glück und Herzensfreude, auch unter all der zarten, liebevollen Pflege, die ihm durch seine junge Frau geworden, ist der Baron nicht zu voller Kraft und Gesundheit erstarkt. Wir finden ihn wieder in einem Bade, das so manchmal schon ihm Stärkung und Erquickung gab, immer noch sind große Gesellschaften für ihn angreifend, immer noch kann er nicht Theil nehmen an den Genüssen

der Jungen und Fröhlichen, und sucht Stille und Einsamkeit. Aber es ist eine liebliche Einsamkeit, denn sie ist getheilt durch den blühenden Engel, der ihn noch nicht nach Wallhalla, aber in ein Leben voll Frieden und Segen geführt hat. Sie scheint geschaffen zur Zier fröhlicher Gesellschaften, zum Schmuck des Ballsaales, in ihrer unverwelkten, feengleichen Schönheit, und doch scheint es nicht, als ob sie auch nur mit Einer leisen Klage zurückverlange zu den Kreisen, in denen sie sich einst so fröhlich bewegte. Sie hat genug zu thun, bis sie jeden Lichtblick, der in der Macht menschlicher Liebe steht, in das kranke Leben ihres Gatten leitet; sie allein weiß, wenn er gern ihr fröhliches Geplauder, ihre lieblichen Lieder hört, oder wenn es ihm wohl thut, still, ganz still in einem heimlichen Plätzchen des grünen Waldes sein Haupt ruhen zu lassen an ihrer treuen Brust. Sie weiß, wenn sie den kleinen Kreis erwählter Freunde um ihn sammeln darf, die theilnehmen an seinen geistigen Interessen und Bestrebungen; sie versteht es, Besuche fern zu halten, ohne zu kränken, wenn ihm Stille Bedürfniß ist. Sie weiß mit heitrem Scherz seine düstern Grübeleien zu zerstreuen, und in den schwersten Stunden findet er in ihrem Auge die stille Thräne, die dem wunden Herzen wohler thut, als alle Worte des Trostes.

„Eine gefährliche Sache für einen siechen Mann, mit einer so schönen jungen Frau in ein Bad zu gehen,“ meinten einige frivole Stimmen; aber sie kannten nicht den gefeiten Kreis, den die rechte Herzenstreue um eine vermählte Frau zieht, und der selbst die Keckston und Verdorbensten abhält, ihr auch nur mit einem Blick, mit einem Wunsche näh zu treten. „So sind sie nun nicht mehr Zwei sondern Eins.“ Die Wahrheit dieses Wortes empfand man nicht leicht bei einem Ehepaar wie bei diesem. Auch Vetter Gérard fühlte

dies, als er mit einer glänzenden Braut, der reichen Erbin eines vormals jüdischen Kaufherrn, denselben Badeort besuchte, wo er gehofft hatte, wenigstens einiges Bedauern in der jungen Frau zu wecken, die nun an einen kranken Mann gefesselt war.

Elisabeths neidlose Freude über sein Glück, ihre harmlose Herzensgüte versöhnten ihn, und er versuchte sich darein zu ergeben, daß das thörichte Kind eben ihr Glück mit Füßen getreten habe.

Freilich sah Elisabeth wie ihr Gatte mit einiger Sehnsucht dem Ziel des Badeaufenthalts entgegen, wo sie heim durften; heim! der Baron hatte nie gewußt, welcher Zauber in dem Worte liegt, eh seine Heimath so belebt und verschönt war von dem Hauch eines jungen, warmen Lebens, das alle Schätze, die ihm Gott verliehen hatte, hingab im Dienste der Liebe.

Der Instinkt des Herzens, mehr als Ueberlegung, hatte Elisabeth gelehrt, daß ein bloßes Sonntagsleben, getheilt zwischen Musik, Lektüre, leichten Studien und Phantasiearbeiten nicht hinreiche, um ein Dasein befriedigend auszufüllen; sie hatte sich einen Beruf geschaffen unter den Bewohnern des Dorfes, an denen die wohlwollende Absicht des Barons früher so oft gescheitert war. An die Alten hatte auch sie sich nicht gewagt, denn sie hatte nicht die Energie, den Leuten die Wahrheit zu sagen und in Verhältnisse einzugreifen, die ihr fremd waren; sie begann mit Kindern, mit den Kleinsten, für die sie einen leeren Saal im Parterre ihres Schlosses eröffnete; der Kreis erweiterte sich allmählig, sie zog sich Gehülfinnen heran unter den größeren Mädchen, und Frau Schmekenbächerin selbst ließ sich herbei, einmal ohne Begleitung eines Individuums einen Ferienaufenthalt in Ellershausen zu nehmen, und mit ihrer aristo-

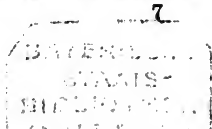
kratischen Scheere, die schon fürstliche Roben zugeschnitten, zweckmäßige Jacken und Kleidermuster für die Dorfmädchen zu schneiden und die Gewandtesten darunter die nöthigen Handgriffe zu lehren.

Was Elisabeth halb als Spiel begonnen, wurde freilich bald ernstliche Arbeit, und brachte Mühe, Verdruß und Schwierigkeiten mit sich; aber die Baronin hielt sich tapfer, gestützt und getragen von der herzlichen Theilnahme ihres Gatten, der gerne, wenn sein Kopf zu müde war für tiefe Studien, Lieder und Geschichten auswählte oder schrieb für die verschiedenen Kinderkreise und die Rechnungen für ihre Arbeitsschule führte.

Wie schön und genußreich wurden dadurch die stillen Feierstunden, wo sie als gelehrige Schülerin dem geliebten Lehrer lauschte und seine Strenge so liebenswürdig fand, als seine Güte, wo sie gemeinsam sich ergehen konnten in den Zaubergärten der Poesie, der Musik, wo ihre Seelen sich begegneten im tiefsten innigsten Einklang über die heiligen Wahrheiten des Lebens. Die Mama Regierungsräthin durfte ihre Nachsicht nie bereuen und kehrte stets mit neuer Befriedigung von jedem Besuch bei ‚ihrer Tochter, der Baronin,‘ nach Hause zurück, wenn ihr auch die eigentliche Quelle dieses Glücks verborgen blieb.

So ist denn Elisabeths Leben ein Leben von ungetrübtem Sonnenschein, voll edler Beschäftigungen und idealer Genüsse? Ach nein, auch die Sonnentage wurden manchmal unterbrochen von langen trüben Stunden und endlosen Nächten, die Elisabeth an dem Lager ihres Gatten verwachte in verhaltnen Thränen, in tiefer Angst vor dem plötzlichen Tod, den die Aerzte als möglich prophezeit.

Wohl war er ihre geistige Stütze, ihr Leiter und ihr



Halt auf dem Weg zum höchsten Ziel; aber es gab auch Zeiten, wo das Leiden, die Schwäche des Körpers, seine Seele verdunkelte: wenn ein Pulsschlag regen Lebens durch die Völker zog, wenn Genossen seiner Jugend in thatkräftigem Wirken in neuen Bahnen auf dem Gebiet des Wissens die Lorbeeren pflückten, die der Traum seiner Jugend gewesen, und er mußte in thatenloser Stille, als der Pflegling seiner Frau, daheim bleiben; — da konnte selbst ihre sanfte Stimme, ihr lieblicher Gesang nicht immer den Dämon der Schwermuth bannen. Und wenn er sie bat: „o bete du für mich, daß Gott mir auch nur Eine Stunde Gesundheit, volles kräftiges Lebensgefühl schenkt!“ und ihre innigen Gebete blieben unerhört, — da flossen wohl in der Einsamkeit ihres Zimmers heiße Thränen des Mitleids, wie sie sie nie geweint um eignes Leid; und wenn sie aus fröhlichen Familienkreisen kam, wo ein kräftiger Mann mit gesunden Kindern scherzte und spielte, da konnte ihr doch oft die eigne Heimath still dünken und die Zukunft einsam.

Aber die Sonne inniger Liebe, starken Glaubens brach siegreich durch jede Nacht; sie fühlte sich geliebt, wie selten ein Weib geliebt ward, sie wußte, daß in jedem Morgen- und jedem Abendgebet ihr Gatte Gott dankte für sie, als für seinen höchsten Segen.

Und wenn es Stunden gab, die schwersten und bittersten ihres Lebens, wo selbst ihre warme, reiche Liebe dem Gatten nicht alles vergüten konnte, so erhielt sie eben das demüthig und führte Beide immer wieder zur rechten Quelle alles Trostes. Immer tiefer, immer reicher lernten sie hier schöpfen, immer mehr verstand sie Mariens Worte: das schönste Loos ist, das uns lehrt, am unmittelbarsten in Gottes Augen zu schauen, und durch all die leisen Schatten und stillen Thränen, die ihr Erdenglück noch begleiten, tönen

ihr wie heiliger Orgelklang die Worte: Ein Brautstand für die Ewigkeit.

Ernst, der Seminarist, hat nun seine Studien beendet; er ist Pfarrgehülfe im Dorf Ellershausen, und der schönen Burgfrau treuer Gehülfe bei ihren Reformen im Dorfe. Elisabeth ist noch das Ideal seiner Gedanken, die Dame seiner Lieder, ohne daß sie oder sonst eine sterbliche Seele je etwas davon geahnt haben. Aber es ist ein stilles Lieben, ein schmerzloses Entsagen ohne Wunsch und ohne Klage. Er hat ein Märchen gelesen von der weißen Wasserrose, die ein Schwan von fern umzieht mit leisem Gesang. Aber er gedenkt nicht zu vergehen im Singen, wie der Schwan, er gedenkt der weißen Blume, die nie sein eigen wird, werth zu bleiben in frischem kräftigem Leben. Und wenn er dereinst der Braut, von der er noch nicht weiß, wo sie für ihn erblüht, ein reines und unentweihtes Herz entgegen bringt, eine warme Seele für das Schöne und Edle, nicht verkühlt und nicht befleckt vom Hauch der Welt, so dankt er es der weißen Blume, die es nie geahnt und nie erfahren wird, was sie ihm geworden.

Der erste Ehezwist.

Hüte dich mit allen Sorgen
Vor dem ersten kleinsten Zwist;
Flämmchen heute, Flamme morgen,
Bis nicht mehr zu löschen ist.

Manches willig sich versagen,
Fremde Schwäche billig tragen,
Reicher Trost in schlimmer Stunde,
Gleicher Muth bei schlimmer Kunde,
Fromm vertrauen allerwegen
Und der Liebe voller Segen
Sind der Ehe Blitzableiter,
Und die Wetter ziehen weiter.

H. Hoffmann.

Ein Regentag.

Ein Regentag im Bad, das ist kein Scherz! Im Bade, wo man keinen Beruf hat, als sich zu erholen und zu amüsiren, ein Regentag, der beides rein unmöglich macht. Sei's noch drum in einem großen Bad, das Bibliothek und Kunstsammlung, Konversationssäle, Spieltische, Musik und bedeckte Promenaden hat, da geht's allenfalls einen Tag oder zwei auch ohne Sonnenschein. Aber in einem kleinen vaterländischen Bad, dessen Kurgäste nicht weit her und fast lauter Frauen sind, wenn's da nicht einen, sondern zwei und drei Tage regnet, wenn die grünen Berge voll schwerer Nebelwolken hängen und die Pfützen, die sich vor dem Hause sammeln, die einzige Aussicht bleiben, wenn nicht einmal der Bote mit Briefen und Zeitungen über den angeschwollenen Bach kann, da ist's kein Wunder, wenn's am Ende innen und außen nebelgrau aussieht und ein schwerfälliges Heimweh sich ansetzt.

Schon zwei Tage regnete es fort und fort in dem sonst so anmuthigen Bad Frauenthal, und es sah aus, als ob's noch wochenlang regnen wolle. Am ersten Tag hatte man sich leidlich darein ergeben; sämmtliche Frauenwelt hielt sich in ihren Zimmern, die jungen Damen hatten die englischen und französischen Bücher aus dem Boden des Koffers hervorgeholt und begannen eifrig die versäumten Studien wieder aufzunehmen, in der Küche glühten den ganzen Morgen Bügelstähle, um zerknitterte Kleider, Aermelchen und Chemisetten auszubügeln, alte Briefschulden wurden abgetragen, die Lücken der Tagebücher ergänzt, und der einzige männliche Badgast, ein brustkranker Lehramtskandidat, der hier zum Erstenmal in seinem Leben der Hahn im Korbe war, hatte den ganzen Tag vollauf zu thun mit Federnschneiden.

Nun aber schlich der Nachmittag des zweiten Tags herbei, die Tafel war aufgehoben, alle Ressourcen der Unterhaltung, der letzte Rest guter Laune erschöpft. Eintönig plätscherte draußen der Regen, eintönig pickte die Wanduhr, eintönig übte der Kandidat mit einem Fräulein eine endlose vierhändige Sonate ein. Mit langweiligen Häkel- und Strickarbeiten saßen die Damen langweilig auf den Stühlen an den Wänden des Saales; keine von ihnen hielt es für möglich, daß dieser Nachmittag auch einmal zu Ende gehen könne.

Da trat mit ihrem alten freundlichen Lächeln die Badmama ein, und ein schwacher Hoffnungsstrahl dämmerte in den Gesichtern auf, die ihr begrüßend zunickten. Die Badmama war nur eine Schullehrerswittwe, die ein paar bleichsüchtige Nichten, die Töchter eines Bruders, der Kaufmann im Ausland war, hieher begleitet hatte; sie selbst hatte in ihrem Leben kein Wasser getrunken, als klares Brunnenwasser, kein Bad gebraucht als das Neckarbad, wo sie eben Zeit und Gelegenheit dazu gefunden. Sie hatte ein so gutes mütter-

liches Aussehen, ihre weißen Haare, die sich unter dem Wittwenhäubchen scheitelten, lagen über dem milden Gesicht mit den klaren, freundlichen Augen, wie der Schnee über einem Hause, aus dessen Fenstern die Weihnachtslichter glänzen. Man mußte sie Mama heißen, und es war nicht zu wundern, daß sie in kurzer Zeit eine solche Geltung gewonnen, ohne daß sie sich je darum bemüht.

Die Mama hatte noch nicht viel Zeit gehabt, an den Regentag zu denken. Sie hatte einen Sack voll Strümpfe zu stopfen mitgebracht von ihrem Sohn, auch Kaufmann, der erst von Reisen heimgekommen war, sie hatte nebenbei in der Hinterstube der Wirthin einen hoffnungslosen Flickkorb entdeckt, an dem die alte Hausnähterin erlegen war, dessen hatte sie sich mit tapferem Muthe angenommen. Daneben hatte auch sie ihre Badelektüre, die sich besser für's stille Kämmerlein als für die Promenade eignete: den alten Arndt, Scriver und Kempis, das Starkenbuch und das Habermännlein, darum waren ihr die trüben Tage nicht unlieb, an denen sie nicht verpflichtet war, die theuerempfohlenen Nichten zu begleiten. Heut aber war Elise hinaufgekommen mit dem Seufzer: „Tante, nächstens sterben wir vor Langweile, kommen Sie nur auch ein Bischen herunter.“ — „Ei, wird nicht so schlimm sein, will doch einmal zusehen,“ meinte die immer heitere alte Frau. Es sah aber in der That schlimm genug aus, als sie eintrat. „Ei, wie trübselig, ihr Frauenzimmer,“ begann sie, „noch keinen Kaffee getrunken?“

„Wir haben schon aufs Zimmer bestellt,“ ertönten einige Stimmen. „Ei, was Zimmer, wer wird in solcher Trübsal den Kaffee allein trinken! und wie sitzen wir da an der Wand, wie lauter tanzlustige Jungfern, von denen Niemand was will, das ist keine Anstalt! Wie, Herr Keller!“

Der Kellner, dessen Locken heute ungekräuselt um seine

umwölkte Stirne hingen, flog herbei; die Badmama wurde stets zuerst bedient. „Jetzt, Herr Keller, lassen Sie den großen runden Tisch aus der untern Wirthsstube herauf tragen.“ „Den tannenen Tisch hieher in den Saal?“ — fragte der Jüngling zweifelhaft. „Ja, gerade den, wir können kein so schmales, langes Ding brauchen, Sie decken ihn dann schön zu mit einem großen Teppich, dann sieht's ihm kein Mensch mehr an, daß er tannen ist, wenn er auch noch seine unschicklichen Füße herausstreckt, nach denen sieht man nicht.“ Der Tisch ward hergeschleppt und arrangirt. Mit einiger Verwunderung war teten die Damen der Dinge, die da kommen sollten.

„So, nun bringen Sie Kaffee für uns Alle, nicht in Tassen und dergleichen, in einer rechten ordentlichen Kaffeekanne, wir wollens dann schon vertheilen, und lassen ein Bischen einhelzen.“ — „Einheizen im Juli?“ fragten einige Stimmen erstaunt. „Ja, gewiß, ich lasse einbrennen, wenn mich friert, geben Sie acht, ob's dann nicht heimelig wird.“

Bis der Saal warm und der Kaffee fertig war, sah die Mama nach den jungen Damen. Die hatten inzwischen die glückliche Entdeckung gemacht, daß der Kandidat englisch verstand und die Lallah Rookh bei sich hatte, die er sich erbot, ihnen vorzulesen und zu erklären; die zwei unter ihnen, die nicht englisch lernten, saßen in einer Ecke, in eifrige Mittheilungen vertieft, jede mit einem Schooß voll von Stammbuchblättern, dazwischen gepreßte Vergißmeinnicht und Immergrün. Denen brauchte sie nicht für Unterhaltung zu sorgen. Uebrigens wurde doch unter ihrer Anleitung ein Kaffeetisch für die Jugend in's Nebenzimmer gestellt, den sie eigenhändig ordnete.

Nun hatte es im Saal ein ganz anderes Ansehen gewonnen, als die Frauen so recht behaglich, wie in einer Kaffeevisite, um den runden Tisch saßen, wo die Mama einschenkte und servirte. „Da wären wir ja ganz nett beisammen,“ sagte

sie vergnügt, „wo ist denn aber unser jung's Fraule?" Das „junge Fraule," von der Mama vorzugsweise so genannt, obgleich die Mehrzahl der Frauen noch nicht alt war, war eine Neuvermählte, deren bleiche Wangen das Bad röthen sollte, bis ihr Gatte, der fürstlicher Rentbeamter war, von einer unaufschieblichen Reise zurückkehrte. „Madame Schröder schreiben," bemerkte der Kellner mit unterdrücktem sarkastischem Lächeln. „Auch einmal wieder?" sagte etwas spöttisch Frau Lenz, eine hübsche, stattliche Frau, aber die Verdrießlichste der Gesellschaft, „liegen ja schon drei Briefe von ihr im Botenstübchen unten." — „Freilich," bestätigte der Kellner, Sie haben vorgestern einmal und gestern zweimal geschrieben und die Bötin kann erst fort, wenn das Wasser verlaufen ist." — „Nun, das muß ich sagen ...." begann wieder, etwas schärfer, Frau Lenz. „Laßt mir mein Fraule in Ruh!" befahl die Mama, „besser zu viel als zu wenig. Da hebt ihr ein Plätzchen neben mir auf!" In dem Augenblick trat die Besprochne ein, mit einiger Verlegenheit dem Kellner ein ziemlich dickes, aber zierlich gefaltetes Briefchen in die Hand schiebend, der mit einverständigem Lächeln damit abtänzelte. „So, Fraule, geschwind, der Kaffee ist eben noch warm!" rief die Mama; „eben auch einmal wieder 's Herzlein ausgeleert?" — „Da sieht man freilich, wie kurz Sie verheirathet sind," meinte die Frau Doktorin, eine noch gut erhaltene Frau, nahe an vierzig, mit einem hausbacknen, gutmüthigen Gesicht; „in ein paar Jahren ist das ganz anders, da ist man froh, wenn man alle vierzehn Tage zum Schreiben kommt."

„Das kann ich doch nicht ertragen!" rief plötzlich erglühend die sonst so bleiche und schüchterne Frau, „dieses ewige Predigen, daß es anders kommen müsse! Also mit der Stunde, wo man sich ewige Liebe vor Gott verspricht, soll

man die Liebe zu Grabe tragen? und all dies Gerede von Flitterwochen! Bei uns gibt es keine Flitterwochen, es soll bei uns nicht anders werden, in Ewigkeit nicht!“ Erstaunt über diesen Eifer sahen sich die Frauen an, und Frau Kaufmann Schweizer, die ihre Badkosten hier durch den Ertrag eines kleinen Waarenlagers zu decken suchte, begann nicht allzu leise von Romanheldinnen zu sprechen, die Mama aber kam begütigend dazwischen. „So so, das soll nicht anders werden bei Euch, das habt Ihr so ausgemacht? Ja das ist schön. Wissen Sie, wie mir das vorkommt? wie wenn Sie im schönsten Blüth' in Garten gehn und sagen: Ach, das ist so schön! das soll gar nicht aufhören, es soll nicht! Und wenn der liebe Gott Ihren Wunsch erhörte und Sie sähen im Herbst all die andern Bäume, die ordentlich ihre Blüth' fallen ließen zur Zeit, recht schön voll mit Aepfeln und Birnen, was gilt's, Sie gäben ihre blühende Bäume auch drum? Lieb's Fraule, ich hab wo gelesen, daß im Paradiese Bäume stehen in voller Blüthe und doch voll schöner Frucht, aber auf der Welt wachsen solche nicht.“

„Aber wenn die Liebe aufhören soll, dann bleibt ja dem Baum auch kein grünes Laub!“ seufzte die junge Frau.

„Ei, die braucht gar nicht aufzuhören; fragen Sie einmal alle die Frauen da, wenn sie auch nur einmal in vierzehn Tage schreiben, ob sie nicht heute noch, wie die Weiber von Weinsberg, wenn ihnen gestattet würde, ihr Liebstes und Bestes zu retten, den Mann davon tragen würden, und ob sie nicht seither in vielen schweren und traurigen Stunden und an vielen schönen Freudentagen gespürt haben, daß man sich nicht vergeblich Liebe und Treue versprochen, auch wenn man sich nimmer alle Tage küßt.“ Mit inniger Zustimmung sahen Aller Augen, auch die der Frau Schweizer, auf die Mama. Fräulein Karoline, die sich dem Frauenkreis angeschlossen, sah

still vor sich nieder, und nur Frau Lenz heftete ihre Blicke mit einem etwas verbissenen Ausdruck fest auf ihre Arbeit.

„Das glaub ich gern, aber wie wenig sieht man oft von dieser Liebe," sagte die junge Frau. „Ist es denn nothwendig, daß man äußerlich kalt und trocken wird, wenn man sich doch im Herzen das Theuerste ist?"

„Ei bewahre," fiel Marie, eine heitere, lebensfrohe Frau, ein, „das ist gar nicht nöthig; freilich läuft man oft tagelang recht altbacken um einander herum, da ist aber auch die Frau schuld, wir müssen daheim das Flämmlein pflegen, daß es der Mann brennend antrifft, er kann's von draußen nicht mit hereinbringen. Und es kommt viel darauf an, wie man den ersten Zwist überwindet."

„Den ersten Zwist? ach, wann kommt der?" fragte ängstlich die junge Frau.

„Wann? unterschiedlich; bei uns kam er sehr bald."

„Aber aus welchem Grunde denn?"

Der Tag nach der Hochzeit.

„Ja, sehen Sie, wir haben einander so lieb gehabt, wie nur irgend ein Brautpaar, und wenn ich die Briefe aus unserer Brautzeit verbrennen wollte, ich könnte einen Ochsen dabei braten! Von einer Hochzeitreise wollte mein Mann nichts hören. „Nicht in der Fremde, daheim, am eignen Tisch will ich mein liebes Weib zuerst eigen haben." So fuhren wir denn von der Hochzeit weg in die neue Heimath, in der ich noch ganz fremd war. Mitnehmen wollten wir auch Niemand. Daß die Magd nicht gleich eintreffen konnte, war uns eben lieb.

„Am Morgen in der Früh mußte mein Mann in seine

Kanzlei, nun sah ich mich erst recht um in unsrer Wohnung. Da standen im Wohnzimmer die Meubel kreuz und quer durcheinander, nothdürftig ausgepackt, die Stuhlfüße noch in Papier, der Boden mit Stroh und Heu besät, der Gang voll Kisten. Es sah Alles recht trostlos aus. Ich machte mich dran, Ordnung zu schaffen, aber die schweren Meubel konnte ich nicht allein schieben, Niemand war zur Hülfe da; wo ich ein Fach öffnete, fiel mir ein Haufen von Dingen entgegen, für die ich keinen Platz wußte. — Daheim war ich an eine besorgte Mutter, an hülfreiche Schwestern gewöhnt. — Es ward mir etwas heimwehartig und weinerlich zu Muthe, aber ich bezwang mich tapfer; jetzt kam ja bald mein Liebster; wie wird der mich so freundlich trösten und mir so lieb helfen! Ich ordnete und rückte zurecht so gut ich konnte, dann öffnete ich alle Fenster, um die Heu- und Strohmassen auszukehren. Es war ein sehr kühler Herbsttag, ich hatte das in der Hitze des Geschäfts nicht gefühlt und war eben im vollsten Eifer, als die Thür aufging und mein Mann eintrat." — „Aber um Gotteswillen, welcher Unsinn, jetzt die Fenster aufzusperren!" lautete sein Eintrittsgruß. Ich schluckte noch meine Thränen mühsam hinunter und sagte mit erzwungenem Lächeln: „Sieh, wie ich schon so fleißig gewesen bin! Komm, probier', wie unser Sopha ist." — „Habe nicht Lust im Staub zu ersticken," sagte er verdrießlich und ging hinauf in seine alte Stube, die er schon zuvor bewohnt hatte. Jetzt aber brachen meine Thränen los, da saß ich inmitten meiner staubigen Stube und weinte zum Herzbrechen. Es war mir, als sei's nun mit allem Glück zu Ende auf immerdar. Das also war die Liebe bis in den Tod, so rauh konnte er mich anfahren und schon am Morgen nach der Hochzeit! Dazwischenhinein wartete ich im Stillen, ob er nicht komme, reumüthig, Versöhnung suchend. Er kam aber nicht. Da raffte

ich mich auf, ergeben, resignirt. So wollte ich denn nur meiner Pflicht leben, auch ohne Liebe, ohne Freude, ohne Dank, — und ging in die Küche. Was war da anzufangen? Ich hatte noch kein Fleisch, keine Butter, keine Kartoffeln, Milch aber hatte die Nachbarin gebracht und Mehl war auch da von Hause. So beschloß ich denn Brei zu kochen. Albert hatte ja einmal mit mir und den kleinen Geschwistern Brei in der Laube gegessen und ihn damals delikat gefunden. Dann hatte ich auch noch kalten Braten, den uns die Mutter mitgegeben. Ich machte mich an's Werk, und die Geschäftigkeit vertrieb in etwas meinen Herzenskummer. Der Brei, der mußte ja die Erinnerung an die schönen Tage der ersten Brautzeit in ihm erwecken, mußte ihn mahnen, wie hart, wie lieblos sein Betragen diesen Morgen gewesen. Aber daß er nicht ein einzigmal herunterkam, um nach mir zu sehen! Ach, ich wußte nicht, daß er ein verdrießliches Geschäft zu schleuniger Vereinigung von der Kanzlei mit heimgenommen hatte, wußte nicht, daß er seit der gestrigen kühlen Heimfahrt an Halsweh litt und sich gefreut hatte, nun daheim ein behagliches Stübchen zu treffen.“ — „Ja warum hat er Ihnen das nicht gleich gesagt?“ meinte Frau Schweizer. „Das ist's eben, wo wir oft zu viel sagen, da sagen die Männer oft zu wenig, auf's Errathen verstehen wir uns aber besser als sie, drum soll das unsre Sache sein. Nun, ich trug also meine Mahlzeit hinauf. Der Mann rückte freundlich sein Tischchen zurecht, sah aber gar nicht zerknirscht aus. „Und was bringt meine Frau Gutes?“ Ach, der Brei war auf einem offenen Feuer gekocht, da mein Herd noch nicht im Stande war, und schmeckte entsetzlich nach Rauch. Ich schmeckte das selbst, aber Albert, meinte ich, sollt' es doch nicht spüren am ersten Tag nach der Hochzeit! Er zog aber ein entsetzliches Gesicht und schob den Teller zurück. Tief-

gekränkt stellte ich ihm schweigend den Braten hin. „Eine kuriose Mahlzeit das," sagte er halb scherzhaft, halb verdrießlich, „wenn Du's nicht besser kannst, Frau, so bedaure ich mich." Ich ging schnell hinaus mit dem verschmähten Brei und drunten floß auf's Neue unaufhaltsam meine Thränenfluth, und die allerschönsten Verse von begrabnem Glück und unverstandner Liebe, die nur je in einem Mädchenalbum standen, kamen mir zu Sinne. Ich legte mein thränenmüdes Haupt auf den Sopha und dachte an meine Mutter daheim, die nicht ahnen werde, wie unglücklich ihr armes Kind sei. Da fiel mir in meinem schwermüthigen Sinnen ein, wie Albert vorhin einen alten Shawl um den Hals gebunden hatte, und ich begann zu ahnen, daß er unwohl sein könnte. Ich schlich wieder hinauf. Er lag auf seinem Sopha. „Fehlt dir etwas?" fragte ich leise und schüchtern. „Fehlt dir etwas?" fragte er lächelnd, indem er mich zu sich zog und in meine verweinten Augen sah. Nun kam's zur Erklärung! Ich leerte mein Herz aus und erzählte ihm unter Lachen und Weinen, was ich Alles gedacht und wie ich so unglücklich gewesen, und er erzählte mir, wie er sich, als er sein Halsweh gespürt, so gefreut habe, daß ihn nun sein Weibchen daheim pflegen und versorgen werde, und wie ihn's dann gekränkt, daß ich nicht einmal nach ihm gesehen und ihn mit Staub und Zugluft empfangen hätte. Wir lachten zusammen, daß wir alle Zwei so dumm gewesen, und er mußte zu Bett und ich kochte ihm Thee und Limonade und verpflegte ihn nach Herzenslust. Ich könnte nicht eben sagen, daß dieser erste Zwist der letzte gewesen sei, aber so oft mich das Gefühl des Unverstandenseins überschleichen wollte, so dachte ich auch an jenen thränenvollen Morgen und besann mich zuerst, ob mein Mann nicht etwa auch unverstanden sei.

Das Salatbeet.

Die Gesellschaft lachte herzlich über dieses erste Herzeleid. Die Frau Doktorin aber sagte: „So gar früh hat's bei uns nicht angefangen, aber viel wichtiger ist der Grund unseres ersten Streites auch nicht gewesen. Ich war, wie die meisten Mädchen, daheim keine sonderliche Gartenfreundin, und das kleine Gärtlein vor unserem Hause war mir daher am Anfang unseres Ehestandes eine rechte Herzenslast. Aber ich gewann eine unbeschreibliche Freude daran und setzte meinen Stolz darein, den hübschesten Küchengarten zu haben. Zunächst dem Hause, an dem sonnigsten Plätzchen, hatte ich Salat gesät und freute mich königlich, am Sonntag der Frau Pfarrerin, die sonst die erste Gärtnerin war, davon bringen zu können. Ihre Magd hatte mir nämlich verrathen, daß der ihrige noch ganz klein sei. Am Samstag Abend ging ich im höchsten Profit mit einem Porzellanteller in den Garten, aber ach, mein schöner, junger Salat! Der Mann hatte all seine unnöthig vielen Pfeifen ausgeklopft, ausgespritzt, gereinigt, Alles auf mein Salatbeet! Das war ganz verdorben mit Tabaksasche, Tabakssaft, und roch wie eine übernächtige Bierstube. In höchster Alteration eilte ich hinauf, der Mann saß ganz behaglich auf dem Sopha und rauchte wie ein Kamin. „So, Schatz, jetzt habe ich meine Pfeifen einmal gründlich ausgeputzt." — „Ja, auf meinen Salat!" rief ich mit leidenschaftlichem Weinen. Bei dem Weinen allein blieb's aber nicht. Ich bin etwas hitziger Natur und weiß nimmer, was ich sagte; was Er sagte, das weiß ich wohl noch, sag's aber nicht. Er ist auch ein Sprudelkopf und wir kamen in bitterem Verdruß auseinander. Vor Schlafengehen dachte ich wohl daran, daß die Sonne nicht über unserem Zorn untergehen

sollte. Aber die Sonne war längst drunten und mein Mann schlief, als ich mit versöhnlichem Herzen in das Schlafzimmer kam. So ging's den ganzen folgenden Sonntag fort mit Trutzen. Das Leben war mir recht entleidet; aber an mir war's doch einmal nicht, wieder einzulenken, dachte ich, ich war doch offenbar im Recht. Es hätte ihn ja freuen sollen, eine so fleißige Frau zu haben! Er aber schien gar nicht gesonnen, es zu thun. Da kam am Montag Morgen wie ein Himmelsbote des armen Flaschners Kind aus der Nachbarschaft zu mir, das einen immer mit Blechwaaren überlief: ‚Obet Se net so gütig seien und dui Amtspfleg kaufen?‘ Eine Amtspflege ist nämlich eine Anstalt für Tabaksasche, Pfeifenreinigung, und sie war dazu noch schön lackirt. Ich kaufte das Ding; habe wohl zuviel dafür bezahlt und sprang damit hinauf. Mein Mann saß noch ganz innerlich brummend an seinem Tisch, wie ein Maikäfer im Juli. ‚Da, Alter,‘ sagt' ich fröhlich, ‚bring ich dir etwas, daß du mir deine Pfeifen nimmer auf die Salatbeete leerst!‘ Er guckte zuerst noch zweifelhaft auf, als er mir aber in's Gesicht sah, da schwand der alte Groll. Er schämte sich auch ein Bischen und es gab die schönste Versöhnung. Seitdem habe ich mich recht gefürchtet vor meiner eigenen, schnellen Zunge, und wenn ich hitzig wurde, ist es nie mehr zu so heftigen Worten gekommen."

Die Feier der Genien.

„Im Garten erlebte ich auch das erste Herzeleid meines jungen Ehestandes," begann Frau v. Linden, eine fein aussehende Wittwe in mittlern Jahren, die sich Anfangs etwas vornehm isolirt hatte und erst, seit die Mama da war, sich der übrigen Badegesellschaft mehr anschloß. „In meinem

elterlichen Hause herrschte viel Kunstsinn, viel geistiges Leben. Es war reich an Festen, und meine Mutter namentlich war unerschöpflich in sinnigen Erfindungen, diese Feste mit immer neuem Schmuck zu verschönern. Mein Mann, der als Oberförster nah' bei unserem Landsitz wohnte, war als ein etwas prosaisches Element in unsere poetische Welt gekommen. Aber seine männliche Schönheit, sein freies ritterliches Wesen hatten mich bald gewonnen. Ich folgte ihm mit Freuden in das romantisch gelegene alte Schloß, das uns zum Wohnsitz angewiesen war, und hoffte, ihn bald neben der strengen Diana für den Dienst der Musen und Grazien zu gewinnen. Daß er hie und da Abends einschlief, wenn ich ihn mit dem Neuesten der Literatur bekannt machen wollte, kränkte mich wohl, doch zeigte er wieder so viel frischen, hellen Sinn für alles wahrhaft Schöne und begleitete mich zu Zeiten mit seiner kräftigen Stimme so herzlich zum Klavier, daß ich auch das geistige Element bei ihm nicht vermißte. Nur ging er viel zu oft fort, so manchesmal, wenn ihn auch der Dienst nicht zwang. Ich machte ihm darüber nie Vorwürfe; ich hatte die schönsten Vorsätze, ihn mit Liebe zu gewinnen. Im Mai war sein Geburtstag. Bis dorthin hatte ich mir einen glänzenden Coup ausgedacht, der eine neue, glückselige Periode für unser häusliches Leben heraufführen sollte. Zwar wußte ich, daß mein Mann kein besonderer Freund der verzierten Altäre, Blumengewinde und Ehrenpforten war, mit denen man bei uns zu Haus Feste beging, aber diese Feier hatte ich so schön und sinnreich ausgedacht, daß sie ihn gewinnen mußte.

Unsere Gartenlaube wurde mit Hülfe des Gärtners und Jägerburschen so hergestellt, daß sie auf einer Seite eine Rosenlaube, auf der andern einen Wald bildete. Aus der Waldseite sollte unsre Cousine, die eben auf Besuch bei uns war, als Genius des Waldes mit Jagdattributen hervortreten und

ihn in einem Gedicht hinauslocken zum Waidwerk. Dann wollte ich aus der Rosenlaube erscheinen und ihn in einem noch viel schöneren Gedicht zurückrufen zu den Freuden des häuslichen Herdes. Er wußte noch nicht, daß ich Dichterin war. Diese neue Entdeckung mußte den Sieg den Häuslichkeit vollenden!

In den letzten Tagen vor dem Fest hatte ich gar nichts dawider, wenn Hugo den ganzen Tag abwesend war; es gab so viel zu rüsten und zu thun. Am Vorabend aber war Alles auf's Schönste bereit, der Tempel, unsere Garderobe sammt der Poesie.

Ich war früh am Morgen wach. Das Frühstück sollte im Garten eingenommen werden, wo ich als häuslicher Genius am Schluß meines Gedichts den Frühstückstisch hinter der Blumenwand enthüllen wollte. „So früh, liebes Kind?“ begann Hugo, „das ist eben gut, ich wollte dich heut bald ums Frühstück bitten, ich bin zur Auerhahnfalz auf's Jagdschloß geladen, da sollte ich bald fort.“

„Heute?“ fragte ich betroffen; wie konnte man nur seinen Geburtstag fern von daheim zubringen wollen! Aber ich sagte nichts mehr, war ich doch sicher, daß er bald mir, dem Genius mit dem Rosenkranz, in die Arme sinken und Jagd und Wald heut im Stich lassen werde.

„Wart' nur ein halb Stündchen,“ bat ich, „wir frühstücken im Garten, ich lasse dich dann gleich rufen.“

Ich hörte nimmer was er brummelte und schlüpfte fort, um meine und der Cousine Toilette zu besorgen. Unsere sonst etwas unschöne Minna nahm sich in dem grünen Gewand, mit Pelzwerk verziert, ganz hübsch aus. Mich umhüllte ein faltenreiches weißes Gewand, ein weiter lichter Schleier, ein Rosenkranz auf dem Haupte, ein brennendes Lämpchen, als Symbol der Häuslichkeit, in der Hand, vollendete die Ausstattung des Genius. Wir eilten in den Garten

und versteckten uns hinters Gebüsch; ich schickte den Jägerburschen, der das ganze ziemlich blödsinnig anstarrte, hinauf, um den Herrn zu holen, und erwartete klopfenden Herzens die große Stunde.

Hugo kam, bereits in vollem Jagdkostüm, hinter ihm sein großer Hühnerhund. Etwas verwundert bemerkte er die verwandelte Laube, Minna trat hervor und begann:

„Siehst du auf's Neu die Wälder grünen?“

Da fuhr Tiras, wahrscheinlich durch das Pelzwerk an ihrem Kleide gereizt, mit wüthendem Bellen auf sie los; der arme Genius des Waldes floh heulend und schreiend mit zerrissenem Gewand. Hugo versuchte unter erstickendem Lachen ihn zurückzurufen, ich stürzte hervor, stieß an den Frühstückstisch, der klirrend umfiel, dazu goß ich mir die Oellampe über's Kleid und wäre beinahe angebrannt. Durch Tiras Gebell angelockt, sprang die Schaar der andern Hunde herbei, Mägde und Knechte gleichfalls. Es war ein Geschrei und Gebell und Durcheinander, das beispiellos ist. Hugo stand in der Mitte mit endlosem Lachen und rief dazwischen: ‚Aber sag' mir, Kind, was habt ihr denn im Sinne gehabt? was hat die Minna gewollt? wer Gukuks hat die jungen Tannen da aus dem Wald gestohlen und was ist's mit dem Frühstück?‘ Ich ergriff den einzigen Ausweg, der zu machen war, und weinte und schluchzte zum Erbarmen. Die Magd räumte die Trümmer auf, Hugo that sein Bestes, mich zu trösten, da er aber immer wieder dazwischen zu lachen anfing, so flossen meine Thränen stets auf's Neue. Endlich sagte er: ‚Hör', Kind, ich glaub', es ist besser, du erholst dich in aller Ruhe, Frühstück bekomme ich scheint's doch hier keines mehr, da will ich selbst zusehen, wo ich welches finde. Leb' wohl, morgen komme ich bei Zeiten heim.‘

So ließ er mich allein in meinem Leid, an dem Tag,

auf den ich mich so sehr gefreut. Ich eilte in mein Zimmer, schloß mich ein, warf die Gewänder des Genius ab und hüllte mich in ein Hauskleid. Ich wollte nichts essen, keinen Menschen sehen, und hätte es wohl auch gehalten, wenn nicht um Mittag die Fräulein Tante gekommen wäre, Hugo's Tante, eine Dame fast wie Sie, liebe Mama ..." — „Bin keine Dame," sagte die Mama in ihrer gutmüthig trockenen Weise.

„Nun, die Tante hörte all den Jammer und dießmal mußte ich selbst mitlachen, wie sie so herzlich darüber lachte.

‚Aber sind Sie nicht ein einfältiges Kind, liebe Helene, den Hugo mit Rosenkränzen und Genien anzufeiern! Braten Sie ihm das nächstemal einen guten Rehziemer und seh'n Sie dann, ob's nicht besser geht.' Dieser Vorschlag kränkte mich tief. ‚So niedrig schätzen Sie Hugo, daß nur der roheste Sinnengenuß Werth für ihn haben kann?' — ‚Das glauben Sie selbst nicht, Kind, und so schlimm ist's gar nicht. Eine behagliche Mahlzeit, die man mit gutem Gewissen verzehrt, paßt recht wohl für ein häusliches Fest, sonst hätte der Heiland nicht Wasser in Wein verwandelt an einem Hochzeitsfeste. Wenn Sie Ihrem Mann ein Leibgericht kochen, das er ja auch im Wirthshaus haben könnte, so schätzt er's nicht wegen dem rohen Sinnengenuß, sondern weil Sie ihn so lieb haben, daß Sie an das denken, was er gern mag, auch wenn's Ihnen sonst gleichgültig wäre. Von so einer Liebe, die sich in das Andere hineindenkt, geben Sie keinen starken Beweis, wenn Sie ihm Altäre und Geniuse in den Weg stellen.' Die Tante hat noch viel gesagt, was ich mir gemerkt habe. Ich empfing meinen Mann am andern Tag mit einem freundlichen Gesicht und mit dem besagten Rehziemer, und habe ihn gebeten, mich nimmer auszulachen mit dem verfehlten Tempel, und er hat mich recht bedauert um die verunglückte Herrlichkeit. Er war als

Waise stets in fremden Häusern erzogen worden, wo der Sinn für Familienfreude nie in ihm genährt wurde. Ich habe später keine Tempel mehr gebaut, aber die Feste ließ ich mir nicht nehmen, und er selbst bekam eine herzliche Freude daran und hat mir eigenhändig oft grüne Zweige gebracht, um einen Festsaal zu schmücken.“ Eine helle Thräne stand in dem Auge der Wittwe, die nun mit einemmal dem kleinen Kreis so nahe gerückt war.

Das seidne Kleid.

„So poetisch ist's freilich bei uns nicht hergegangen,“ sagte Frau Schweizer. „Ich habe gleich zwei Lehrlinge und einen Gehülfen angetroffen, wie ich als junge Frau kam. Da hätte ich nicht Zeit gehabt, Kränze zu machen; aber ein Gugelhopfen mußte doch her, so oft meines Mannes Geburtstag war. Worüber wir aber zum erstenmal gestritten, das weiß ich, glaub' ich, selbst nimmer. Doch ja; ein reisender Kaufmann hatte uns ganz neue Stoffe gebracht. Von einem hatte mein Mann nur ein einziges Kleid genommen, weil's so theuer war. Es war ein prächtiges Kleid, Seidenzeug mit breiten blauen Streifen, zu schön!

Nun wohnte grad 'nüber von uns auch ein Kaufmann in langen Waaren, Müller hieß er. Seine Frau ist jetzt todt; ich will ihr nichts Böses mehr nachsagen, aber die war Ihnen eitel und hochmüthig! Alles wollte sie schöner haben als ich! Wenn ich einen Kragen trug mit Einer Reihe Spitzen, gleich hatte sie an ihrem zwei; wie ich einen neuen Sammthut bekam und dachte: Schöneres kann sie jetzt doch nicht haben! was meinen Sie, wie sie nächsten Sonntag in die Kirche kam? Eine Straußenfeder hängte sie am Hut herunter, eine weiße

Straußenfeder! Die Müllerin nun trug am Sonntag vor dem Maientag ein neues Kleid mit rothen Seidenstreifen, aber es war blos halbseiden. Wie ich das gesehen, dachte ich, den neuen Seidenzeug mußt jetzt du haben. So ließ ich meinem Mann keine Ruhe und es gab mehr als Einen Streit darüber, das kann ich Ihnen sagen; zuletzt aber ließ er mir den Zeug. Mein Mann ist ein stiller Mann und ein rechter Geschäftsmann; er kommt nur nicht so mit den Worten fort. Wie ich das Kleid aber hatte, war mir's nicht so recht wohl dabei, und ich schickte es nicht gleich zum Schneider. An demselben Nachmittag kam mein Mann von unsrem Herrn Gevatter, der Eisenwaaren führt. Dort hatte er einen so schönen Gartentisch von Gußeisen gesehen. Sie müssen wissen, unser Garten ist meines Mannes Leben; da bringt er fast alle Abende zu, er geht gar selten in's Wirthshaus. Von dem Gartentisch sprach er das ganze Nachtessen über; ich habe ihn nicht oft so viel reden hören. ‚So kauf' ihn doch!' sagte ich. ‚Nein, das geht nicht an,' sagte er, ‚es gibt so große Ausgaben in diesem Frühling, ein hölzerner thut's auch.' Aber eh' wir in's Bett gingen, sagte er noch einmal: ‚Es ist ein ganz prächtiger Tisch!'

Den andern Tag mußte er über Feld zu einer Gantverweisung und ich war im Laden. Ich mußte wieder an den Gartentisch denken und wie der Mann so von selbst den Wunsch aufgegeben hatte. Da kam die gnädige Frau von Grafenberg in den Laden, um ein Kleid zu kaufen. Ich legte ihr all' unsre Stoffe vor, es gefiel ihr aber Nichts recht. Da fiel mir der neue Kleiderstoff ein. Ich holte ihn schnell herunter. Der gefiel ihr; ich glaub' es auch! und sie kaufte ihn; und ich, eh' sie recht aus dem Laden ist, springe hinauf zum Herrn Gevatter: ‚Was kostet der Tisch?' Er war nicht zu theuer, konnte noch zwei Gartensessel dazu kaufen, nehme

gleich zwei Laufburschen und laß Alles in meinen Garten tragen. Jetzt konnt' ich's aber fast nimmer erwarten, bis der Mann heim kam. Es war noch bei guter Tagszeit — mancher Andre wäre bis Nacht in's Wirthshaus gesessen — da kam er. Es verwunderte ihn fast, daß ich noch mit ihm in den Garten gehen wollte; — das hätten Sie aber sehen sollen, wie der aufschaute, als der schöne Tisch dastand und ich ihm erzählte, womit ich ihn beza'hlt! Das wolle er mir in seinem Leben nicht vergessen, sagte er. Und wie am Maientag die Müllerin mit ihren rothen Seidenstreifen hinauszog, da saßen wir an unsrem Tisch so seelenvergnügt; es war mir gar nimmer leid um das Kleid. Wenn wir jetzt am Abend mit den Kindern um den Tisch herum sitzen, da erzählt's ihnen mein Mann allemal wieder, wie die Mutter ihr schönstes Kleid drum gegeben habe, um ihm eine Freude zu machen."

Frau Schweizer war ganz aufgeblüht in der Erinnerung an diesen Lichtpunkt ihres Ehestandes. Die Reihe zum Beichten kam nun an die Frau Stadtpfarrerin. Die meinte, es sei kaum der Mühe werth; aber die andern Frauen behaupteten, jetzt sei man einmal im Zuge und sie müsse auch herausrücken. So mußte sie denn anfangen.

Der Oelpunsch.

„Ich war, wie Frau Marie, meinem Mann aus einem Kreis von lieben Schwestern, von heitern Freundinnen, von einer guten Mutter weg, in unsre neue Heimath gefolgt, und das von Herzen gern. Ein Pfarrhaus war immer das Ziel meiner Wünsche gewesen, und ich hielt es gar nicht für möglich, daß ich an der Seite eines geliebten Mannes auch nur einen Augenblick die Lesekränzchen und Singabende, die Con-

certe und Theater meiner Residenzheimath vermissen könnte. Wir hatten eine kleine Reise gemacht, während welcher Zeit die Mutter Alles hübsch einrichtete. Die alten Pfarrstuben mit ihren blinden Fenstern verwunderten sich höchlich, als sie mit so eleganten neuen Möbeln geputzt wurden. Die Mutter verließ uns am Tage nach unserer Rückkehr, und die ersten vierzehn Tage brachten wir so ziemlich auf Spaziergängen oder auf dem Sopha zu, von dem wir erschrocken auffuhren, wenn ein ehrsames Beichtkind an die Thüre klopfte. Ob und wie mein Mann damals seine Predigten studierte, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß sie mir sehr schön vorkamen. Aber nach den ersten Wochen erwachte sein geistliches Gewissen. Er begann seine Kirchenregister nachzuführen und saß vertieft in griechische Bücher, so oft ich in die Studierstube trat. Obgleich ich mir hundertmal im Stillen vorpredigte, es sei so ganz recht und vernünftig, so hatte ich doch manche stille Thräne zu verschlucken, wenn er oft so gar keine Augen mehr für mich hatte. Noch bitterer kränkte mich's, als er einmal, als draußen in der Küche ein Porzellanteller — nicht der erste — klirrend zu Boden fiel, zu mir sagte: ‚Wenn mein Weibchen nicht fleißiger draußen nachsieht, so werden wir bald kein ganzes Geschirr mehr haben.‘ Ich hatte mir damals vorgenommen, einen ganzen Tag nicht mehr aus Küche und Speisekammer heraus zu kommen. Ein Vorsatz, den ich fast eine halbe Stunde lang hielt, und dann die Kränkung erlebte, daß ihm meine Abwesenheit nicht einmal aufgefallen war. Aber zeigen wollte ich ihm jetzt, daß ich eine Hausfrau war, und was für Eine!

„Der Sylvesterabend kam und August hatte lange schon von einem Weinpunsch gesprochen, der das Delikateste sei, was man trinken könne. Wir hatten eben unsern ersten Gast, einen Universitätsfreund meines Mannes, auch eine Begeben-

heit in einer jungen Haushaltung! der sollte mit diesem Göttertrank bewirthet werden. Nun hatte man mich zwar, sobald ich Braut geworden, das Kochen im besten Gasthof lernen lassen, aber Punsch hatte ich noch nie gemacht; daheim hatte man eben Essenz gekauft. Der Löfflerin Kochbuch oder die Marianne Strüf mußte da schon aushelfen. Arak ließ ich aus der Stadt bringen, guten, weißen Wein hatte mir die Mama, nebst allerlei andern Flüssigkeiten in Flaschen, mitgegeben. Die Herren waren noch am Abend ausgegangen. Diese Zeit wollt' ich benützen, um den Punsch heimlich zu bereiten. Meine junge Köchin zündete mir Feuer an und hängte die Pfanne darüber. Ich löste nach Vorschrift den Zucker mit etwas Wasser und Citronensaft auf. Nun holte ich die Flasche, ‚Rißling von der Weinverbesserungsgesellschaft‘ stand auf der Etikette, und goß sie darein. ‚Aber der Wein pflumpft recht,‘ bemerkte die Magd, die eben die Küche verließ, um Wasser zu holen. ‚Er ist vielleicht ein wenig schwer; das verliert sich beim Kochen,‘ belehrte ich sie, ohne näher nachzusehen. Ein verdächtiger Geruch jedoch, der von der Flüssigkeit aufstieg, machte mich stutzig. Ich nahm den Löffel und versuchte: o pfui! Jetzt erst untersuchte ich die Flasche. Ach, meine Schwester Clara, das Unglückskind, hatte Salatöl in die leere Rißlingsflasche gegossen und die alte Etikette daran gelassen!

„Rasch schüttete ich das entsetzliche Gebräu in einen Krug. Die Magd durfte nicht ahnen, daß ihre Herrin Oel für Wein genommen; das würde meinem Ansehen einen Stoß geben und mein Mann sollte es noch viel weniger wissen. Wohin damit? In der Eile der Verlegenheit stellte ich den Krug auf das Fenstersims im Wohnzimmer hinter den Vorhang und reinigte die Pfanne. Zum Glück war der Arak noch gerettet, Wein gab's ja, auch noch etwas Citronen; so ließ sich der

Schaden noch ersetzen. Der Magd sagte ich würdevoll: ‚Kath'rine, der Wein war wirklich ein wenig schwer, ich werde andern nehmen müssen.' In dem Augenblick läutete es, die Herren kamen nach Hause. Wie gern wollte ich sie diesmal in die Studierstube gehen lassen, denn mein Mann durfte den Mißgriff auch nicht wissen; der gar nicht! Aber August ließ den Freund dahin vorangehen und ging mit mir in's Wohnzimmer. ‚Willst du noch etwas?' fragte ich in ziemlicher Verlegenheit. ‚Bei dir will ich noch sein,' sagte er lächelnd. ‚Aber was hast du, Kind? Ist dir nicht wohl?' — ‚O mir ist ganz wohl,' lächelte ich erzwungen. August zog mich sanft an's Fenster. Es war ein Sylvesterabend gewesen, an dem wir uns verlobt hatten; nun war in der Erinnerung daran eine jener innigen Stimmungen über ihn gekommen, nach denen ich mich in der letzten Zeit oft so schmerzlich gesehnt hatte, und in die ich mich jetzt so gar nicht versetzen konnte. ‚Denkst du an jenen Abend, Lina?' fragte er. Ach, ich dachte nur an meinen Oelpunsch! ‚Welch' herrliche Sternennacht!' und er öffnete das Fenster. ‚Um Gotteswillen!' rief ich, aber der verhehlte Krug stürzte und zerbrach. Der Oelpunsch, zum Glück abgekühlt, floß in Strömen über meinen schönen, neuen Teppich, an mein hübsches, blaues Winterkleid, über August's Beinkleider. — Freund und Magd eilten zu Hülfe und das ganze Unheil kam zu Tage. Ich war so beschämt, daß ich den ganzen Abend nimmer zu guter Laune kam, obgleich August so freundlich war, mich noch zu trösten und der Freund selbst einen guten Nachpunsch braute.

„Der Schaden von der Geschichte war nicht klein gewesen, aber auch der Nutzen nicht, denn das blieb das erste und letzte Mal, daß ich vor meinem Manne etwas verheimlicht habe."

„Dann war's kein zu theures Lehrgeld, liebe Frau,"

sagte die Mama; „eine Frau, die lautern und aufrichtigen Herzens ist, ist lauteres Gold im Hausstande, das keine Säure angreifen kann. Ein Geheimniß zwischen Eheleuten ist ein fressender Krebsschaden."

„Gewiß," sagte Fräulein Karoline, die den ganzen Abend still gewesen war, „für eine Freundin von mir wäre es ein Segen gewesen, wenn so ein Oelguß ihre erste Unwahrheit zu Tag gebracht hätte."

„So, das ist schön, daß Sie auch etwas zu erzählen haben!" rief Frau Marie, „nur heraus damit."

„Ich habe es nicht selbst erlebt und kann es nicht so anschaulich erzählen," sprach erröthend Karoline, „ich kann nur einfach sagen, wie Alles gekommen."

Zerbrochen Glas, zerbrochen Glück.

„Meine Freundin war sehr jung und ein verwöhntes Kind, als sie einen ziemlich ältern Mann, einen Rechnungsbeamten, heirathete. Er war als Bräutigam so kindisch wie nur Einer, und die Emilie erwartete, auf den Händen durch's Leben getragen zu werden. Ihr Mann meinte es auch gut, er war ein grundredlicher Mann, aber in seinem Junggesellenleben war er so etwas wie ein Topfgucker geworden; er meinte, weil er der Herr sei im Hause, so müsse er auch regieren über jeden Kartoffelschnitz. An Genauigkeit gewöhnt, verlangte er, daß man auf's Kleinste achte, und da hatte er Recht, aber er ärgerte sich ungebührlich über den kleinsten Fehler, und damit machte er's schlimm.

Schon am zweiten Tage waren Emiliens erste Thränen geflossen, weil er einer zerbrochenen Tasse wegen einen halben Tag lang verdrießlich gewesen! am achten Tage aber kam

seine Schwester mit ihrem Mann auf einer Durchreise zum Besuch. Emilie, in ihrer Herzensfreude, wollte sie mit ihrem Besten bewirthen und brachte fremden Wein in kostbaren, geschliffenen Gläsern, dem Hochzeitgeschenk eines vornehmen Gönners. Beim Eintreten sprang ihr die Katze zwischen die Füße; sie stolperte, das Brett fiel zu Boden und drei der Gläser zerbrachen. ‚Welche Ungeschicklichkeit!‘ rief der Gatte ärgerlich, ‚und wie einfältig, die schönen Gläser zu nehmen!‘

„Er hatte vielleicht nicht Unrecht, aber acht Tage nach der Hochzeit war's doch stark, zumal wenn man Einem vorher fast den Boden unter den Füßen geküßt hat; die junge Frau hat sich darüber bitter gekränkt. Wie aber oft der Unstern über einem Hause steht, so zerbrach sie andern Tags eine schöne, kostbare Lampe in seiner Abwesenheit. Das mußte dem Herrn verschwiegen werden. Damit gab sie sich der Magd in die Hände. Mit Mühe und Kosten verschaffte sie sich eine neue. Geld hatte sie nicht viel unter der Hand, so nahm sie's aus der Haushaltungskasse und verrechnete unmäßig viel für Arme, für Zwiebel, Gemüse und Allerlei. Daheim hatte ihr Vater nie in's Haushaltungsbuch gesehen, und was an der Rechnung Rest blieb, hatte ihre Mutter unter die Rubrik ‚Allerlei‘ geschrieben. Ihr Mann aber rechnete nach und verlangte Nachweisung. Zuerst weinte sie, wenn die Rechnung nicht zutreffen wollte; nach und nach lernte sie das Lügen besser. Der Mann, der wurde mißtrauisch, hielt sie immer knapper im Geld, rechnete immer genauer nach; sie aber steckte sich immer mehr in kleine Schulden, die zuletzt große wurden, und das wurde noch schlimmer, als Kinder kamen.

Die Frau Postmeisterin, ihre Nachbarin, erzählte ihr, wie fortwährend Geldpäckchen an den Herrn Rechnungsrath kämen; nicht an's Amt, für seine Person. Daß das für eine Pflegschaft

war, wußte sie nicht und er sagte ihr nichts; so machte sie das immer verstockter gegen ihn, da sie seine nöthige Sparsamkeit für unnöthigen Geiz hielt. Die Magd, die die zerbrochene Lampe hatte verhehlen helfen, leistete ihr schlimme Dienste, half ihr borgen, versetzen, verkaufen. Der Mann ahnte von dem Allem noch nichts, da er bei vermehrten Geschäften weniger Zeit hatte, nach Kleinigkeiten zu sehen. Aber es war eine Gewitterluft im Hause, bei der Niemand wohl ward.

Ich war einmal einige Wochen bei ihr und errieth viel vom Stand der Dinge. Ich bat sie um Gotteswillen, offen zu sein, aber sie fürchtete ihren Mann viel zu sehr: ‚Jetzt kann ich nimmer, es ist viel zu weit gekommen; ja wenn ich's ihm damals gesagt hätte, als die Lampe zerbrochen war. Du weißt nicht, wie viel ich jetzt schuldig bin.‘ — ‚Aber ich bitte dich, wie soll's denn am Ende noch werden?‘ — ‚Ja, siehst du, vielleicht komme ich doch noch einmal zu Geld.‘ — ‚Könntest du nicht deine Mutter um etwas bitten?‘ — ‚Ach nein, sie kann nichts mehr entbehren. Sie schafft mir fast alle Kleider an, weil ich meinen Mann nicht um Geld dazu ansprechen mag. Er wird verdrießlich, so oft ich Geld will und von selbst denkt er nicht dran, daß ich etwas brauche.‘ — ‚Wie willst denn aber zu Geld kommen?‘ — ‚Nun, ... weißt du, später, ... ich meine einmal viel später, wenn uns die Mutter etwas hinterläßt ....‘

Mir schauderte; so weit war die Frau gekommen, die einst die zärtlichste Tochter gewesen, daß sie nun im Stillen auf den Tod der Mutter wartete, die ihr ihr Lebenlang nur das Eine zu Leid gethan, daß sie zu gut gegen sie gewesen war.

Ich bin nicht mehr zu ihnen gekommen, aber es ging traurig. Emilie steckte sich immer mehr und mehr in Schulden. Statt unter die Herrschaft ihres rechtschaffenen Mannes hatte sie sich unter die Gewalt einer schlechten Magd gegeben,

die sie in aller Weise mißbrauchte und bestahl, während all ihr Sinnen und Trachten darauf gehen mußte, ihren Mann geschickt zu betrügen.

Die Mutter starb und hinterließ Schulden statt Vermögen, so daß der Mann noch von Emiliens nicht großem Heirathsgut an Geschwister ausbezahlen mußte. Jetzt noch wäre es Zeit gewesen für sie, Alles zu gestehen, für ihn, sie mit Güte zu gewinnen; aber er sprach sich etwas bitter über schlechten Haushalt aus, das schreckte sie wieder ab und sie schwieg.

Einmal, als sie besonders in Noth war, lief ein Geldpaket an ihren Mann ein, das sie heimlich für sich behielt. Es war das Erstemal, daß sie wagte, in dieser Weise Hand an sein Eigenthum zu legen. Sie beredete sich, sie könne es bald ersetzen, oder sie werde es ihm später sagen, oder könne ihr's eine Freundin lehnen; — von dem Allem geschah natürlich nichts.

Der Zins war Waisengut gewesen und fehlte bei der Abhör. Der Mann schöpfte endlich Verdacht; da kam das Gewitter, das lange gedroht, zum Ausbruch: Schulden wurden eingeklagt, versetzte Stücke gebracht, vieljährige, noch unbezahlte Rechnungen gefordert, von denen sie ihrem Mann falsche Quittungen vorgewiesen; — die Verwirrung, der Schaden war grenzenlos.

Die Schande der Frau wird zum Flecken für den Mann. Ein solcher Skandal in dem Hause eines Kassenbeamten vertrug sich nicht mit seiner Stelle. Die Untersuchung konnte ihm zwar gerade keine Schuld nachweisen, doch wurde er quieszirt. Er lebt in bittrer Armuth in einer kleinen Grenzstadt und nährt sich von Copiren und sonstigen Schreibereigeschäften. ‚Und die Frau?‘ — Er wollte sie lange nicht vor Augen sehen; sie aber hatte ihre volle Schuld erkannt und war gar demüthigen Herzens geworden. Sie zog in die

Nähe seines Wohnorts; ihren Sohn nahm ein Freund ihres Vaters umsonst in die Lehre, die Tochter hatte eine brave Frau aufgenommen. Sie arbeitete um Geld und suchte von ihrem Erwerb heimlich etwas in die Hände ihres Mannes zu bringen. Ein Geistlicher versuchte auf ihr Bitten das Werk der Versöhnung. Der that dem Gatten die Augen auf, und er sah auch ein, wie es an ihm gewesen wäre, sein junges, unverständiges Weib mit Güte zur rechten Hausfrau zu ziehen, statt daß er sie durch Unfreundlichkeit verschüchtert hatte. Nun sind sie seit lange beisammen, arbeiten und sparen treulich und einträchtig mit einander. Vielleicht ist ihnen doch noch einmal ein besseres Loos beschieden!"

Diese Geschichte hatte Alle etwas ernst gestimmt und es trat eine Pause ein. Frau v. Linden bat sich leise Namen und Wohnort der Familie aus und notirte sich Beides. — Nun war nur noch die Mama und Frau Lenz übrig, welch letztere, gegen ihr sonstiges hartes und trockenes Wesen, während der Erzählung große, innere Bewegung gezeigt hatte. Sie hatte sich immer etwas abstoßend und zurückhaltend benommen, darum wagte keine der Frauen, sie an die Fortsetzung zu mahnen, auch die Mama sagte nichts, und sah sie nur still an mit ihren klugen Augen.

Die unglückliche Frau.

„Ich weiß nicht," fing sie endlich an, „warum mich's heute treibt vor Allen zu sagen, was ich bis jetzt keiner Einzigen anvertraut habe. Aber ich meine, heut müsse heraus, was mir wie ein Stein auf dem Herzen liegt. Ich fürchte, ich habe nicht vom ersten, sondern vom letzten Zwist zu erzählen.

Ich habe keine Eltern gehabt, bin aber als Pflegtochter

recht im Wohlstand aufgewachsen, und habe, ich darf's wohl sagen, Freier genug gehabt. Ich besann mich lange, einen zu wählen, weil ich dachte, ich wolle nur heirathen, um es recht gut zu bekommen. Mein Mann gefiel mir. Er hatte ein schönes Gut mit einem Schlößchen darauf, das mir auch gefiel. Ich sagte ihm aber, daß ich mich mit der Oekonomie nicht plagen könne und daß er dazu seine Leute halten müsse. Er meinte, das werde sich schon geben.

Nun darf ich aber wohl sagen, es muß bei mir Alles recht sein, ich mag es nun gern thun oder nicht, und um die Haushaltung habe ich mich angenommen, wie sich's gehört: aber befehlen lassen wollte ich mir nicht. Wenn mein Mann sagte: ‚Bis Abend sollten Bohnen gesteckt werden,' so durfte er gewiß sein, daß das nicht geschah; ich wollte schon selbst thun, was nöthig war. Wenn er mich recht behandelt hätte, so wäre Alles gut gegangen, aber er wollte überall den Herrn spielen.

Einmal fuhren wir mit Revierförsters zu einem Liederfest. Es war aber langweilig, und wir erfuhren, daß zwei Stunden davon, in Bergstatt, ein Ball sei. Wir zwei Frauen hatten Lust, hinzugehen, die Männer aber nicht. Als nun diese eben an einem andern Tisch saßen, sagte die Revierförsterin: ‚Jetzt wollen wir einmal einen Spaß machen: Sie lassen Ihren Knecht anspannen und wir fahren hinüber auf den Ball, die Männer können mit unserer Droschke dann nachkommen, wenn sie wollen.' Das war mir auch recht; wir ließen in aller Stille anspannen und fuhren davon. Dem Wirth gaben wir einen Gruß auf, und auf dem Ball könnten uns die Herren treffen. So ganz vergnügt war ich nicht auf dem Ball, und mit einem guten Wort hätte mich mein Mann diesmal leicht gewinnen können. Ich sah oft aus dem Fenster, ob er nicht komme. Die

Revierförsterin fing eben eine Galopade an, da flog ihr ein Plumpsack auf den Rücken. Es war ihr Mann, der unter lauter Lachen und Scherz kam, um sie abzuholen. Der meinige war zu Fuß vom Liederfeste heimgegangen und ließ mir kein einziges Wörtlein sagen. So fuhr ich Nachts allein heim. Vor mir fuhren Revierförsters und ich hörte ihr lautes, fröhliches Gelächter. Das drückte mir fast das Herz zusammen; hätte denn mein Mann nicht auch einen Jux draus machen können? Wie ich heimkam, sagte er wieder nichts, nicht in Gutem, nicht in Bösem. Ich hätte mir's vielleicht diesmal gefallen lassen, wenn er gescholten hätte. Den Knecht zankte er, und befahl ihm, ein andermal nur anzuspannen, wenn er, der Herr, es befehle. So brachte er mich auch noch bei den Dienstboten um's Ansehen. Das verbitterte mich vollends, und wenn ich später einmal gern gefahren wäre, so ließ ich mir ein Gefährt von der Stadt bringen.

Es hätte anders werden können, als wir Kinder bekamen, und ich muß sagen, er hat da recht für mich gesorgt. Aber auch bei den Kindern hat er Alles nach seinem Kopf haben wollen und hat mir den Buben in eine Kost gethan, während ich doch dachte, er hätte bei unserem Provisor noch genug lernen können. Bei unserem Mädchen, da habe ich dann m e i n e n Willen durchgesetzt, die hat eine Französin. Mein Mann hat eine Pfarrerstochter aus dem Land für sie in's Haus nehmen wollen, das habe dann i ch nicht gethan.

Ich darf wohl sagen, daß ich in vielen Jahren keine recht frohe Stunde gehabt habe," fuhr sie düster fort, „und wir hätten so glücklich leben können! Ein so schönes Gut, keine Nahrungssorgen und gesunde brave Kinder. — Aber so weit kann einen ein Mann bringen, der die Frau nichts will gelten lassen. Schon gar lang wär' ich gern einmal in ein Bad gegangen. Es hat mir immer gefallen, daß da die

Frauen so ihr eigener Herr sind; auch wäre ich gern von daheim fort gewesen, und nahe Verwandte hab ich nicht. Ich hatte letzten Winter viel Kopf- und Zahnweh; die Revierförsterin meinte, da würde mir Frauenthal gewiß gut thun. Zum Erstenmal wieder seit lange gab ich meinem Mann ein gutes Wort darum, und sagte ihm meinen Wunsch; auf die Kosten hatten wir ja nicht zu sehen. Statt daß er sich aber gefreut hätte, mir auch einmal einen Gefallen thun zu können, fragte er den Doktor. Der ist aber gerad so Einer wie mein Mann. Er lachte und sagte, wenn ich mich viel im Freien aufhalte und Flußbäder brauche, so sei mir das viel gesünder; meine Natur sei viel zu hitzig für ein warmes Bad. Was weiß so ein Doktor von meiner Natur! Wie ich so recht in bitterem Verdruß darüber war, wurde mir ein kleines Erbe von einem entfernten Vetter geschickt, das mir zugefallen war. Das kam mir eben recht. Am selben Tag, wo es kam, schrieb ich um drei neue Kleider, um eine Schneidernähterin und um eine Haushälterin in die Stadt. Als das geschehen war, sagte ich meinem Manne: ‚Daß du's weißt, ich will dich nicht inkommodiren mit meiner Badreise; ich gehe für mein eigen Geld. Eine Haushälterin habe ich bestellt, bis ich wieder komme.‘ Ich kann's Ihnen nicht beschreiben, wie er mich darauf angesehen hat. ‚Du kannst überhaupt mit deinem Geld thun, was du willst,‘ sagte er, ‚wenn du in's Bad gehst, mir zum Trotz, so kommst du in mein Haus nimmer zurück. So lang' du fort bist, werde ich Sorge tragen, daß dir das Deinige unverkümmert gesichert wird. Also merk dir's, wenn du dießmal gehst, so gehst du für immer.‘ Nun sagen Sie, ist das auch der Mühe werth, wegen so einer Kleinigkeit! Ich war wie vom Donner gerührt; aber das wäre ja niederträchtig gewesen, wenn ich jetzt zum Kreuz gekrochen wäre! Gott

weiß, es war mir zu Muthe, als ging's zu einer Leiche, als ich mich in's Bad rüstete, und wenn er ein freundliches Wort gesagt hätte, so hätte er mich wieder gewonnen. Aber das that er nicht, obgleich er aussah wie der Tod.

Seit acht Tagen bin ich nun hier und weiß nichts von daheim, und weiß nicht, ob ich noch eine Heimath habe. Nun aber sagen Sie, ob nicht mein Mann an Allem Schuld ist?"

Die arme Frau verhüllte ihr Gesicht und brach in heftiges Weinen aus. Die Andern alle waren ganz still geworden. Die Mama aber sprach sachte: „Liebe Frau, Ihr eigen Herz sagt Ihnen besser, als ich's kann, daß Sie sich schwer verfehlt haben. Und ich muß sagen, daß ich vor Ihrem Manne Respekt habe und glaube, daß er ein rechter Ehrenmann ist. Er ist von Gott zum Herrn und Haupt seines Hauses gesetzt, und nicht nur zum gehorsamen Diener seiner Frau. Wenn ich noch ein Mädchen wäre, ich sage Ihnen, den nähme ich zehnmal lieber, als einen wie Ihr Revierförster, der sich und seine Frau so wenig respektirt, daß er aus einem Unrecht einen Spaß macht."

„Aber sollen die Frauen allzeit Unrecht haben; soll der Mann befehlen wie ein Pascha?" fragte Frau Lenz, deren Thränen still standen. „Das sage ich nicht und das will unser Herrgott nicht, der die Männer ermahnen läßt: Ihr Männer, liebet Eure Weiber. Wir Frauen haben Alle ein gar liebebürftig Herz. Wo ein Mann das versteht, wird er viel erreichen. Mancher hat das versäumt, Mancher hat's schon schwer mißbraucht. Wo und wie Ihr Mann gefehlt, kann ich nicht bestimmen; nur etwas will ich Ihnen sagen. Mein Mann selig hat mir einmal erzählt von einem König von Spanien, dem eine glühende Kohle auf den Fuß gefallen. Er wollte sie wegwerfen, als ihm einfiel, daß sich das für einen König nicht schicke; so hieß er's den Minister.

Der Minister sagte, das sei nicht sein Geschäft, und befahl's dem Pagen. Der Page aber war adelig, er wollte wieder nicht, und holte den Kammerdiener; bis der aber kam, hatte die Kohle den Schuh und den halben Fuß durchgebrannt. Liebe Frau, wenn Ihnen ein Weh wie eine brennende Kohle auf's Herz fällt, so besinnen Sie sich ja nicht, wer eigentlich verpflichtet sei, sie wegzunehmen, sonst könnte sie Ihnen derweil das Herz durch und durch brennen. Frisch mit Gottes Hülfe selbst ergriffen und weggeworfen, auch wenn's Fingerchen ein wenig schmerzt, die Wunde heilt gewiß."

„Aber," sagte zögernd Frau Lenz, „wenn ich nun mich ganz und gar unterwerfen wollte, wer weiß, wie's mein Mann aufnähme, und ob ich mich nicht vergeblich erniedrigt hätte."

„Ich glaube, Sie haben's noch nie mit der Liebe und dem Gehorsam versucht, mit denen die Frau sich eine mächtige Stimme im Haus erwerben kann. Ein rechter Mann wird selbst demüthig, wo er ein demüthiges Herz sieht. Ich kenne Ihren Mann freilich nicht, aber ich halte ihn für einen rechten. Wenn Sie sich vor Gott bewußt sind, daß es recht ist und gut und eine heilige Pflicht, daß Sie umkehren und in sich gehen, so gehen Sie in Gottes Namen, und fragen Sie nicht, was nachher wird. Der Herr wird Ihren Weg segnen; und wenn es doch nicht gut würde, so wird er Sie trösten, wie eine Mutter tröstet."

Die arme Frau erwiderte nichts und weinte ganz still. Aber in diese Pause brachen die jungen Mädchen ein, die längst genug hatten an der Lallah Rookh, und die an dem Lehramtskandidaten die neue werthvolle Entdeckung gemacht hatten, daß er Walzer und Polka's zu spielen verstehe. Nun wurde der Kaffeetisch aufgehoben; in Ermanglung von Herren machte sich die Hälfte der jungen Damen hübsche Mützchen von Sacktüchern und engagirte die andere Hälfte. Die Em-

pfindsamen hatten ihre Stammbücher nebst Herbarium längst eingepackt; das Alter mußte der Jugend weichen. Aber zu würdigem Schluß dieses geselligen Abends schlug die Mama gemeinsamen Gerstenschleim nebst Pfannkuchen zum Abendessen vor, während sonst jede Dame apart ein Wassersüppchen oder Täßchen Thee genossen hatte. „Ja, das ist schön," rief Frau Marie, „und zum Nachtisch muß die Frau Mama ihr Geschichtchen erzählen, die allein ist's noch schuldig!"

Der Mama Geschichte.

Das Abendessen war zu Ende; die Mama wurde auf's Neue bestürmt.

„Ist kaum der Mühe werth, daß ich expreß noch einmal anfange," meinte sie, „ich habe blutwenig zu sagen. Ich war eine Waise und aß das Gnadenbrod einer Tante, dort lernte mich mein Mann kennen, der Stunden im Hause gab. Als er einen Dienst hatte und mich fragte, ob ich Frau Schulmeisterin werden wolle, brauchte ich keine drei Minuten Bedenkzeit. Die Frau Tante war aber nicht damit zufrieden, und obwohl sie es nicht hindern konnte, so hat sie sich doch sehr ungnädig gezeigt und nicht einmal die Hochzeit bei sich gehalten; ‚es hätte sie sonst so angegriffen!" So feierten wir in unserer neuen Heimath eine gar stille, bescheidene Hochzeit. Einen königlichen Hochzeittext haben wir aber gehabt: „Die Liebe ist stark, wie der Tod. Ihre Gluth ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch Ströme sie ersäufen. Wenn einer alles Gut in seinem Hause um die Liebe geben wollte, so gälte es alles nichts." *)

*) Hoheslied 8, 6. 7.

Auf unserer Hochzeittafel, an der nur noch eine Freundin und der Herr Pfarrer saß, stand kein Champagner, aber ein guter Apfelmost, den mein Mann aus unserem eigenen Baumgut gezogen. Als wir anstoßen wollten, waren nur drei Gläser auf dem Tisch, ich stand auf und wollte noch eins holen, wußte aber nur nicht wo, da wir keins mehr hatten; da hielt mich mein Mann bei der Hand: ‚Laß gehen, lieber Schatz, wir zwei trinken aus Einem. Wenn wir zum Erstenmal Streit haben, dann soll jedes sein eignes nehmen.‘

So stand denn von da an Ein Glas auf unserem Tische, Tag für Tag, auch als uns der liebe Gott so weit gesegnet hatte, daß wir uns an Ehrentagen ein Gläschen guten Wein verstatten durften. So oft Einem von uns ein unfreundliches Wort über die Lippe wollte, so sah es das Andere an und fragte: ‚Brauchen wir heut zwei Gläser?‘ und dann schämte sich's und war still.

Und wenn wir Kindtaufe feierten, oder meines lieben Bruders Heimkehr aus fernen Landen, oder sonst ein Freudenfest, und die andern klingelten die Gläser zusammen, da sagte mein Alter: ‚Wir können nicht anstoßen, gelt Weib?‘ und bot mir das Glas; und ich trank, und er trank, und wir sahen uns in die Augen; da war mir's jedesmal, als ob wir heut wieder Hochzeit hätten.

So haben wir vierzig Jahre lang in Lieb und Frieden mit einander aus Einem Glas getrunken, Most und klares Wasser, guten Wein und auch manchen bittern Leidenstrank; immer aus Einem Glas.

Und als mein lieber seliger Mann auf seinem Sterbebette lag und fast nimmer sprechen konnte, netzte ich noch seine heißen Lippen mit einem kühlen Trunk. Da bot er mir das Glas, sah mich noch einmal an und sagte leis: ‚Es ist eins geblieben.‘ — ‚Und eins soll's bleiben in alle

Ewigkeit,' wollt ich sagen, aber sprechen konnte ich nimmer; da falteten wir die Hände in einander, bis die seinen kalt waren. Der Abschied hat mir so wohl gethan, daß mir seitdem nichts auf der Welt mehr zu schwer geworden ist."

Die Mama schwieg und aller Augen waren feucht und Alle sagten sich herzlich, ohne viele Worte, gute Nacht."

Der Regen war vorüber und der allerschönste, sonnenhelle Morgen ging auf nach jenem Abend. In durchleuchtendem weichem Sammtgrün lag die Wiese, und die Waldbäume glänzten, wie mit Diamanten besetzt.

Nur wenige Badgäste waren auf, die Mama aber stand schon auf der Terrasse und sah mit ihren klaren Augen in die neue Herrlichkeit hinaus. Sie dachte wohl eines noch herrlichern Morgens nach längern trüben Tagen. —

Im Hof war der Knecht beschäftigt, die Badkalesche herzurichten. „So früh auf, Johann?" fragte die freundliche Mama. „Muß einspannen," erwiderte er, „eine Madam geht heut früh schon heim." Und nach einer Viertelstunde sah sie die Frau Lenz reisefertig heraustreten. „Meine weiteren Effekten lasse ich abholen," sagte sie dem begleitenden, etwas verblüfften Badewirth.

Die Mama verstand wohl, warum sie so früh in der Stille gehen wollte. Harte und scheue Gemüther verschließen sich noch fester als zuvor, nach einer unwillkürlichen Vertraulichkeit. Leise ging sie herunter und legte ihre Hand auf den Arm der Scheidenden: „Gott geleite sie, liebe Frau," sprach sie herzlich. Erstaunt blickte diese auf, ihr bleiches Gesicht trug Spuren schlafloser Stunden und schwerer innerer Kämpfe.

„O, wünschen Sie mir Glück auf den Weg!“ bat sie. „Gehen Sie mit Gott, liebe Frau,“ wiederholte die Mama, „es wird Sie nicht gereuen!“ Und sie blickte dem Wagen nach mit gefalteten Händen, so lang sie ihn sah, dann ging sie hellen Blicks zurück in ihr Kämmerlein.

Auguste.

Ihren Kindern.

Zu der ersten Skizze des Bildes.

Ich gebe euch hier das Bild eurer Mutter, ihres Lebens und Sterbens, so wie es in meiner Erinnerung lebt. Es ist unvollkommen und mangelhaft, aber auch ein unvollkommenes Bild kann uns an geliebte Verstorbene erinnern und uns leichter machen sie zurückzurufen. Euch hat sie ganz angehört mit all ihrem Leben und Lieben. Euer eigener Schatz an Erinnerungen ist unendlich reicher als der meine. Darum habe ich mehr die Züge aufbewahrt, die meinem Zusammenleben mit

ihr angehören, auch wenn es unbedeutende sind. Euer eigen Herz wird euch ihr Bild schöner und vollständiger darstellen als ich es kann. Nehmt diese Züge als schwachen Beitrag dazu, als ein Denkmal, das ihr meine Liebe setzen möchte.

Vorwort.

Nach dem Tode einer geliebten Freundin schrieb ich im unmittelbaren Gefühl des Scheidens meine Erinnerungen an sie nieder für mich und die Ihrigen. Auf den Wunsch ihres Gatten wurden sie als Manuskript für den Kreis der nächsten Freunde gedruckt. Ueber all unser Erwarten wurden die schmucklosen Blätter auch in weiteren Kreisen mit Liebe und Interesse aufgenommen und es kam uns manch theures Zeugniß zu von dem Segen, der von diesem Grabe auf bekümmerte Herzen, auf Leidens- und Sterbelager ausgegangen ist.

So ließ ich mich denn bestimmen, was ich früher nicht für möglich gehalten hätte, — die einfache Darstellung dieses Lebens und Sterbens Allen zugänglich zu machen, für die sie von Werth sein kann. Ob ich daran recht gethan, weiß ich nicht. Wie viel sich dagegen einwenden läßt, welche Ueberwindung es kostet, solche uns ganz eigne und heilige Erinnerungen hinauszugeben in die Welt, — das habe ich selbst vielleicht am tiefsten gefühlt. Aber ich glaubte nicht gegen den Sinn der Seligen zu handeln, die einen so innigen Herzensdrang

hatte, für Viele Gutes zu thun, selbst mit Hingabe ihres Eigensten und Liebsten, und die sich gefreut hätte zu denken, daß da und dort eine gedrückte Seele sich aufrichte an der Kraft und dem Segen, die ihr Sterbelager erleichtert.

Es ist ein sehr einfaches Leben, ein Leben, dessen ganze Aufgabe war zu lieben und zu leiden; es dürfte eher ein Seelenbild als ein Lebensbild genannt werden. Ich habe mich bemüht, ihr inneres Leben so wahr und treu zu geben, wie sie selbst war, in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, auch mit seinen Fehlern und Irrthümern, — denn nur in der Wahrheit kann Segen liegen. So ist es nicht das Bild einer vollkommenen Heiligen, es ist das Bild einer ringenden Seele, die durch Zweifel zur Klarheit, durch Glauben zum Schauen eingegangen ist. Sie wollte nie besser sein als Andre, aber sie war verschieden von Andern und ihr Wesen und Thun sollte nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen werden. Darum möchte ich diesem Bild vor Allem liebevolle Augen wünschen, Herzen, die es recht verstehen. Sollte sie da und dort doch mißverstanden werden, so kann es ja nur mir weh thun, ihr nicht mehr. Sie steht und fällt dem Herrn, der sich in ihren letzten Stunden so herrlich an ihr erwiesen hat.

Tübingen, im Sommer 1858.

Ottilie Wildermuth.

Es war vorüber. Es war ein heller, lichter Sonntagsmorgen, als ich wußte, daß sie vollendet habe, daß die müde Pilgerin eingegangen sei zu der Sabbathruhe ihres Herrn, und ich dachte mir schön, wie das klare Sonnenlicht nun auf den tiefen Frieden ihres bleichen Angesichts scheinen werde.

Ich habe sie nicht mehr als Leiche gesehen, keine Blume in ihren Sarg legen können, ich habe nicht so viel geweint um sie, wie um Andre, die mir ferner standen, und doch habe ich sie so innig lieb gehabt, doch haben wir uns verstehen lernen in den tiefsten, bedeutsamsten Augenblicken unsers Lebens, — aber unser letztes Scheiden ist keine Trennung gewesen, es war eine Vereinigung, inniger, heiliger als zuvor. Ich habe kein Lied auf ihrem Grabe niedergelegt, wie ich schon auf so manchem Grabe gethan; ihr Lebensbild steht zu reich, zu vielgestaltig, ihr Sterben zu schön, zu heilig vor meinen Augen, als daß mir möglich wäre, es in den Rahmen einer Dichtung zu fassen. Und so möchte ich denn versuchen, in einfachen Worten das Bild ihres Seins und Lebens zu geben, so wie es vor meiner Seele steht.

Ein frischer, sonnenheller Morgen tagte dem Leben, für das so frühe der Abend einbrechen sollte; — ein trüber und schwerer Abend, wenn er nicht durchleuchtet gewesen wäre von dem Morgenstrahl der Ewigkeit. Am Fuß der schwäbischen Alb breitet sich ein weites lachendes Thal vom Neckar durchströmt, in dem die freundliche Stadt Nürtingen liegt; eine Stunde davon in reichen Flachsfeldern von schönem Laubwald umgeben, liegt Augustens Heimathdorf.

Es war mir früher schon vergönnt, ihr Elternhaus zu schildern als das humoristische Pfarrhaus, ich hätte es eben so wohl das freundliche, das lebensvolle, das poesiereiche nennen können, so bunt und lieblich, so reich und mannigfaltig gestaltete sich das Leben des Hauses durch den immer jungen Geist des Pfarrherrn.

Noch sehe ich den Pfarrer lebendig vor mir: seine große stattliche Gestalt, die ihm in den Studentenjahren den Namen Ajax erworben, die klugen hellen Augen, die frische blühende Gesichtsfarbe und den Mund, den immer ein schalkhaftes Lächeln umspielte. Neben ihm die freundliche Hausfrau mit dem Ausdruck der innigsten Herzensgüte, die mit unermüdeter Geduld in seine Ideen einging, seine zahllosen Steckenpferde gewähren ließ und ihm überall herzlich sorgend und helfend, ergänzend und mäßigend zur Seite stand, wo seine Phantasie vielleicht zu bunte Sprünge gemacht hätte.

Ein heitres, gesundes, erfrischendes Leben führten die Kinder dieses Hauses, ein ganzes und volles Kinderleben, da der Vater selbst mit ihnen zum Kinde wurde und doch mit seinem reichgebildeten Geiste dem leichtesten Spiel wieder Bedeutung zu geben wußte. Das Haus war bevölkert mit lebendigen Kaninchen, zahmen Vögeln, die in wundersam gebauten luftigen Vogelpalästen hausten und mit allerlei Gethier, das in Wald und Feld eingefangen und wieder freigegeben

wurde; daneben war der Vater unerschöpflich reich an wunderbaren Geschichten, die die Winterabende kürzten; der kleine Garten am Hause, kaum achtzig Schritte breit, war auf die abenteuerlichste und mannigfaltigste Weise angelegt, jedes der Kinder hatte seinen Antheil, den es nach eigener Phantasie bearbeiten durfte und auf dem gar wunderliche Schöpfungen entstanden.

Und Freiheit, goldene Freiheit, ungehemmtes Umhertreiben in Wäldern und Feldern, herzlicher, zwangloser Verkehr mit den Dorfbewohnern, die eine unbegrenzte Liebe und Anhänglichkeit an ihre Pfarrfamilie hatten, alles nur leise überwacht von dem sorgsamen Mutterauge, — das war die beste Schule für ein warmes, poesiereiches Gemüth; hier entwickelte sich Augustens reicher Sinn, ihr inniges Verständniß für die Schönheit der Natur im Kleinsten wie im Großen, die ihr bis zum Tode eine Quelle des reinsten Genusses blieb.

Sechs Geschwister wuchsen in dieser glücklichen Heimath auf, in der durch lange Jahre kein schweres Leid einkehrte; vier Söhne und zwei Töchter, zu denen später noch eine verwaiste Nichte kam. Auguste, die Aelteste, war vor Allen des Vaters Tochter, die Erbin seiner jugendwarmen, phantasiereichen Natur, seines elastischen heitern Geistes, und dies Erbe wurde bei ihr zum köstlichen Kleinod, verklärt in der Tiefe ihres reichen, liebevollen Gemüthes, geläutert in der Gluth schwerer Leidenstage.

Als Muttererbe blieb ihr die herzliche Güte, das liebevolle Eingehen in Andere, der echte, sorgsame Hausfrauentakt, mit dem sie bei aller Genialität ihres Wesens, in allen Körperleiden, bis an die Pforte des Todes auch die äußern Angelegenheiten der Ihren auf treuem Herzen trug.

Eine systematische Erziehung hat sie nicht genossen, wie denn überhaupt nichts an ihr systematisch war ihr Lebenlang.

Der Dorfschule wollte der Vater die Kinder nicht ausschließend anvertrauen, so wurden denn Hauslehrer angenommen, auf die Auguste jedoch nie gut zu sprechen war, und denen sie in den Erinnerungen aus dem Vaterhaus, die sie später für ihre Kinder niederschrieb, kein Plätzchen einräumte. Die alte Fabel vom König Klotz und König Storch scheint sich bei ihnen, nur in umgekehrter Weise, wiederholt zu haben.

Der Erste war ein gewaltiger Herrscher, der die armen Kleinen tyrannisirte und daneben in solchem Schuldbewußtsein zu erhalten wußte, daß sie nie wagten, den Eltern zu klagen. Auf diesen gefürchteten Herrscher folgte ein allzuzahmer, den das muthwillige kleine Volk seinerseits mißbrauchte und plagte und von dem sie sich durch allerlei Drohungen Straflosigkeit und gute Zeugnisse erpreßten, was ihnen dann wieder heimliche Gewissensbisse verursachte. Sehr besorgt für Augustens Ueberwachung zeigte sich der zahme Lehrer, als sie allmälig heranwuchs. Er korrigirte sogar ihre Notenbücher, wo der Text ihm gefährlich schien; in dem Liede: „Heute scheid' ich, morgen wandr' ich," änderte er z. B. „Holder Schatz ich denk' an dich" in: „Treuer Freund, ich denk' an dich," — mit der Zeit aber hielt es die Mutter doch für besser, diesen treuen Freund zu entfernen.

Diese Drangsale waren jedoch nur Episoden in einer freudenreichen Kinderzeit, Augusten aber blieb von da an eine tiefe, zarte Sympathie für die verborgenen Leiden der Kindheit, ein Verständniß der Kinderseele in ihren feinsten Schattirungen.

Als leiser, dunkler Faden zog sich durch ihre frühere Kindheit schon das Herzleiden, das ihr später so viel bittre Tropfen in den Lebenstrank mischte; ihr Herzschlag als Kind war oft so stark, daß sie ihre Puppen auf dem Herzen hüpfen ließ, ein lustiges Spiel, dessen sie sich gegen die Geschwister

rühmte, ohne zu ahnen, mit wie banger Sorge es die Mutter erfüllte. Ihr Aussehen aber war nicht kränklich, sie hatte immer die frische, blühende Farbe, die ihre Erscheinung auch später so erquicklich und anmuthig machte.

Neben all der köstlichen Freiheit des Umhertreibens wuchsen die Kinder doch nicht verborgen in ländlicher Einsamkeit auf. In Nürtingen, in den lieblichen Dörfern der Umgegend, gab es Freunde und Bekannte genug, die gern zu dem heitern, gastlichen Pfarrhaus pilgerten; in der Residenz, dem Paradies so mancher kindlichen Phantasie, wohnte ein reicher Kreis lieber Verwandter, der Pfarrer hatte elf Geschwister, die zu großem Theil das höhere Alter erreichten; die reichste Mannigfaltigkeit verschiedener Charaktere, verbunden durch gleiche geistige Lebendigkeit, durch das Band der herzlichsten Familienliebe, machten diesen Familienkreis vor vielen schön und gehaltvoll. Da wurden fröhliche Fahrten angestellt und die Pfarrkinder frühe mit den Wundern des Residenzlebens bekannt gemacht, heitere Familienfeste gefeiert, vor allem das Geburtsfest der verstorbenen, hochverehrten Großmutter, das alle Kinder, Enkel und Urenkel versammelte. Oefter noch erfrischten sich die Verwandten der Residenz in der herrlichen Waldluft des Pfarrdorfes und stolz führten die Pfarrkinder die Vettern und Bäschen aus der Stadt in die Herrlichkeiten des Landlebens ein.

In diesem wechselvollen Verkehr gewann Auguste früh eine unbefangene Leichtigkeit im Umgang, sie war keine Freundin äußerer Formen, aber sie fühlte sich nicht beengt davon, ihr Benehmen hatte nichts Abgeschliffenes, aber nie und nirgends etwas Eckiges und Unbeholfenes.

Nicht besser wüßte ich die Periode ihrer Kinderzeit abzuschließen, als indem ich einige ihrer eigenen Schilderungen gebe, die sie unter dem Titel: „der Pfarrkinder Jugendleben,“

in Bildern nach den zwölf Monaten geordnet, in spätern Jahren aus der Erinnerung niedergeschrieben hat.

Das Gewitter.

Das Dorf ist wie ausgestorben, nur ein paar alte kränkliche Leute sitzen, kleine Kinder hütend, vor der Hausthüre; was Arme und gesunde Glieder hat, regt sich draußen auf den Wiesen. Nach lang anhaltendem Regenwetter scheint die Sonne heute heiß, man kann das Heu trocknen und auf den Abend noch nach Hause bringen.

Im Pfarrhause ist es auch still, die Laden sind geschlossen, um das Zimmer kühl zu halten, der Vater hält Mittagsruhe in seiner Stube, die Mutter nickt am Arbeitstischchen, da schlüpft der kleine Emil hinter sie und zupft sie am Kleid: „Mutter, Mutter, jetzt schiebt der Aette den Wagen heraus und fährt in's Heu! Dürfen wir mit?“ (Aette und Amme waren die Nachbarsleute, deren Haus und Feld in Wahrheit den Pfarrkindern eine zweite Heimath war.)

Die Mutter schrickt ein wenig zusammen, faßt sich aber schnell, sieht in das liebe bittende Gesicht ihres Emil: „Willst du denn allein mit, Emil?“ — „O nein, Wilhelm und Gustchen wollen auch mit, aber sie haben nicht das Herz zu fragen und schicken mich.“

Die zwei Größeren sehen im Nebenzimmer zum Fenster hinaus und bedeuten mit allerlei Zeichen dem Nachbar, daß er ja nicht fortfahren solle, weil sie vielleicht noch mit dürfen. Mit Lachen erlaubt es die Mutter, und mit großem Jubel setzen sich die Kinder auf den Wagen. Die Mutter macht zur Bedingung, daß der blinde Hansjörg nicht fahren dürfe, wiewohl er so sicher fährt wie ein Sehender.

Dieser Blinde war im Dorf eine wichtige Person und Auguste hat ihn in den Dorfgeschichten geschildert, die sie im Jahr 1847 herausgegeben — er versah fast alle Geschäfte eines Sehenden und wurde hauptsächlich als Nachtbote benützt, weil Nacht und Tag gleich für ihn waren; von den Pfarrkindern war er ein besonderer Freund.

Vater und Mutter sehen oben aus den Fenstern, wie unter Lachen und Jauchzen der Kinder mit Gerassel und Gepolter der Wagen wegfährt.

So eine Fahrt ist das Heiterste, was es gibt; holpert und poltert es noch so arg, man fährt später nie mehr so sanft; gelingt es dann noch erst, heimzufahren auf dem vollen Wagen, wo man vergraben in frischduftendem Heu liegt und die Sonne so recht warm auf sich scheinen läßt! man sollte meinen, es könne nach so einer Durchwärmung einen nie mehr frieren im Winterleben. Immer ist aber eine solche Fahrt für die Kinder zu kurz, gar bald ist man auf den sogenannten Brunnenwiesen; sanft und sachte geht es hier noch ein Stück auf Wiesen fort, bis man die des Nachbars erreicht. Die Amme mit ihren Kindern ruht im Schatten einer frisch aufgeschichteten Heumauer in der Nähe des Waldes. Die Sonne brennt entsetzlich; der nahe Wald ist verführerisch, das kleine Volk entwischt mit den herbeigekommenen Pfarrkindern in den Schatten der Bäume; an dem Saum des Waldes wachsen wilde Rosen und Erdbeeren in Menge.

Unterdessen ziehen Wolken am Himmel auf; ein verdächtiges Lüftchen bewegt das Laub der Buchen, unter welchem die Nachbarskinder mit Wilhelm emsig nach Erdbeeren suchen. Gustchen hat einen Strauß wilder Rosen gebrochen und ist im Begriff, einen Kranz für die Mutter daraus zu winden. Der kleine Emil ist nicht in der Nähe. Wilhelm

zeigt Gustchen seinen Erdbeerenstrauß, aber mit dem Bemerken:

„Hörst du, Gustchen, es donnert!“ Es donnert wirklich, und mit Schrecken bemerkt Gustchen eine große schwarze Wolke, welche über dem Walde aufsteigt. Die Amme ruft von der Wiese her: „Kinder, kommt eilig, es steigt ein Gewitter auf!“ Die Kinder laufen was sie können, Emil ist aber nicht unter ihnen, Aette und der Blinde laden so schnell als möglich den Wagen; die Kinder sollen warten, Aette getraut sich nicht, sie bei der raschen Fahrt mitzunehmen. „Nun ist's genug,“ meint er, „es wird sonst alles naß. Hüo, Schimmele!“ und mit einem Satz und Ruck ist der Wagen im Gang, über die Wiese hin, und den staunenden Kindern bald aus dem Gesichte. „Kinder,“ sagte die Amme, „vor dem Regen kommt ihr nicht mehr heim; Gustchen und Wilhelm, schnell hierher unter diesen Heuhaufen!“ Ganz versteckt wie Vögelein im Neste, sitzen die Kinder im Heu; es tropft stärker. Bärbele, Gottlob und Kathrinle sind noch im Walde und rufen nach Emil, welcher sich nirgends hören und sehen läßt. Jetzt fängt es ganz nahe zu donnern an, ein Blitz nach dem andern zuckt über dem Walde; bald sieht es aus, als wenn der ganze Wald ein großer schwarzer Zunder wäre, auf welchen der liebe Gott Feuer schlüge.

Die Kinder unter ihrem Heuhaufen sehen das Zucken und Feuersprühen über dem Walde sehr deutlich. „O Emil, du armer Emil!“ ruft Gustchen. Wilhelm tröstet sie: „Es wird ihn gerade nicht treffen, jammere nur nicht so!“ sagte er; „siehst du denn nicht? alle Bäume stehen ja noch, kein einziger brennt!“ Jetzt fängt es an zu regnen, die Kinder unter ihrem Heu sehen nichts mehr; zuerst ist's nur wie ein Schleier vor ihren Augen, jetzt ganz dicke Nacht. Das Wasser schießt über ihre Köpfchen herunter, ohne sie zu nässen; wie

ein Dach schützt das Heu, in welches sie sich immer tiefer hinein bohren. Blitz, Donner und das Rauschen der Wasser, Alles dünkt ihnen ein Traum.

Es wird wieder leichter, der Regen läßt nach, hört endlich ganz auf, die Amme bis auf die Haut durchnäßt, kommt jetzt, die Kinder aus dem Nestchen zu holen. Kaum etwas feucht auf dem Rücken, sonst brodtrocken, kriechen sie hervor. „Wo ist Emil?“ ruft Gustchen mit ängstlicher Miene. „O gutes Kind, ich hab' ihn nicht gefunden, wenn er nur nicht verirrt ist!“ Was war das für ein Wehklagen unter den Kindern! Laut weinend, des Morastes nicht zu gedenken, mit welchem sie überzogen waren, kamen sie vor dem Elternhause an. Oben geht klingend ein Fenster auf, und ein liebes Stimmchen ruft herunter: „Aber ihr seid schmutzig, ich bin schon lange wieder zu Hause, und bin gar nicht naß geworden!“ Es war Emil. Die Sonne scheint gerade wieder helle; ein prachtvoller Regenbogen steht über dem Walde, über welchen vor einer Viertelstunde der liebe Gott alle seine Blitze losließ.

Der Stuttgarter Theodor.

Wie der kleine Emil vor vierzehn Tagen die schwarze Wolke zuerst hinter dem Walde aufsteigen sah mitten im Erdbeerschlag, war er unversehens auf den Fußweg gekommen und unberegnet nach Hause gehüpft, den Eltern hatte es Spaß gemacht und Aerger zugleich, da seine Geschwister und die gute Amme unnöthig in Angst gekommen waren. Der kleine Emil war ein sinniges Kind, gedankenlos und gedankenvoll, deßhalb machte er manchmal solchen Spuk. Kurz nach der Heuernte kam der kleine Vetter Theodor auf

Besuch aus der Residenz. Dem war Alles neu; er sah das ganze Leben und Treiben auf dem Lande, wie die immer neu geformten Figuren und Bilder in einem Kaleidoskop: jeden Tag neue Bilder und neue Figuren in dem so einfachen, eintönigen, sich im Grunde immer gleichbleibenden Landleben. Hatte nicht der Aette einen nagelneuen schwarzen Bock, konnten die Kinder diesen nicht alle Tage an eine andere Hecke treiben, durften sie nicht hinter der Kirche auf dem alten Kirchhofe für den Bock Heu machen? Schon einen ganzen Stall voll hatten sie eingeheimst; es war auch sehr trocken, aus Furcht aber, es könnte doch heimlicherweise noch feucht sein, sich selbst entzünden, und so eine Feuersbrunst veranlassen, liefen die Kinder des Tages wohl zwanzigmal an den Stall, öffneten die Thür und steckten die Hände in das Heu, ob es nicht warm werde. Im Grunde hätte es sie doch ein wenig gefreut, wenn das Heu angegangen wäre, war doch der Brunnen gleich dabei, und hatte doch der Theodor aus Stuttgart gesagt: „er glaube gar nicht, daß Heu sich von selbst entzünden könne!“ da wär's immerhin schön gewesen, wenn der Stadtbube Unrecht behalten hätte.

Auch Seidehasen (Kaninchen) hatten die Pfarrbuben, sie bewohnten eine untere Stube, in der der Vater zugleich eine Menge Vögel hielt. Brachte der Vater Morgens den Vögeln Futter, so durften die Kinder den Kaninchen frische Kohlblätter und Salat bringen. Das war eine Freude, wenn die Hasen dann aus den Gängen hervorkamen und so nette Männchen machten, ihre Pfötchen leckten, herbeisprangen, und den Knaben die Blätter aus der Hand fraßen! Alle Tage machten die Hasen nettere Sprünge und drolligere Sachen. Wie nun gar eines Morgens die Entdeckung gemacht wurde, daß zwei weiße Häsinnen wenigstens

zusammen acht bis neun junge Häschen bekommen hatten, stieg der Jubel der Kinder auf's Höchste. Der Ausbruch des Jubels über dieses freudige Ereigniß war so lebhaft, und die Vögel aller Gattungen im Zimmer pfiffen, zwitscherten und krächzten zu dem Jubel der Kinder so laut, daß die armen Hasenwöchnerinnen gewiß darüber Kopfweh bekommen haben.

Das schönste Stücklein aber vom Stuttgarter Theodor: wie er und der Emil geschwind noch vor dem Essen auf die alte Burg laufen wollten, die doch fast drei Stunden weit entfernt ist, wie sie aber verirrten und wieder verloren gingen, so daß die ganze Familie auszog, um sie zu suchen, bis sie am Ende von der Amme schlafend in einem Graben gefunden wurden, will ich auf's Nächstemal aufsparen.

Der Mutter Geburtstag.

Im stillen Studirzimmer an einem der Fenster, welches in den Garten hinaus sieht, sitzt der Vater und studirt. Es ist heute der 4. Juli, der Mutter Geburtstag und morgen ist's Sonntag. Gäste werden erwartet; durch das offene Fenster dringt Rosen- und Resedenduft aus dem Garten in's Zimmer. Die Rosen stehen im schönsten Flor, auch hat die Schönheit des Sommers ihren Höhepunkt erreicht. Alle Vögel, Distelfinken, Meisen und Zeisige pfeifen in dem Vogelzimmer zur ebenen Erde, daß man sie oben hört. Alle diese aber übertönt ein Schwarzkopf, welcher hinten im Garten in der Nähe des Rosenhügels das Nest mit Jungen hütet. Das Nestchen mit den bald flüggen Kleinen ist die Freude von Vater, Mutter und Kindern. Sein melodisches „du du“ macht

Meisen, Finken und Zeisige schweigen, wie das Summen der Fliegen übertönt wird vom schmetternden Schlagen eines Kanarienvogels im Zimmer. Die Gedanken zur morgigen Predigt fliegen dem Vater gleichsam zum Fenster herein, im Blumenduft und Vogelsang. Wie glänzt Alles draußen im Schmucke des Thaues, nicht minder aber innerhalb des Zimmers, welches auf's Lieblichste geschmückt ist. Die schönsten Blumenguirlanden zieren die Vorhänge, die Bilder der Eltern und Großeltern und die Büste Schillers, des Lieblingsdichters der Mutter. Eine geschmückte Torte nebst einem Teller voll Zuckermandeln, eingefaßt mit Rosenkränzen, stehen auf dem Tisch. Auf den Mandeln liegt ein Gedicht von Wilhelm, das so schließt:

„Gustchen meint die Mandeln
Haben keinen Glanz,
Dafür, sag ich: strahlt dir, liebe Mutter,
Doch der Rosenkranz."

Kleine Arbeiten der Kinder liegen daneben, selbst Emil hat mehrere Büschelchen Zahnstocher sehr zart geschnitzelt mit Rosabändchen umwickelt, seiner Hände Arbeit, hinzugethan, sammt den ersten Schreibproben. Gustchen einige Filethauben, Wilhelm, Meister schon in jeglicher Kunst, eine große Pappschachtel nebst einem dicken Pack Seidenhaar, fast ein Pfund, Ertrag der Hasenkultur, ein Präsent, das ihm besonders anerkennungswerth dünkte. Noch sind die Kinder beim Lernen. Erst wenn die Gäste ankommen, wird das Zimmer geöffnet und die Mutter zugelassen.

Der Vater hat sich nun zum Studiren eingeschlossen; durch's Schlüsselloch ruft jetzt die Mutter: „Alter! ich gehe in den Garten!" Sie wandelt mit ihrem Strickzeug zwischen den Blumenbeeten, sieht hie und da lächelnd die Lücken ihres

Blumenflors. In der blühenden Jasminlaube setzt sie sich, von der man den langen Gang hinunter sieht, mit den mannigfaltigsten Blumen rechts und links geschmückt, im Hintergrunde das Rosenhügelchen mit der Hütte. So ein Stille- und Alleinsitzen in der belebten, voller Pracht strahlenden Natur, in einem für uns wichtigen Tage ist ein Ruhepunkt, ein Stillestehen der Zeit. Lange sitzt die Mutter, das Strickzeug im Schooße und blickt sinnend aus der Laube heraus in den morgenschönen Garten. Mit dem Schlage neun Uhr hüpfen die Kinder herbei, überall im Hause haben sie die Mutter gesucht, finden sie endlich im Garten in der Laube mit Thränen in den Augen. „Warum weinst du, liebe Mutter? Onkel und Tante kommen ja heute, und dein Geburtstag ist!“ fragte der kleine Emil theilnehmend. In diesem Augenblick hörte man schon das Rollen eines Wagens auf der Landstraße. „Sie kommen, sie kommen!“ rufen die Kinder, klatschen in die Hände und ziehen die Mutter von ihrem Sitze auf. Vor der Hausthüre sehen sie schon drüben über der Straße den blinden Hansjörg stehen. „Guten Morgen, Frau Pfarrerin,“ ruft er herüber, „ich gaube der Herr Finanzrath kommen, den Wagen kenne ich am Rasseln.“ Immer näher kommt das Gefährt, Onkel, Tante und Kinder steigen aus. Der Stuttgarter Theodor ruft noch vom Gefährt aus: „Nicht wahr, ich komme bald wieder, Hansjörg? Was macht Aette's Bock, deine Hasen, Wilhelm, und die Vögel?“ „Alles nachher, lieber Theodor,“ entgegnete der Vater mit Ruhe, den das Wagengerassel aus dem Studirzimmer die Treppe heruntertrieb, die Gäste zu empfangen, und der jetzt hülfreich am Wagen stand. Die Kinder stürmen voraus die Treppe hinan, ruhig folgen die Eltern.

Wilhelm hätte des Vaters Zimmer geöffnet, hier im Festsaale des Tages wurden die Gäste empfangen. Ein O!

und Ach! aus aller Munde. Die Mutter war natürlich sehr erstaunt über die mannigfachen Geschenke, zu welchen jetzt auch noch neue von Onkel und Tante hinzukamen. Am meisten wurden Emils Zahnstocher bewundert, wovon alsbald jedes aus der Gesellschaft sich einen aneignete, was Emil sehr schmeichelte. Die Seidenhaare der Hasenkolonie freuten die liebe Mutter ganz besonders, zumal, da jetzt im Sommer noch warme Strümpfe auf den Winter verfertigt werden konnten.

Das Festmahl wird unter allseitiger Heiterkeit genossen, im kühlen Zimmer sitzt Mittags nach dem Kaffee die Gesellschaft. Der Onkel von Stuttgart erzählt von den Festivitäten, welche man den königlichen Gästen gegenwärtig veranstaltet; der liebe Vater von dem prächtigen Heuertrag und den glänzenden Aussichten zur Erndte und von der Masse Kirschen, welche heuer die Bäume tragen. Vater war auch ein Meister auf der Maultrommel, ein schmelzendes Adagio, welches wie Aeolsharfen durch's Zimmer schwebte, hielt die Gesellschaft ganz still, als ein Treppenheraufstürzen und ein unartikulirtes Geschrei aller Kinder, an ihrer Spitze den Theodor, diese feierliche Stille unterbrach. „Das Nestchen ist fort, das Nestchen ist fort!“ schrien Alle zugleich. „Das Nestchen mit den jungen Schwarzköpfen?“ — „Eben dieses, und denke nur, Aettes Gottlieb hat sie ausgenommen.“ — „Der böse Bube,“ schrien wieder alle Kinder durcheinander.

„Holt mir den Schlingel auf der Stelle,“ sagte Vater kurz und sehr böse. Unten an dem Baume, auf welchem die Schwarzköpfe brüteten, stand bald die ganze Gesellschaft. Hier auf dieser Stelle hatten die Eltern mit den Kindern die Thierchen oft belauscht: wie das Männchen dem Weibchen durch die lieblichsten Töne das langweilige Geschäft des Brü-

tens versüßte, wie die Jungen endlich ausschlüpften, die Alten sie fütterten, was war das für ein Schnäbeln und Zwitschern.

Noch einige Tage und die Jungen wären ausgeflogen. Die ganze Familie war gespannt auf dieses Ereigniß.

Das Nestchen lag jetzt zerzaust unter dem Baume; Wilhelm schleppte den Delinquenten herbei; Vater zog ihn mit einer Hand näher zum Baume, mit der andern hielt er etwas unter dem Rocke verborgen. „Hier also hast du den armen Thierchen ihre Jungen genommen, du gottloser Bube?“ fragt der Vater. „Ja,“ erwiederte dieser zitternd. „Wie hast du es gemacht? Zeig' mir, wie bist du den Baum hinauf geklettert.“ Der Bube zitterte am ganzen Leibe, kletterte aber rasch zu, wie um Vaters Zorn zu beschwichtigen. Noch war er zu erreichen, da zog der Vater schnell ein spanisches Röhrchen unter dem Oberrock hervor und gerbte des Buben bockslederne Hosen so derb durch, daß er sein Leben lang gewiß daran dachte. „So jetzt geh' und denk' an diese Züchtigung!“ fügte der Vater mahnend hinzu. Heulend trottelt der Bursche ab. — Dunkle Wolken ziehen am Himmel auf, ein heftiger Sturm tobt in den Bäumen des Gartens, klagende Laute von den ihrer Jungen beraubten Vögeln tönen dazwischen. Onkel Finanzrath läßt schnell einspannen, um vor dem Ausbruch des Gewitters die Stadt zu erreichen. — So endete dieser Tag, der wie so viele im Leben heiter begann und trübe zu Ende ging. Ueber den Verlust der jungen Schwarzköpfe konnte sich die Familie längere Zeit nicht trösten; denn auch der Alten Gesang war seitdem verstummt.

Der Kinder Puppenstube.

Habt ihr auch schon der Kinder Puppenstube gesehen? Heute ist ein nebliger Tag, es läßt sich nicht im Freien

schwärmen, wir wollen dort einen Besuch abstatten. Die Schule ist eingestellt wegen einer Lehrerkonferenz, weßhalb die Kinder einen langen, langen freien Tag vor sich haben. Morgens schon werden die Aufgaben verfertigt, Gustchen hat sich wieder hinter des Vaters Ofen gesetzt, und hat mehr als ihre Aufgabe gestrickt; schon um zehn Uhr sind sie frank und frei! Die Puppenstube ist nicht ein zierliches Haus, wie die meisten Kinder heut zu Tage haben, mit Salon, Wohn- und Schlafzimmer, mit Fenstern, Vorhängen und all' den unzähligen Kleinigkeiten, deren sie nie genug bekommen, und deren Besitz sie ungenügsam auf ihr ganzes Leben macht. Die Puppenstube ist ein alter Hühnerstall, man geht die Hühnertreppe hinauf, die Thüre ist so erweitert, daß die Kinder auf den Knieen hineinrutschen können. Drinnen sieht es behaglich aus, etwas Dämmerung herrscht vor, zumal bei dem dichten Nebel draußen; aber war man nur erst ein Weilchen drinnen, da sah man schon genug! Emil hatte in der Frühe hierinnen gescheuert und frischen Sand gestreut. Gustchen erwartete heute Mittag Frauen zum Kaffee, sie war seit zehn Uhr mit Wilhelm auch im Hühnerstall beschäftigt, und hatte gewirthschaftet, wie nur die Mutter, wenn sie Besuch erwartet. Es ist Mittags 1 Uhr, Gustchen rutscht gerade durch's Thürchen hinein, Wilhelm steigt die Treppe hinauf, und Emil ruft unten: „Habe ich nicht den Boden schön gefegt?“ „O! sehr schön!“ ruft Louischen, im Zimmer angelangt. — Drinnen stand eine alte Kiste, in welche die Hühner früher ihre Eier legten. Die Kinder hatten sie umgestürzt, und mit einem Tuch von der Mutter bedeckt, dessen Fransen bis auf den Boden hingen. Sie rückten den Tisch vor, rings herum kamen sechs runde Holzklötzchen, welche der Aette besonders gesägt hatte, und die nett um den Tisch standen wie Höckerchen. Das Hauptstück der ganzen Ein-

richtung ist aber ein alter, abgängiger Nachttisch, er liegt auf der Seite, ist vorne offen, und hat oben eine Wand. Alle Schönheiten und Raritäten, welche die Kinder besitzen, sind in demselben aufgespeichert. Zur Zierde des ganzen Zimmers steht aber auf ihm eine alte Lampe. Nach und nach entdeckt man an der Wand des Gemachs einige schöne Gemälde alle selbst illuminirt und von Wilhelm angenagelt und aufgeklebt. Der beiden Knaben Armatur: Säbel und Flinten, hängen auch da, und die Puppen der Mädchen stehen und sitzen an den Wänden umher. Viel Platz sich zu bewillkommnen, findet man nicht, deßhalb ist es am Besten, man setzt sich gleich. Die Kinder sitzen auch und erwarten die Besuche. Bärbele und Kathrindchen kommen, Gottlieb ist wegen seiner Unmanierlichkeit im Zimmer nicht wohl zu dulden, auch haben die Kinder das Nestchenausnehmen nicht vergessen.

Jetzt kommt aber der Besuch. Gustchen streckt eben den Kopf aus dem Thürchen. „Ei das ist recht schön, daß Sie kommen, Frau Schultheißin“ (es war aber nur das Bärbele); hinter dieser kommt das Kathrindchen. „Ah, Frau Schulmeisterin, Sie kommen auch, das ist recht brav!“ Die Gäste steigen die Treppe hinauf und kriechen in's Zimmer. Da sitzt nun die kleine Gesellschaft; Gustchen holt aus der Etagere Tassen, und Emil, der die Magd macht, kriecht schnell hinaus und das Treppchen hinunter, und holt den Kaffee über dem Hof drüben in der Küche. Lieschen, die Magd, brummt immer etwas über die Kinderwirthschaft, wenn aber Emil kommt und etwas begehrt, brummt sie nicht und ist sehr freundlich. Sie gießt ihm ein wenig Cichorienbrühe in ein Näpfchen und Milch in ein anderes. Mit beiden Geschirren kommt er gut die Treppe hinunter und über den Hof bis vor die Stiege des Hühnerstalls. Gustchen hat ihn schon hertrippeln hören, und streckt eben wieder das Näschen zur

Thüre hinaus. „Hast du den Kaffee?“ — „O ja, aber ich kann ihn nicht mehr halten, er brennt mich so sehr; bitte, komme doch schnell herunter!“ — „Stelle ihn nur auf den Boden,“ sagte Gustchen. Emil machte den Versuch, sich auf ein Knie niederzulassen, aber o weh! in diesem Augenblick wird's ihm zu heiß, Kaffee und Milch mit den Töpfchen liegen auf dem Boden. Ein Zettergeschrei Emils und Gustchens ruft die Eltern an's Fenster, alle vier Kinderköpfe strecken sich oben durch das Hühnerloch und bedauern den guten Kaffee. „Dießmal aber warst du doch recht dumm!“ schrie Gustchen an den ganz verdutzten Emil hin. Die Mutter ruft aber oben zum Fenster herunter: „Beruhiget euch und kommt doch aus eurem Ställchen heraus, ihr bekommt alle oben noch Kaffee. Eins um's andere kriecht jetzt heraus, klettert das Treppchen herunter, um oben im gemeinsamen Zimmer den Kaffee zu trinken. „Dießmal ist doch Emil recht ungeschickt gewesen,“ sagt Wilhelm oben zum Vater. „Es war alles so schön arrangirt, wie du allemal sagst, und jetzt wirft der dumme Geselle den Kaffee hin, und verdirbt uns so den ganzen Mittag!“

Noch gar manche Bilder aus diesen lieblichen Erinnerungs-Blättern möchte ich geben: den abenteuerlichen Spaziergang der Pfarrfamilie in den Wald, wo eine Zigeunerbande lagerte, an deren gastlichem Feuer der Pfarrer und seine Frau sich niederließen und sogar von ihrer Abendmahlzeit kosteten, und wo sie von der alten Zigeunermutter mit dem Segensspruch entlassen wurden: „Ist gut von dir gewesen, Pfarrer, daß du uns besucht hast, die Verachteten, Ausgestoßenen! Das Wetter wird in deinen Ort nicht schlagen, Kühe und Schafe werden Junge und Milch genug geben,

deine Kinder werden groß und schön werden, und du und deine Frau werden alt und lebenssatt in die Grube fahren! Gut Nacht." Ich möchte gern den schönen Waldspaziergang nacherzählen, den die Kinder mit der Amme machten, um Haselnüsse zu pflücken, wo sie ein Fuchsloch entdeckten und Amme ihnen schöne und grausige Sagen erzählte; oder von der lustigen Schlittenfahrt zur Fastnachtszeit, wo eine freundliche Dorfwirthin die Kinder mit Fastnachtsküchlein beglückte, von der Kirchweih, wo die Pfarrkinder, um den Backofen der Amme gelagert, die herrlichen Flammkuchen frisch von der Quelle schmausen dürfen, oder von dem prachtvollen Lustfeuer auf dem Kartoffelacker, bis eine Schilderung des herrlichen Weihnachtsfestes, des immer gleichen und doch ewig jungen und schönen, den Kreislauf des Jahres schließt. Aber ich lebe immer noch der Hoffnung, diese frischen und lebenswarmen Bilder, die auch einem Zeichner den reichsten Stoff geben würden, werden noch einmal der Kinderwelt als Bilderbuch gegeben, — und ich will deßhalb nicht das Beste oben weg schöpfen.

Die Blüthe muß abfallen, um der Frucht Raum zu geben. Die goldnen Kindertage gingen vorüber. Der Abschied von der Kindheit ist vielleicht das traurigste Scheiden des Lebens, und doch das schmerzloseste. Die Meisten sehnen es herbei, und für die Andern ist der Uebergang ein so allmäliger, daß sie ihn erst fühlen, wenn er lange, lange vorüber ist.

Der fröhliche Familienkreis im Pfarrhaus löste sich allmälig; die Brüder kamen in auswärtige Kostschulen, Auguste wurde zu weiterer Ausbildung in die Residenz gesandt.

Unter so einem Kursus: „Bildung," den ein Landmädchen in der Residenz erhalten sollte, wurde gar mancherlei

verstanden: Kleidermachen, Putzmachen, Kochen, fein Bügeln und Tanzen. Wenn's hoch kam, auch Musik, wo Talent vorhanden war, und von sämmtlichen Wissenschaften höchstens ein Bischen Französisch.

Wie Auguste daheim den besten und wesentlichsten Theil ihrer Bildung mehr der geistigen Lebensluft des Vaterhauses verdankte, als bestimmtem Unterricht, so waren auch bei dem Residenzaufenthalt die vielen Lehrstunden von minderer Bedeutung für ihre innere Entfaltung als der erweiterte Kreis der Familie, unter dessen verschiedenen Elementen sie sich frei und heiter bewegte, ohne just viel Politur anzunehmen.

In der Nähschule war sie der allgemeine Liebling, wie denn Alt und Jung ihre herzgewinnende Freundlichkeit rühmt, auch schon in den frühen Jahren, wo sonst die Jugend in unbewußtem Egoismus nur für sich und für Jugendgespielen lebt.

Von allen Bildungselementen nahm sie nur in sich auf, was für ihre Eigenthümlichkeit taugte; für Poesie hatte sie immer einen warmen, offenen Sinn, aber dabei von aller Sentimentalität frei, und auch in der Zeit, wo man gar gerne begeistert nachbetet, was eben an die große Glocke der Zeit geschlagen hat, hielt sie ihr eigenes Urtheil frei und unbefangen, die humoristische Ader des Vaters floß auch durch das warme überwallende junge Mädchenblut.

Ein Onkel nahm sich ihrer wissenschaftlichen Ausbildung an und lehrte sie französisch. Sie hat sich aber auf diesem Gebiet keine Lorbeeren errungen, weder Talent noch Lust für Sprachstudien war groß bei ihr, alle festen, gegebenen Formen widerstrebten ihrer freien Natur. Moden und Handarbeiten konnte sie immerhin nach eigenem Geschmack umformen, aber Sprachen, — ach die leidigen Deklinationen und Konjugationen fügen sich keiner Individualität! Sie besuchte pünktlich

die Lektionen, arbeitete pflichtgetreu ihre Aufgaben, um so lieber, als der Onkel eine geistig bedeutende, ihr imponirende Persönlichkeit war, — aber als sie eine Cousine fragte: „machst du auch progrès in deiner Stunde?“ antwortete sie unschuldig: „nein, das läßt mich mein Onkel nicht machen.“ So ist sie denn bald wieder ganz und gar zur Muttersprache zurückgekehrt, und so wie sich ihr Leben gestaltete, durfte auch sie und die Ihrigen den Mangel an Sprachkenntnissen nicht beklagen.

Selbst mit dem Deutschen hat sie's so genau nicht genommen. Die Kornblumen im Aehrenfeld, wie ein chevaleresker Dichter die Schreibfehler der Frauen nennt, fanden sich in reichlicher Fülle in ihren schriftlichen Arbeiten; ihr rascher und lebendiger Gedanke flog stets dem Wort voran, so ging sie auf merkwürdige Weise mit der Orthographie um und behandelte und verwandelte b und p, v und f, d und t ganz nach Belieben, ohne alle Rücksicht auf Sprachregeln.

Von der Residenz kehrte sie wieder gerne zur Heimath zurück mit einer Cousine, mit der sie von da an bis zum Tode die herzlichste Freundschaft verband. Jetzt nahm sich der Vater ernstlich ihrer Studien an, er unterrichtete die Mädchen in Geschichte, Geographie, und dieser Unterricht, in des Vaters eigenthümlicher, heiterer, frischer Weise gegeben, fand denn auch leichten Eingang in ihren offenen Sinn und hat ihn geweckt für alles was groß und bedeutsam ist in Vergangenheit und Gegenwart.

Sie hat nie, wie andere junge Mädchen, die Leidenschaft des Romanlesens gehabt, sie konnte mit Wärme und Interesse sich in ein Dichterwerk vertiefen, aber das schmachtende, schwärmerische Untergehen in diesen erträumten Welten, das krankhafte Jagen von einer Unterhaltungslektüre zur andern blieb ihr fremd, auch noch ehe ein ernster, ganz aufs Ewige ge-

richteter Sinn sie von profaner Lektüre abwandte; sie hatte früh gelernt allein zu sein mit ihren eigenen Gedanken und kam so nicht in die Gefahr, in einer fremden Phantasiewelt unterzugehen.

Um so lebendiger war der Eindruck, den einzelne gute, oftgelesene Werke auf sie machten; noch sehr jung fand sie einst zufällig in einem Notenbuch Bürgers Ballade: des Pfarrers Tochter von Taubenheim, die sie auf so furchtbare Weise erschütterte, daß sie fast krank davon wurde, und sich wochenlang nicht von dem Eindruck erholen konnte.

Die Herrlichkeiten der Welt: Bälle, große Gesellschaften, hat sie nur im Vorübergehen gekostet, jung und lebenswarm, wie sie war, ist doch ihr Herz nie daran gehangen; von dieser Seite her hat die Welt nie einen Halt an ihr gehabt. Ein stilles Morgenstündchen im Garten, ein einsamer Gang oder ein fröhliches gemeinsames Hinausziehen in den schönen grünen Wald, eine heitere Tafelrunde mit lieben Gästen, — das waren ihre liebsten Jugendfreuden, — an die gewöhnliche Gattung von Mädchenfreundschaft mit ihrem nichtigen Geplauder, ihren kindischen Interessen hat sie sich nie zersplittert.

Jung ist freilich ihr Herz auch gewesen und hat seine Träume und Ideale gehabt, Träume, von denen Uhland so schön sagt:

Der Himmel hört ihr Flehen
Und lächelt gnädig: nein,
Und läßt vorüber gehen
Den Wunsch zusammt der Pein.

In welchem tieferen Gemüth ist nicht einmal ein Vineta erträumten Glückes versunken? Laßt sie ruhen im Frieden!

Das geistige Leben im Pfarrhaus gestaltete sich immer

reicher und lebendiger, je mehr durch die Kinder neue Elemente dazu kamen. Wundersame Räthsel und Charaden wurden gedichtet, an denen sich der Scharfsinn der Jugend erschöpfte, gemeinsame Lust- und Trauerspiele verfaßt, zu denen Jedes eine Scene lieferte; mit einer sehr geliebten Schwester des Pfarrers ging ein rascher brieflicher Verkehr mit allerlei sinnigen Räthselaufgaben und Wortspielen hin und her, und Auguste verstand am meisten von allen Geschwistern in des Vaters Art und Weise einzugehen.

Daneben aber sorgte die gute Mutter, daß die Uebung häuslicher Fertigkeiten nicht versäumt blieb. Der große Haushalt, die vielen Gäste, die heranwachsenden Brüder, gaben reichlichen Stoff zu Uebungen mit Kochlöffel und Nadel. Der Segen einer guten, festen häuslichen Erziehung hat sich auch an ihr bewährt, — nicht nur die Fertigkeit der Hand, auch der sichere, richtige häusliche Takt, der Sinn für Ordnung und Pünktlichkeit blieben eine feste Grundlage bei ihr, bei all der freien, heiteren, oft genialen Weise, neben allen geistigen Interessen und Bestrebungen, die sie bewegten, und machten sie zur guten Mutter ihrer Töchter, zur treuen, umsichtigen Hausfrau, selbst als ihre fleißigen Hände ruhen mußten.

Das „Jungfer‘ Gustele war das Licht und die Blume des Dorfes, ein heller Sonnenstrahl in den Hütten der Armen und in den Häusern der Wohlhabenden, überall willkommen und geliebt in ihrer natürlichen, herzlichen Freundlichkeit, die rechte Hand der Eltern im Geben und Wohlthun. Sie war eine lieblich anmuthige Erscheinung, so jugendlich und morgenfrisch mit den klaren, himmelblauen Augen, der blühenden Gesichtsfarbe, über deren reine Weiße Sonne und Luft keine Macht hatten, und den wunderschönen, langen seidenweichen Haaren von glänzendem Lichtbraun, die ich nie

in solcher Fülle und Schönheit gesehen habe. Sie wallten wie ein Mantel um sie fast bis zur Erde, wenn sie aufgelöst waren. Leid und Zeit haben diese schönen Flechten nicht geraubt und nicht gebleicht, nur dunkler ist ihre Farbe geworden.

Einige Stunden von Augustens Heimathort entfernt, in dem Dorfe B., lebte als Pfarrherr ein Schwager ihres Vaters, wie dieser ein gar heiterer, humoristischer Mann, und Auguste war ein gern gesehener Gast in dem Pfarrhaus, wo ein junges Mädchen fast gleichen Alters war. Auch war dort eine ältere unverheirathete Taute, eine der liebenswürdigen alten Jungfern, heiter, gescheidt, unverbittert mit warmem Herzen, wie sie oft zu Lieblingen und Vertrauten junger Mädchen werden. Mit der Tante plaudert man so manches, was man nicht den Muth hat, der Mutter zu sagen.

Auguste, nun achtzehn Jahre alt, war eben als Gast im Pfarrhaus, als mit andern jungen Leuten auch ein Repetent von Tübingen da war. An den Verkehr mit jungen Männern gewöhnt, blieb sie auch dem Fremden gegenüber ganz und gar in ihrer unbefangenen Weise, und ahnte nicht, wie sehr eben diese ihn bezauberte, wie der sonst so ernste, junge Mann mit stillem Entzücken den Volksweisen lauschte, für die ihre liebliche Stimme wie geschaffen war, und warum der Herr Repetent erstaunlich gefällig gegen den Onkel wurde, und ihm eine Predigt um die andere abnahm.

Ob sie wirklich so ganz und gar nichts geahnt? ob überhaupt ein Mädchen, wie jung und unbefangen sie auch sein mag, je ganz blind bleibt für den Eindruck, den sie

auf einen Mann macht? — ich will es nicht entscheiden; vielleicht war es doch nicht ganz zufällig, daß in den nächsten Tagen bei einer vertraulichen Besprechung mit der Tante das Gespräch auf Verlieben, Verloben, Heirathen und dergleichen anziehende Materien kam. „Ach, wie käme ich in Verlegenheit,“ sagte das junge Gustele, „sag' nur, Tante, was sagt man denn, wenn ein Mann um einen anhält, in den man nicht gerade verliebt ist, und den man doch auch nicht gern ganz fortschicken möchte?“ — „Je nun,“ meinte die erfahrene Tante, „da sagt man eben: man achte und schätze ihn, aber man könne sich nach so kurzer Bekanntschaft noch nicht entschließen u. s. w.“

Nach einigen Tagen, an einem Sonntag, kam der Repetent wieder, und diesmal seine Eltern mit ihm, und er hielt eine sehr schöne und feurige Predigt über die christliche Liebe, daß die Bauerweiber von B. die hellen Thränen vergossen. Am Nachmittage aber gelang es ihm, Auguste allein zu treffen, und das arme Kind mußte wirklich die große Lebensfrage: willst du mein sein? aus seinem Munde hören. Alle ihre sonstige Unbefangenheit ging unter in dem natürlichen mädchenhaften Bangen bei diesem großen Wendepunkt, es fiel ihr auch gar nichts ein, was sie sagen konnte, als das Sprüchlein der Tante: daß sie ihn achte und schätze, u. s. w. Der Freier aber, der mehr wünschte, als nur eine Hoffnung, drang inniger in sie. „Ach sehen Sie, Herr Repetent,“ sagte sie, „ich kann unmöglich mehr sagen, ich habe seither alle Menschen gern gehabt . . . .“ — „Mich auch?“ fragte sein Vater, der von ganzem Herzen die liebliche Braut für seinen Sohn wünschte, und der unvermerkt herzugetreten war. „Freilich, Sie auch, Herr Spezial,“ sagte sie mit all ihrer wiedergekehrten kindlichen Unbefangenheit, und so unbeschreiblich reizend erschien sie in diesem

Augenblick, dem kühnen Werber, daß er sie ohne Weiteres auf die frischen Lippen küßte.

„Das war doch schrecklich von ihm!“ meinte sie nachher, „denn natürlich, nachdem er mich einmal geküßt hatte, mußte ich doch ja sagen.“ Der Meinung waren auch die Eltern, die wohl wußten, in welche gute und treue Hand sie ihr Kind gaben. Und sie hat es nicht bereut, daß sie sich so überraschen ließ; jener Kuß hat einen Bund besiegelt, der wohl durch schwere Leiden geprüft und bewährt wurde, dessen Segen aber auch noch über die Grenzen dieses Lebens hinüberreicht in das Land der Verheißung.

Fast möchte man beklagen, daß ein so lieblicher Mädchenfrühling so früh schon dem Stande sommerlicher Reife zugehen sollte, denn wie schön, wie reich und beglückend auch der Brautstand sein mag, der träumerische, unbewußte Reiz des Mädchenlebens ist es nicht mehr. Auguste selbst aber versicherte mich später oft: „Glaub' nur, es war mein größtes Glück, daß ich mich so jung verlobt, mein Wesen war viel zu lebhaft und zu erregbar, ich wäre in hundert Dummheiten gekommen.“

Der glückliche Bräutigam verstand und erfaßte auch mit voller Seele die Aufgabe, die so große Jugend der Braut dem Manne auflegt, dem sie sich zu eigen gegeben. Die reichliche Correspondenz, die während des zweijährigen Brautstandes geführt wurde, enthielt nicht ein bloßes Liebesgekose, er suchte nach jeder Seite hin bildend und belebend auf ihre junge Seele zu wirken, und ihren geistigen Gesichtskreis zu erweitern. Mit all' ihrer Lebendigkeit ging sie auf seine Idee ein und brachte ihr eigenthümlich reiches Leben in jede, anscheinend trockene Aufgabe. Eine Schilderung des Mittelalters, die der Bräutigam von ihr wünschte, kleidete sie in einen Brief, den sie als Ritterfräulein (das natürlich

in einem Kloster schreiben gelernt hatte), an den ‚ehrenvesten Ritter, ihr trautes Lieb', schrieb, und in welchem sie Personen und Begebenheiten aus ihrer nächsten Umgebung auf die anmuthigste Weise in das Gewand des Mittelalters kleidete. Daneben arbeitete sie gar emsig an der Aussteuer, und ich versichere meine jungen Leserinnen, so jung sie sich verlobt, und so viel und mannigfaltig ihre Beschäftigungen waren, sie verstand fein Weißnähen, das Zeichnen des Weißzeugs, und Strümpfe mit Maschen zu stopfen, so gut, wie ich es selten gefunden.

Daneben war sie ein gehorsames Töchterlein, die sich des Vaters Willen fügte, auch da, wo sie ihre bräutliche Selbstständigkeit hätte wahren dürfen. Nach seinen älteren Begriffen von der Würde und Sitte des bräutlichen Verhältnisses verlangte der Vater, daß sich das Brautpaar Sie nennen sollte, auch schrieb er vor, daß sie zur Anrede an den Geliebten jederzeit in ihren Briefen „Theurer Freund!" setzen solle; das wurde ihr mit der Zeit doch zu steif und sie bat, ihn mit seinem „Familiennamen" lieber E . . . . anreden zu dürfen; auch das wurde gnädig gestattet, zuletzt aber verstieg sie sich noch höher und bat um „lieber Theodor" und das vertrauliche Du bei der Anrede; das hielt schon sehr schwer, ging aber am Ende doch auch noch siegreich durch.

Im Herbst des Jahrs 1833 zog das junge glückliche Ehepaar in Marbach, der Geburtsstadt Schillers als seiner neuen Heimath ein. Die junge Frau hatte beim ersten Besuch alle Herzen gewonnen, sie gab sich so ganz einfach, herzlich und natürlich, Jedem dünkte sie gerade recht, die Höchstgebildeten fühlten sich ihr nicht überlegen, die Ein-

fachsten nicht untergeordnet, durchaus liebenswürdig und anspruchslos, war sie überall an ihrem Platze und Alles war bemüht, ihre Zuneigung zu gewinnen.

Wie es die löbliche schwäbische Sitte mit sich bringt, wurde die Frau Diaconus der Reihe nach in jedes Honoratiorenhaus eingeladen, und es kostet bei einem solchen Cyclus kein geringes Studium, immer wieder mit neuer Bewirthung aufzutreten. Wenn die Frau Speziälin Butterkuchen zum Eintunken hatte, die Frau Apothekerin Hefenkranz und die Frau Oberamtmännin Gugelhopfen, — was blieb dann noch der Frau Oberamtsärztin übrig? In Kuchen gibt es schon größere Mannigfaltigkeit, da hat jede Frau ihr eigenes Bravourstück, das ihr am Besten geräth und das sie am Liebsten macht. — Man mag über diese Visiten denken wie man will, sie sind nun einmal Landessitte, und sind der Hauptschlüssel, der zuerst alle Thüren geselligen Umgangs aufschließt, damit man sich so allmählig sein Lieblingsstübchen aussuchen kann.

Auch Auguste fügte sich der Sitte und ließ sich geduldig von Haus zu Haus einladen; wohin sie kam, brachte sie ein neues Element mit. Diese durchsichtige Klarheit, diese rückhaltlose Offenheit, gemildert durch die Sanftmuth eines liebevollen Herzens bei all der lieblich blühenden Jugend, war eine neue, fast unerhörte Erscheinung in den kleinen Kreisen. Sie ließ sich ihre Guitarre bringen und sang mit ihrer süßen, anmuthigen Stimme unsere schönen Volkslieder, sie half den Kindern zu fröhlichen Fastnachtscherzen, sie gab den jungen Mädchen guten Rath zu Balltoiletten, ließ sich von den Frauen belehren über Haushaltungsgegenstände und konnte recht gesetzt und sachverständig mit ihnen plaudern über den vortrefflichen Flachs, den ihr Heimathsdorf erzeugt, über Hand-

gespinnst und solches vom Spinnrad, über die besten Spinnerinnen und die redlichsten Weber.

An geistigem Leben und an Reichthum des Gemüths einem großen Theil ihrer Umgebung überlegen, kannte sie doch keine Art von geistiger Aristokratie und gab sich Jedem mit natürlicher Freundlichkeit hin.

Visiten, Casino's, alles was zur Geselligkeit kleinerer Städte gehört, waren übrigens nicht eben nach ihrem Sinne, es wurde ihr gar nicht schwer, nach dem Wunsch ihres Gatten sich allmälig, ohne irgenwie zu verletzen, von all den größeren Gesellschaften loszumachen und sich auf einen kleinen Kreis gewählter Freunde zu beschränken.

Ihr eigen Haus war ja die liebste und sonnigste Heimath, belebt durch liebe Besuche von Eltern, von Geschwistern und Verwandten, besonders den Eltern ihres Gatten, die in der Nähe waren und an denen, vor allem an der Mutter, sie mit kindlicher Innigkeit hing.

In dem Verkehr mit dem Volke, seine richtige Beurtheilung, die herzliche Theilnahme an Freud' und Leid auch der Geringsten, war sie von Kind an hineingewachsen und verfiel so nie in den herablassenden, mitleidig wohlwollenden Ton, mit dem oft junge Pfarrfrauen beim besten Willen die Leute mehr ärgern als erfreuen. Freilich begegnete ihr's, als eine Bürgersfrau in den ersten Tagen ein Küchengrüßlein brachte, daß sie die Flaschen verwechselte und ihr statt Wein ein Glas Essig vorsetzte, ein Glück wars, daß sie ihr ein Stück Biskuit, noch einen Rest von der Hochzeit her, dazu gab, denn in pflichtschuldigem Respekt vor der Frau Helferin tunkte das gute Weib den Essig rein aus, und ließ kein Tröpflein übrig. Es war großer Jammer im Helferhaus, als der Irrthum nachher entdeckt wurde, die

Frau ward durch eine ganze Flasche guten Wein reichlich entschädigt.

Ich war damals eben sechzehn Jahre alt, seit Kurzem zurückgekehrt von den Mädchenstudien in Stuttgart, und betrachtete die junge Frau nur aus einer gewissen Ferne mit stiller Liebe und Zuneigung. So gering der Unterschied unserer Jahre, so jung und frisch ihr Wesen war, so schien mir doch der Abstand von einer Frau und einem Mädchen gar zu groß. Ein Austausch von Stickmustern führte uns allmälig näher, und endlich, gegen Weihnachten, als ich gern für die kleine Pflegeschwester Puppen gekleidet hätte, und nicht gut damit zu Stande kam, da ich die edle Kunst in meiner eigenen Kindheit wenig geübt hatte, bot mir Auguste sehr freundlich ihre Hülfe an: sie war selbst noch Kindskopf genug, um recht mit Lust sich dieser geschäftigen Spielerei zu widmen. Hocherfreut zog ich mit dem ganzen Quark von Puppen und bunten Fleckchen zu ihr, wir schneiderten und schusterten, schufen ganze Puppenfamilien, plauderten dabei ein gut Stück zusammen und fanden bald, daß wir zusammen gehörten. In der Abenddämmerung an der Klavierecke kam's endlich einmal zu einer förmlichen Erklärung, daß wir uns Beide herzlich lieb haben, und glücklich, o wie glücklich, zog ich mit diesem unendlichen Gewinn nach Hause.

Ich konnte noch nicht wissen, wie reich und segensvoll diese Freundschaft für mich werden sollte, aber schon in ihrem Beginn war sie glück- und freudebringend für mich, — einer der hellsten Punkte eines heitern Jugendlebens.

Selten wird wohl eine Frau, glücklich und zärtlich, wie sie war, noch in der ersten Fülle des jungen Eheglücks viel für eine Freundin sein können, aber ihr Herz war reicher als gewöhnliche Herzen, und ihr Gatte wurde sicher nicht

verkürzt durch alles, was sie der Freundin gab. Für ein junges Mädchen hatte der Einblick in den ungetrübten Himmel ehelichen Glücks, auf dem noch der anmuthige Duft der Flitterwochen lag, einen besondern Reiz.

Ich weile gern bei diesen Tagen, die auch in ihrem Leben die von außen ungetrübtesten waren; es war so schön, wenn wir Spaziergänge und Entdeckungsreisen auf den freundlichen Hügeln um die gute alte Stadt her, an den schönen schattigen Ufern des Neckars machten, fröhliche Pilgerfahrten bei Tag und sogar in mondhellen Nächten, an den immer gastlich offenen Herd des freundlichen Pfarrhauses; es war so ergötzlich, als wir einmal von einem Regen überfallen wie gebadete Mäuse nach Hause kamen, wo ich mich gänzlich in die Frau Helferin umwandeln mußte. Wie harmlos und freundlich die kleinen Gewitterschauer, die auch der glücklichsten Ehe nicht erspart bleiben!

So hatte einmal der Mann Tag für Tag den Wunsch ausgesprochen: „Fraule, ich sollte neue Pantoffeln haben.“ — „Ganz recht, Alterle,“ sagte das Fraule, machte aber, wie es schien, nicht die mindeste Anstalt, für das Verlangte zu sorgen. Die Geduld des Mannes war wirklich groß, endlich aber brach sie, als nach Wochen eben immer noch die alten zerrissenen Pantoffeln da standen. „Frau,“ sagte er nun im Tone tiefgekränkter Würde, „wenn du auch nicht einmal diese kleine Aufmerksamkeit für mich hast, so muß ich mir selbst verschaffen, was ich brauche,“ und stürmend und schmollend zog er in seine Studirstube ab.

Gerade heut aber waren die neuen Pantoffeln fertig geworden, die Auguste für ihn gestickt hatte und nur hatte zum Geburtstag aufheben wollen, ganz hübsche Pantoffeln, königsblau mit schwarz karrirt, gerade wie das Muster seines Schlafrocks. Sie stellte sie fein sachte an das ge-

wöhnliche Plätzchen am Ofen und wartete mit leiser Ungeduld, bis der schmollende Löwe sich aus seiner Höhle herabbegeben werde.

Und er kam allmälig; gar zu lange konnte er's in der Einsamkeit doch nicht aushalten, er kam als leo magnanimus mit der großmüthigen Absicht, noch einmal zu vergeben, gegen das Versprechen der Besserung. Siehe, da standen die Schuhe, die redenden Zeugen, daß sie seinen Wunsch nicht vergessen, daß sie all die Zeit her sich für ihn beschäftigt hatte! Da ward der großmüthig Verzeihende selbst zum Bittenden, und der kleine Sturm löste sich in einen Frühlingsschauer doppelter Liebe und Zärtlichkeit auf. — O, wie kurz war es dieser Liebe vergönnt, sich in ungetrübtem Morgenschein, in solch leichtem Sonnenregen zu wiegen! Bald, gar bald sollte sie sich bewähren als die Liebe, von der Auguste in „Aennchen von Tharau" so lieblich sang:

Recht als ein Palmenbaum über sich steigt,
Hat ihn erst Regen und Sturmwind gebeugt:
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Nach manchem Leiden und traurigen Loos.

Es kam eine schöne Zeit der Schillerbegeisterung; wir Bewohner seiner Geburtsstadt glaubten das Recht zu haben, das Denkmal des Dichters für diese zu gewinnen und ergriffen die Idee mit voller Begeisterung. Wir schrieben Briefe an alle Welt, machten Gedichte, die wir nicht wagten, drucken zu lassen, und suchten Himmel und Erde zu bewegen für ein Schillerdenkmal in Marbach.

Und als uns nicht der Sieg, aber doch ein ehrenvoller Rückzug zu Theil wurde, die Mittel, wenigstens einen Hain anzulegen, der dereinst das Denkmal des Dichters sollte aufnehmen können; als ein schöngelegenes Stückchen rauhes

Haideland, „das Schelmengrüble" genannt, zur Schillershöhe umgeschaffen wurde, da lustwandelten wir Tag für Tag unter den fleißigen Arbeitern, lobten und ermunterten sie und erquickten sie mit Wein.

Auch einen Liederkranz natürlich hatte die kleine Stadt, die Jugendheimath eines Dichterkönigs, und der Liederkranz wünschte sehnlich mit einer Fahne wie andere Genossen aufziehen zu können. Da verstanden wir Beide uns zur Ausführung des Kunstwerks: auf meinen Antheil fiel eine Lyra auf blauem Grund in Lorbeerzweigen, Auguste war besonders geschickt in Plattstickerei; die mehr freie und schaffende Art dieser Arbeit, wo nur der äußere Umriß gegeben und Ausführung und Farbenwahl frei ist, taugte am besten für ihre lebendige zwanglose Weise. Nie konnte sie sich zu dem zahmen, mechanischen Nachbilden ganz vorgezeichneter Muster bequemen. Sie hatte zu allen weiblichen Handarbeiten Geschick, aber selten die Geduld; in der Regel fing sie etwas nach dem Muster an, verfiel aber alsbald ins Phantasiren und führte es gänzlich nach eigenem Geschmack aus. Es fiel aber meist hübsch aus, wenn es zuerst auch noch so unversprechend aussah.

An der Fahne also hatte sie die Hauptparthie übernommen: einen bunten Kranz auf weißer Seide, dessen Blumen in ihren Anfangsbuchstaben den Namen der Stadt bildeten.

Das Kunstwerk gelang vollkommen und die Fahnenweihe wurde mit einem gloriösen Fest begangen. Ein dichtendes Mitglied des Liederkranzes besang die Fahne, wobei unter anderem der Kranz folgendermaßen geschildert ist:

Und des Blumenkranzes Theile
Reden sinnreich ohne Wort,

Sieben Blumen schön bezeichnen
Sinnig Schillers Heimathort:
M a i e n b l u m e und A u r i k e l:
R o s e n, B u c h s des Kranzes Mittel,
A s t e r, C r o k u s, H y a z i n t h
Schließen hübsch des Kranzes End.

Dieses, mindestens 8 — 10 solcher Strophen lange Gedicht wurde von dem Liederkranz vor jedem Hause der Spenderinnen abgesungen. Abends wurde das Fest im Saale des Hirschwirths mit einer Feier beschlossen, dasselbe Gedicht ward nochmals gesungen, sodann unter der aufgepflanzten Fahne von einem jungen Lehrer ästhetischer Richtung abermals deklamirt, bis mit verschiedenen zuerst besondern und dann allgemeinen Hoch's die erhebende Feier schloß.

Die Schlußstrophe des Gedichts lautete:

Führen auch des Schicksals Gleise
Uns einst fort vom Sängerkreise,
Leben uns die Namen doch
E.......r und R.....ß hoch.

Da uns nun das Gedicht etwa viermal vorgesungen und einmal vordeklamirt wurde, so prägte sich natürlich dieser schöne Refrain tief in unser Gedächtniß ein und erinnerte uns immer auf ergötzliche Weise an unsere Verdienste.

Wir sind aber nicht immer in Lachen und Scherz beisammen gewesen, wir haben viel ernste und erhebende Stunden zusammen verlebt: stille Dämmerstunden, wo ich mein eigenes Lauscheckchen am Klavier hatte, wo sie mit ihrer süßen Stimme meine Lieblingslieder sang und ich meinen jungen Träumen und Thränen freien Lauf ließ. Dies gestaltlose Träumen, die süße unbestimmte Wehmuth junger Herzen fand aber wenig Sympathie bei ihr. So warm sie

die Poesie des Herzens zu wahren wußte, — sie wollte wahr und klar sehen und lachte gutmüthig zu dem Weltschmerz schwärmerischer Gemüther, die oft mehr unverständig als unverstanden sind.

Aber frühe, so lang sie denken konnte, hatte sich ihr Geist dem Ewigen, dem Uebersinnlichen zugewandt, und an manchem stillen Abend, wo wir im Dunkel zusammensaßen, tauschten wir unsere Gedanken aus über Zeit und Ewigkeit, über die heiligen Geheimnisse der Zukunft. Ihre Gedanken schweiften damals gar frei und weit, sie baute sich gern eigene, luftige Systeme, während mir immer Bedürfniß war, das Wort, das uns gegeben, mir im Glauben eigen zu machen; in Vielem aber waren wir einig, und schon das gemeinsame Suchen ist ja ein Segen.

Zum tiefsten Ernst kam freilich auch oft wieder der Scherz, und wenn uns der Weg zum Himmel oft so hoch und schwer schien, wenn wir erwogen, welche ernste Verläugnung, welches tiefe Erkennen dazu gehöre, um im Glauben das Ewige zu ergreifen, da kam uns oft, gar oft das Bedenken: „ja, was fängt man aber drüben einmal mit den Gassenleuten an?“ unter den „Gassenleuten“ verstanden wir nicht sowohl die Armen und Geringen, als die Menge, wie sie sich von außen ansieht, die uns so stumpf und gedankenlos hinzuleben schien. — Sie lächelte später oft über unsern damaligen, dünkelhaften Irrthum; sie, die gute Seele mit ihrem reichen und warmen Herzen, hat verstehen lernen, besser, viel besser noch als ich, was man mit den Gassenleuten anfängt, wie der Herr gerade unter den geistlich Armen seine verborgene Gemeine hat, und wie die demüthige, herzliche, suchende Liebe da Seelen gewinnt, wo der geistliche Hochmuth sich vornehm abwendet mit dem Gedanken: ich danke dir Gott, daß ich nicht bin, wie dieser Einer.

Eine der ersten Prüfungen des jungen Ehestandes war die monatelange Krankheit der Dienerin, die immer wieder aufs neue, immer heftiger, in immer andern Gestalten auftrat, und indem sie die arme Person launig und empfindlich machte, die Geduld der Herrschaft aufs Aeußerste prüfte. Auguste bewährte diese Geduld in reichem Maße, sie selbst versah die meisten Arbeiten des Mädchens, pflegte sie unermüdet mit eigener Hand, brachte mit der vollen Zustimmung des Gatten auch jedes pekuniäre Opfer, das die lange Krankheit forderte, und willigte erst auf des Mädchens eigenen Wunsch ein, sie zu entlassen. Wie hier, so führte sie immer, im Verhältniß zu den Dienstboten, ihr Herz den besten Weg, den Andere mit mühseliger Ueberlegung und vernünftigen Grundsätzen nicht finden. Sie konnte vielleicht in den ersten Zeiten langer Kränklichkeit heftig und ungeduldig gegen ihre Leute werden, vielleicht auch augenblicklich ungerecht in der Beurtheilung, aber sie hatte ein Herz, ein wahrhaftiges und warmes Herz für sie, ein wirkliches Verständniß ihrer Lage, ein lebendiges Eingehen in ihre Freuden und Leiden, eine mütterliche Wärme im Ermahnen, — nie und nirgends ein innerliches Erheben über sie. Sie ist geärgert und getäuscht worden, wie vielleicht alle Frauen, aber Liebe hat sie gefunden wie Wenige.

Es kam der Gipfelpunkt ihres irdischen Glücks: die erste Mutterfreude. Als ich sie leise, leise, nur mit einem Blick und Händedruck begrüßte nach der Nacht, die ein Töchterlein gebracht, als sie bleich und erschöpft und doch aufgelöst im Gefühle des Dankes und Glücks dalag, das Kindlein neben sich, — da habe ich meine ersten Freudenthränen geweint. Es fielen auch bittre Tropfen in diesen Freudenbecher: nach vielen peinlichen, standhaft ertragenen Schmerzen mußte die junge Mutter dem Glück entsagen, ihr Kind selbst

zu stillen; ein langes schmerzhaftes Leiden an der Brust folgten, das vielleicht schon begann, ihre zarte Natur zu untergraben.

Aber das Leiden ging vorüber und das Kindlein gedieh wie ein junges Röslein, ein fröhliches, kräftiges Kind. Mir war, mit dem Egoismus der Jugend, vorher oft bang gewesen, daß ein liebes Kind die Freundin zurückdrängen müsse, daß die Sorge und Pflege des kleinen Geschöpfs unsere gemüthlichen Plauderstündchen verkürzen werde. Da blieb kein besseres Mittel als das des Don Karlos:

Und ich beschloß, dich grenzenlos zu lieben,
Weil mir's an Muth gebrach, dir gleich zu sein.

Ich hatte die kleine Marie recht von Herzen lieb und konnte nun das Glück der Eltern theilen; wie lieblich war's, diese erste Entfaltung zu belauschen, das erste bewußte Lächeln, das allmälige Erkennen!

Ich durfte mit den Eltern und der Kleinen den ersten Besuch in Augustens Elternhaus machen, das mir lange schon als ein wahres Eldorado vorgeschwebt hatte, und es war eine schöne, freundliche Zeit in dem poesiereichen Pfarrhaus. Ein heiterer Austausch von neckischen Liedern und Charaden begann mit dem immergrünen Pfarrherrn, manchmal pilgerte ich in der lichten Morgenfrühe durch das herrliche Thal hinüber nach Nürtingen, zu meiner alten Großmutter, oder wir nahmen das Kind im Wägelchen mit, hinaus auf die Wiese oder in den Wald, es sah so wunderbar drein mit den großen braunen Augen, wir erkannten noch nicht in diesem ernsten, geistigen Kinderblick das geheimnißvolle Siegel, mit dem es frühe schon zum Eigenthum des Himmels geweiht war, und kehrten fröhlich mit dem noch gesunden Kind wieder nach Hause.

Es gibt nichts Schöneres als den Besuch einer Frau mit den eigenen Kindern in ihrem Vaterhause. Die gesetzlichen Schranken des Gehorsams, der Kindespflicht sind aufgehoben, weil die freie, bewußte, dankbare Kindesliebe ihrer nicht mehr bedarf. Wie süß ist's, zu ruhen von den ersten Muttersorgen und Aengsten und sie alle auf die gute Großmama zu werfen, die noch glücklich ist in all der Mühe und Last, die sie über sich nimmt! Ein süßes, süßes Ruhen im Vaterhause als Kind und Mutter zugleich! Glücklich, dem es lange vergönnt ist.

Wenn sich Auguste auch, seit sie das Kindlein zu pflegen hatte, noch mehr auf das eigene Haus beschränkte, so blieb sie darum doch von Allen geliebt und Allen zugänglich; ihr warmes Herz, ihre lebensvolle, feurige Natur konnte oft dem Kopfe voraneilen, und so war sie manchmal gar rasch und voreilig in ihren Zuneigungen, und wie sonst Mädchen den Gegenstand ihrer ersten Liebe, so konnte sie die Gegenstände ihrer raschen Freundschaften mit allerlei idealen Vorzügen eigener Fabrik ausschmücken. Mir hat diese Beweglichkeit ihres Herzens bei aller Treue im Grunde früher viel Herzweh gemacht, ehe ich sie recht verstanden. Sie blieb freilich gleich liebevoll gegen mich, aber ich war ihr nicht gleich nothwendig; manchmal mußte ich lächeln, manchmal that mir's weh, wenn ich sie so im Feuer einer neuen Freundschaft fand mit Solchen, die ihrer nicht werth waren und gar nicht im Stande, sie zu verstehen. Dann zog ich mich wohl sachte ein wenig zurück mit dem stillen Troste: „ehrlich währt am längsten.“ — Und ehrlich hat am längsten gewährt! Wir haben uns immer wieder zusammengefunden und sind Eins geblieben bis zum Ende.

Und nur in der Liebe ist sie voreilig gewesen, nie im Haß oder Widerwillen, — sie hatte, wie alle lebhaften Naturen, ihre Sympathien und Antipathien, namentlich eine eingeborne Abneigung gegen alles Philisterhafte und Langweilige, aber ich kann mich nicht Eines harten oder ungerechten Urtheils von ihr entsinnen. Und wenn sie auch unüberlegt geliebt hat, — wer kann wissen, wie viel diese überströmende Güte, die wie Gottes Sonne sich oft ausgoß über Gerechte und Ungerechte, wie viel dieser leichte Glaube an fremden Werth doch Gutes gewirkt hat? Der Instinkt eines guten Herzens greift selten ganz fehl, und der ihrige hat wohl oft höhere Funken geweckt in Gemüthern, die mit der Liebe und Achtung Anderer auch die Selbstachtung verloren hatten. Auch wo solche rasche Freundschaft keine bleibende sein konnte, weil sie nicht auf innerem Einklang beruhte, ist sie gewiß wohlthuend und segnend vorübergegangen wie ein warmer Sonnenstrahl.

Aber Leid und Sorge kehrte bald ein in dem glücklichen Haus. Es kam die Weihnachtszeit, das erste Weihnachtsfest mit dem Kinde. Es schaute noch gar verwundert hinauf an dem strahlenden Weihnachtsbaum, das kleine Mariele, und streckte noch wie andere Kinder die Händlein nach den Gaben; o Kindlein, dir sollten nicht viel Weihnachtslichter auf Erden brennen!

Um diese Zeit fühlte die Mutter zum ersten Mal eine harte Stelle am Leibe des Kindes, der sich mehr und mehr vergrößerte. Man suchte Hülfe aller Art, kein Arzt konnte so recht das Uebel ergründen (es zeigte sich später als eine Speckgeschwulst), man zog studirte und Naturärzte zu Rath, vergebens! Der Leib ward immer größer und größer, das

blühende, frische Kind dagegen zehrte ab; — o, wie viel, viel lange Tage und bange Nächte saßen die Eltern am Bette des leidenden Kindleins, dessen hülfeflehender Blick in eigenthümlich ergreifender Weise auf sie geheftet war! Wie wehmüthig klangen die Töne eines kleinen Flageolets, mit denen der Vater allein noch das arme Wesen beruhigen konnte! Und doch wachte Augustens heiterer Muth immer wieder für Augenblicke auf; ganz konnte ihre freudige Seele nie gedämpft werden. Sie gab sich so gern der Hoffnung hin aufs Besserwerden, und während sie mit unermüdeter Sorgfalt und klageloser Geduld Tag und Nacht am Bette des Kindes wachte, seine leisesten Wünsche und Bedürfnisse errieth und immer auf neue Erleichterungen seines jammervollen Zustandes sann, dichtete sie daneben Idyllen aus den Bildern ihrer Vergangenheit oder heitere Lieder zu Hochzeitfesten.

Aber die Hoffnung schwand immer mehr, — der Leib des Kindleins schwoll furchtbar an, der übrige Körper zehrte zum Gerippe ab, — die Aerzte waren rathlos, — das arme Kindlein ächzte Tag und Nacht, — o, ein leidendes Kind ist eines der schwersten Lebensräthsel! — endlich mit dem Beginn des Frühlings fand der kleine Engel Erlösung und entschlief.

Das war ein schweres und tiefes Leid, — lange nicht das letzte; der erste Knabe, der im Herbst nach Mariechens Tod dem verödeten Haus wieder geboren wurde, wuchs fröhlich und gedeihlich heran, das Jahr darauf kam ein Töchterlein, — ein elendes Kindlein, nur ein Schatten von einem Kind, und zu derselben Zeit, wo dies kümmerliche Pflänzchen mit größter Mühe und rastloser unausgesetzter Pflege gehegt werden mußte, erkrankte der Knabe an einem schweren Augenleiden. Es waren Stunden schwerer Bedrängniß, ohne den

treuesten Beistand des Gatten hätte sie es nicht überwinden können; aber auch sie selbst, obgleich ihre eigene Gesundheit schon zu wanken begann, war unermüdet in der beschwerlichen Pflege, unerschöpflich in Erfindungen, wie dem armen Tröpfle aufzuhelfen sei. Wenn, nächst Gottes Hülfe, menschliche Sorgfalt ein Leben erhalten und retten kann, so hat sie dies zarte Leben dem Tode abgezwungen. Das dürftige Pflänzchen aber ist zur kräftigen Jungfrau erstarkt, nun des Vaters Trost und Stütze, die Mutter und Pflegerin der Geschwister.

Und immer wieder heiter! Wie die Blume nach einem Frühregen, schüttelte sie beim ersten Sonnenblick wieder die Tropfen ab, und blickte heller auf als zuvor.

Wohl hatte der Herr die edle Frucht im Auge, die hier reifen sollte, daß er so schwere Wetter über diese helle Blüthe schickte!

Im Herbst 1838 wurde ihr Mann an eine geistliche Stelle nach Tübingen berufen. Mir war diese Trennung ein Donnerschlag, Auguste freute sich des Wechsels, der nach dem Wunsch ihres Gatten war. Sie hatten viel trübes erlebt, dunkle Schatten lagen auf der ersten Heimath ihres jungen Glücks, und sie, mit ihrer immer hoffnungsreichen Natur, erwartete von dem neuen Aufenthalt auch eine ganz neue glückliche Lebensperiode.

Mein einziger Trost war noch, daß die Freunde in den letzten Tagen vor dem Umzug ganz bei uns wohnten, ich rüstete ihnen selbst das schönste Zimmer und schmückte es aus mit allen Herrlichkeiten meiner Mädchenstube. Auguste legte auf solche Zierlichkeiten keinen überschwenglichen Werth und lachte mich herzlich aus, daß ich sie für die paar Tage mit

Blumenkörbchen, Parfümfläschchen und elegantem Schreibgeräthe versorgt und die prosaischsten Schreibgeräthschaften vergessen hatte.

Man verlor sie Beide sehr ungern und in der letzten Nacht zog der Liederkranz noch vor unser Haus, um ihnen ein Ständchen zu bringen. Der Gemahl schaute pflichtschuldigst gerührt aus dem Fenster, sie aber zog ihn angstvoll am Rockzipfel: „Mann, Mann! ich bitte dich um Gottes willen, halt' keine Rede!"

Ich zerfloß beim Abschied in Thränen, sie küßte und tröstete mich lächelnd und liebevoll; sie hat nie zu den thränenreichen Naturen gehört, ich habe sie selten weinen sehen. Ich konnte mich lange, lange nicht trösten; wohl habe ich später treue Freundschaft und lieben Umgang gefunden, aber nie wieder das Glück eines so innigen Seelenaustausches in nächster Nähe.

Der Briefwechsel freilich gab mir Ersatz und zeigte mir wieder neue Seiten ihres reichen, lebensvollen Wesens. Sie schrieb sehr heiter ihren ersten Brief von Tübingen: „Im Augenblick ist mir von unserer Marbacher Zeit nicht viel im Gedächtniß als der viele Jammer und dann die viele Freundschaft und Liebe, die wir dort genossen haben. Viel heitere, frohe Tage sind mir jetzt gar nicht im Gedächtniß, alles tritt in Hintergrund vor dem vielen Trüben, das wir durchmachten. Daher kommt wohl, daß ich oft ganz leicht aufathme, im Gedanken, daß wir nicht mehr dort sind, und mich frei fühle von der Furcht, die mich verfolgte, so bald es einmal wieder gut ging. Ich meine, was hier über uns kommen werde, müsse ganz anderer Art sein, und müsse hauptsächlich mich selbst betreffen und nicht mehr meine lieben Kinder. Diese blühen jetzt wie das Leben, und ich trage alles leicht, was ich selbst tragen kann."

Mit dieser Ahnung hatte sie recht, das Schwerste kam

von nun an über sie, — und doch kam auch noch Noth und Sorge genug mit den Kindern, so daß mir später bange wurde, so oft sie einen heitern und zufriedenen Brief schrieb.

Sie mußten zuerst an dem neuen Wohnort eine Interimswohnung in einem alten, sehr unbequemen Haus beziehen, aber mit bestem Humor fand sie sich darein und entschädigte sich durch Fensterstudien. „Kämest du nur auch noch zu uns, so lange wir in diesem Hause wohnen, es ist in so mancher Hinsicht interessant und die Aussicht höchst unterhaltend. Unser Wohnzimmer ist eine Laterne mit lauter Fenstern, meine alten Vorhänge passen nicht und neue kann ich für die kurze Zeit nicht machen, so leben wir mit unsern Nachbarn in einem Zustand gegenseitiger Oeffentlichkeit, besonders Abends ist es ergötzlich, sich bei Licht zu betrachten.

„Das Haus vis á vis von uns ist eine Kneipe; im Speisesaal, der gewöhnlich unbewohnt ist, aber doch über Tisch geheizt wird, sitzt ein armer Student aus Holzersparniß und studirt über Kopf und Hals, wirft Hefte und Bücher durcheinander, daß es eine Art hat. Neben dem Speisesaal ist eine leere Küche, hier sitzen Köchin und Kellnerin in schönem Verein mit etlichen Gänsen, die sie stopfen. Im obern Stock haust eine Art von Rechtskonsulent mit zwei Frauenspersonen, Eine macht den Schreiber, die Andere hält Haus, und steht zur Abwechslung am Fenster und ißt Aepfel. Parterre schreien Schweine und Kälber, worunter auch einige Kneipgäste geringer Sorte gezählt werden können.

„In gleicher Front mit dem Wirthshaus steht das Stift, das uns aber nur die stark besetzte Krankenstube zukehrt; einem blau beschlafrockten Jüngling, der sehr häufig nach meinem Dienstmädchen herüber sah, habe ich, glaub' ich, mit Vorhängchen, die ich nach dieser Richtung aufmachte, seine hartnäckige Krankheit kurirt, er wird von nun an nicht mehr

wahrgenommen. Nach hinten grenzt unser Haus dicht an einen Mediziner, der aber unsichtbar ist, und nur hie und da zum Schreck der Nachbarschaft sein Skelet an's Fenster rückt, das sodann schauerlich herunter grinst. Fast hätte ich noch einen Nachbar nach vorne, einen studirenden Israeliten, vergessen, der uns sehr interessant vorkam, bis er neulich in Thränen zerfließend, mit einem „Stich" nach Hause getragen wurde. Die Obsthändlerin, die auch gegenüber ihr Quartier hat, ist aber die einzige Person, der ich guten Morgen bieten kann, wenn ich Morgens die Läden öffne."

„Es ist mir oft," schrieb sie in gleicher Zeit, „wie wenn ich in meinem nächsten Wochenbett sterben müßte, denn des Glücks wäre es mir sonst zu viel. Wenn ich in den nächsten Sommer hineinsehe, wartet zu viel Heiteres auf uns. Ist meine Schwester in Neckarthailfingen, meine Kinder alle so wohl, was würde es da für ein nettes Zusammenleben geben, ein immerwährendes Wallfahrten, und dann die schöne Gegend, in der wir leben, was wird es da nett sein, mit den Kindern spazieren zu gehen!"

Eine heitere Feier im Freundeskreise schloß ihr dies ereignißvolle Jahr. „Mir ist die Neujahrsnacht immer etwas gewaltig Ergreifendes," schrieb sie, „aber Fr. H. erheiterte uns durch Vorlesung einer netten Schilderung eines Weihnachtsabends in ihrem Elternhaus. Gegen zwölf Uhr sangen wir: „Ach, wiederum ein Jahr verschwunden," nach dem Gesang sahen die Herrn auf ihre Uhr; — wir hatten über die zwölfte Stunde hinübergesungen. Jetzt gab es einige nette Scenen, ich nahm meinen Alten am Kopf und verküßte ihn herzlich, Emma gab dem Ihrigen lachend die Hand und sagte: „Du bleibst eben der Alte, nicht?" So schieden wir heiter, mir aber ist der Schluß eines alten Jahres fürchterlich: Gedanken, Worte, Thatenheere, wie, dürft ihr Gottes Licht

nicht scheun? Wenn ich dies Jahr gestorben wäre, wo würd jetzt meine Seele sein? — So wimmelt es in meinem Kopfe von Zagen und Fragen, und woher kommt das? Weil ich keinen felsenfesten Glauben habe und mit mir selbst nicht in's Reine komme ...."

Doch ihre Sorge, daß sie das Wochenbett nicht überleben werde, war grundlos; ein lieblicher Knabe, blond und blauäugig, mein erstes Pathchen, kam im Februar 1839 glücklich zur Welt. Ihr einziger Kummer bei dieser Freude war, daß sie eine Amme nehmen mußte: „Es wäre eine ordentliche Person," sagte sie, „doch ist es immer betrübt, ein Mädchen dieser Gattung um sich zu haben .... und bei Nacht! wo sie statt meiner das Kind aus dem Bette nimmt und versorgt, und ich daneben ruhig liegen und schlafen kann, und mich um das Schreien des Kindes gar nicht zu kümmern brauche, ... dies Gefühl kann ich Dir gar nicht beschreiben. Es ist ein Aerger und Neid, ein Zorn und eine stille Betrübniß: Kinder mit Schmerzen gebären und doch nicht die Mutterpflichten im vollen Umfange erfüllen zu dürfen!"

Von den elf Kindern, die sie geboren, ist ihr später nur bei Einem, dem sechsten, diese Freude geworden, und sie war so glücklich darüber, so innig dankbar.

„Mein kleines Mädchen ist unter dem Kinderhäufchen das Erste, dem ich ganz Mutter sein kann: ich stille das Kind selbst, und es findet zu Aller Wunder Nahrung die Fülle. Du wirst diesen Segen auch mit mir als eine besondere Gnade und Liebe Gottes betrachten, welche mir nach den vielen überstandenen Leiden zu Theil wird, und nicht als etwas rein Zufälliges. Es war mein innigstes Gebet, mein Kind selbst zu nähren, und es ist erhört worden. Ich sehe es als ein Wunder an, wenn mir das Kind an der

Brust liegt, unter der das Herz vor wenigen Wochen noch so schmerzlich und krankhaft schlug."

Es war ein goldener, schöner Mai im Jahr 1839, als ich sie zum erstenmal in ihrer neuen Heimath besuchte. Welch glückliche Reise und welch fröhlicher Willkomm! Der Knabe war schon ein rechter, kräftiger Bursch, der auf eigenen Füßen stand und sein Schwesterchen tyrannisirte, das einst so schwächliche Mädelein, nun ein nettes, rundes, braunes Dingelchen mit großen blauen Augen. Wie schwärmten wir zusammen in der schönen Gegend, die Auguste selbst noch wenig hatte durchstreifen können. Am Himmelfahrtsfest machten wir uns auf, um das sogenannte Elysium aufzusuchen und dachten uns ein zauberhaft liebliches Thal darunter. Aber als man uns in's Elysium wies, da fanden wir's eben gar nicht schön genug für diesen Namen: ein bischen Bächlein und Büschlein und Weglein und Steglein, hie und da ein philisterhaftes viereckiges Gartenhäuschen, — nichts von dem Zauberthal, das wir gesucht. Wir gingen und suchten lange vergeblich, zuletzt legten wir uns ins Gras unter einen blühenden Baum und sahen zum blauen Himmel hinauf, wie wir vor Zeiten in dem kleinen Eichenwalde bei Marbach gethan; — nicht Allen wird's auch nur so gut, die vergeblich ihr Elysium gesucht haben. Auch saßen wir einmal einen Tag beisammen, um zur Hochzeit ihrer Schwester scherzhafte Verse und Witze zu machen, über die wir selbst viel mehr lachten als nachher die gefühllose Hochzeitgesellschaft.

Dann ging's auf die fröhliche Fahrt zu dieser Hochzeit, durch grünende Wälder, durch blühende Wiesen im wunderschönen Monat Mai. Auguste war in ihrer goldensten Laune. Ihr Mann, der uns selbst kutschierte, mußte sich's gefallen

lassen, daß sie ihm eine himmelblaue Schleife an die Peitsche knüpfte, weil's zu einer Hochzeit ging. „Ach um Gotteswillen, bewundert doch auch!“ rief sie einmal über das andere, und so heiter auch die Hochzeit war, die Reise, das Vorgefühl des Festes war doch das Allerschönste.

Noch im Herbste des Jahres 1839 schrieb sie gar heiter über ihr Tübinger Leben. Eine geliebte Jugendfreundin hatte sich dorthin verheirathet.

„Komm nur bald wieder!“ schrieb sie, „ich habe jetzt ein schönes, freundliches Zusammenleben. Marie ist von einer schönen Rheinreise zurück, freilich habe ich sie noch nicht viel allein haben können. Du solltest jetzt auch hier sein, dann hätte mein Herz vollkommen, was es sich wünschte. Du glaubst nicht, was mein Herz für ein Ding ist. Hätte ich nichts mehr zu lieben, dann stürbe ich; ich nähre mich eigentlich von meiner sogenannten Freundschaft; du weißt, was ich so betitle, ist Liebe, innige, uneigennützige Liebe.

„Mit meinem Schatz hatte ich einen Streit über eine Kleinigkeit, aber man kann sich über eine Kleinigkeit durch gegenseitige Reden verbittern. Von dort an hat Jedes einsehen lernen, wie noth das Andere ihm thue, und wir haben alle Mißverständnisse den Berg hinunter geschickt; auch habe ich meine störrische Selbstständigkeit verbannt und bin Weib geworden im vollsten Sinne. Ich versichere Dich, ich bin glücklich wie nie seither; es soll der letzte Zank gewesen sein, den meine barsche Weise hervorrief. Diese Weise hat mein Mann noch nicht verstehen lernen, darum ade mit ihr. — Ich bin nun um so glücklicher; Du glaubst nicht wie lieb mein Mann ist, er hat mich noch nie so geliebt, und ich habe gelernt und gefühlt, was es heißt, ein Herz verlieren

zu können, und habe es deßhalb gepackt mit aller Macht. Eine Idee habe ich aufgeopfert, ich versichere Dich, mit Ideen kommt man nicht weit!"

Es war wohl zu viel gesagt, wenn sie ihre Weise „barsch" nennt, sie war nie unweiblich; aber offen und geradezu war sie, wie man es heutzutage selten mehr gewöhnt ist; sie konnte einem, wie man zu sagen pflegt, die Wahrheit umsonst sagen; aber es war doch die Wahrheit, und kam aus einem liebevollen Herzen, nicht wie bei Andern, wo sich oft verborgener Ingrimm hinter die Maske deutscher Offenheit und Biederkeit steckt. Nur ein liebevolles Gemüth darf seine Meinung so gerade, so ganz ohne Mäntelchen heraussagen.

Im November desselben Jahres schrieb sie wieder: „Mache, daß Du heraufkommst, ich bin immer lieber hier, obgleich ich nur ganz sachte thue mit Bekanntschaften anzuknüpfen, und gleichsam erst zuvor meine Fühlhörner ausstrecke. Daß Marie als Frau hier ist, ist freilich für mich ein sehr großer Gewinn; es ist jetzt ein stillschweigender Wetteifer unter uns jungen Frauen, Jede sucht ihrem Mann das Leben so angenehm als möglich zu machen, auch äußerlich nicht zu kühl und lieblos zu erscheinen; ich vermuthe sogar, der Wetteifer dehnt sich selbst auf das Innere der Haushaltung aus.

„So unter Freundschaft, Liebe und gegenseitiger Anregung geht mein Leben hier sehr vergnügt hin, und ich fühle mich recht glücklich. — Wie lange wird es so fortdauern, bis ein Sturm kommt und das Leben wieder im Innersten erschüttert? In diesen Gedanken ging ich neulich zu Frau T. auf's Schloß, es lag der erste Schnee, die ganze Gegend war recht traurig anzusehen, selbst die Linde im äußern Schloßraum dicht mit Schnee bedeckt, wie traurig, der noch so schön grüne Baum schon unter Schnee! Auf einmal kommt ein Windstoß und schüttelt den Baum und wirft den Schnee

herunter und der Baum stand wieder schön grün da. Wie ein stiller Triumph hallte es in meiner Brust: der Kummer des Lebens ist leicht abzuschütteln, wenn das Leben grün ist bis zur innersten Wurzel. Auch mir hatte der Windstoß das Herz wieder leicht geblasen; das Herz war mir auch schwer gewesen von dem Schnee schnöder, kalter Gesinnung. Ich kam von der Auktion einer reichen Frau, da wurden Kleider von allen Größen und Gattungen verkauft, sogar Schuhe. Ist das nicht eine Schande? wie manches arme Herz wäre glücklich geworden von dem, was hier vielleicht für einen Spottpreis verschleudert wurde? Ich weiß wohl, ich sollte mich nicht ärgern über den Splitter in des Bruders Auge, aber Schnödheit und Gemeinheit der Menschen thut mir weh, ich bin hier nur zu weich, aber Eindrücke von der Natur sind immer heilsam."

Sie hatte recht gehabt mit der Ahnung eines drohenden Sturmes, — wohl hat er auch Schnee weggeweht, aber zuvor hat er ihr Leben, ihr frisches, grünes warmes Leben erschüttert bis zum innersten Grunde. Im Winter 1840 wurde sie zum erstenmal von einer schweren Herzkrankheit befallen, die ernstlich für ihr Leben fürchten ließ. Ich bot ihr meine Dienste zur Pflege an, sie meinte, das sei nicht mehr nöthig, es sei schon wieder gut, ich solle aber nur kommen und sie bei der Genesung erheitern. Die Krankheit aber brach von Neuem aus, Herzkrämpfe, die durch die geringsten Veranlassungen erregt, zuerst mit schwerem Athem begannen und dann sich zu so furchtbarer Bangigkeit steigerten, daß ich oft glaubte, sie sterbe in meinen Armen. Sie war dabei unendlich sensibel, ein schwerer Athem, ja das leise Knistern eines umge-

wandten Blattes, das Knuspern der schreibenden Feder im Nebenzimmer konnte sie stören. In guten Augenblicken war sie voll Liebe und Freundlichkeit gegen die Ihren, doch konnte sie ihre Kinder fast nie um sich haben und nur sehr Wenige ihrer Bekannten bei sich sehen, die bloße Nähe sonst gleichgültiger Menschen war ihr oft unerträglich. — Wie wunderbar war dagegen später der Frieden ihres Sterbebettes, wo sie Alle zu sich kommen ließ, die Theil an ihr nahmen, für Alle, auch für Frembere, ein liebevolles Wort hatte! So mächtig hat der Geist sich durchgerungen zur Herrschaft über den kranken Körper. — Kein ärztliches Mittel wollte mehr helfen, auch nur zur Linderung der heftigsten Anfälle, nur der Duft von Blumen: Hyazinthen, Reseden stärkte sie oft wieder in den furchtbarsten Bangigkeiten. Sie hat immer so sehr die Blumen geliebt.

Endlich schritt ihr Arzt, Professor Gmelin, dazu, sie während des heftigsten Anfalls, der fast einen Tag lang dauerte, zu magnetisiren, darauf wurde sie fast augenblicklich beruhigt und erwachte aus einem gesunden Schlummer mit einem heitern Scherz auf der Lippe.

Von da besserte es sich allmälig, es kam zuerst die reizbare, ungleiche Laune der Genesenden, dann ihr alter heiterer Muth; an einem hellen Märztag fing sie an, in übermüthiger, kindischer Lust ihre leeren Arzneigläser entzweizuwerfen am Dach des gegenüberliegenden Pfleghofs, ihr Mann und ich leisteten ihr dabei Gesellschaft in lauter Lust und Lachen. Ach, und man hätte die Straße pflastern können mit all den Gläsern, die sie später noch ausleeren mußte!

Von da an kam sie nie mehr zu vollkommener Gesundheit, das Herzleiden kehrte wieder in verschiedenen Gestalten, doch erlag sie auch geistig nie ganz; war es ihr rastlos thätiger Geist, der Alles mit Feuer und Wärme ergriff, der den

schwachen Körper untergrub und ihr vor der Zeit ihr Ziel steckte? Ich glaube nein! Es war dieser lebensvolle Geist, ihr reiches, genußfähiges Herz, das den Körper aufrecht hielt, der sonst früher zusammengesunken wäre.

„Ich bin ein armer Tropf," schreibt sie im Sommer 1840 vor der Geburt des kleinen Eugen, „dem es oft eiskalt den Rücken hinaufläuft, wenn ich denke an die grausigen Schmerzen, die Sorgen .... Oft überfällt mich ein Zittern und Zagen, die Worte des Heilands fallen mir ein: „Vater ist's möglich, so nimm diesen Kelch von mir!" Und es muß durchgemacht sein und wenn ich mich in die Hölle verkröche! Doch, Gott hat mir ein fröhlich Herz gegeben, das neben dem Schweren auch wieder die Freude sieht, er wird mir durchhelfen und mich stärken. Es kommt immer wieder ein Sonnenblick in die Nacht, dann strahlt gleich alles von Heiterkeit und Leben."

Im September 1840 wurde glücklich ein gesunder Knabe geboren, Eugen genannt. „Ach, es ist mir noch keines von den Kindern so lieb gewesen, wie dieses, mir so sauer gewordene, dessen Leben unter Schmerz und Kampf so wunderbar erhalten, und endlich so stark und gesund an's Licht gekommene Kind! Ich glaube, über die schwerste Stunde komme ich doch leichter als viele Frauen. Meine Stimmung in dieser Zeit gebe ich mir nicht, es kommt ein Engel zu mir und tröstet mich, und führt mich linde über die angstvollsten, schmerzlichsten Stunden hinüber .... Mein Herz aber wird nicht mehr gesund, es brennt mich bei Tag und Nacht. O, was ist es um eine vollkommene Gesundheit etwas Köstliches!"

Eine Quelle des Trostes und herzlicher Freude waren für sie ihre heranblühenden Kinder. Jede Mutter freilich ist glücklich im Besitz ihrer Kinder, aber nicht jede kann sich ihrer so ganz und von Herzen freuen, wie es Augusten gegeben

war; sie ärgerte und stieß sich nicht zu viel an den kleinen Anstößen, die es bei jedem Werden und Wachsen gibt und bei dem des Menschen zumeist.

„Wie will ich mich hüten," sagt sie, „bei meinem guten Völkchen das Gemüth, wo es sich äußert, durch Auslachen oder Nichtbeachten zu verscheuchen. Könnte ich ihnen doch ihre Kindheit so sonnig und licht machen, daß sie im Alter mit mehr Freude daran zurückdenken können, als ich es auf die meinige kann. Wie viel Jammer habe ich nur mit schweren Träumen durchgemacht und hätte es um alle Welt nicht geoffenbart, aus Furcht, ausgelacht zu werden, und doch ist es so eine Erleichterung, seine Aengste Andern mitzutheilen! Die Eindrücke aus meiner Kindheit sind bei mir noch so frisch, und wiederholen sich in dem immerwährenden Umgang mit meinen Kindern so lebhaft! Bei mir liegt viel Trübes in jener Zeit, was aber alles nur mein Innerstes berührte, äußerlich ist es unbemerkt vorbei gegangen, denn sonst hätten gewiß die lieben Eltern abgeholfen. Wie viele Gewissensbisse, schwere Sünden, die ich bußfertig abbetete oder mit Werkheiligkeit abzumachen glaubte, sind mir noch jetzt im Gedächtniß! Wie viel Plagen von Seiten des Lehrers, dem wir anvertraut waren und den wir nicht meinten anklagen zu dürfen! — Kann einem Mutterauge, einem treuen, liebevollen Mutterauge, all dies entgehen? wirst du fragen. Ich sage ja, wenn im Haus eine so recht vertraute Magd ist, die seit zehn Jahren im Haus ist, wenn ganz kleine Geschwister da sind, denen die erste Sorge der Mutter gehört. Diese vertraute Magd legt die Kinder ins Bett, zieht sie an, zankt sie, besorgt sie auf's Beste, gibt sich aber keine Mühe zu erforschen, was im Innern eines kleinen Geschöpfes vorgeht. Den Tag über ist man um die Mutter, viel und oft, sie erzählt, spielt, zankt und lobt, aber nur Morgens und Abends

schließt sich bei solchen Pflänzchen das innerste Herz auf, da nur kann man sehen, was darin vorgeht. Doch still von dieser Nachtseite, die noch jetzt die peinlichsten Saiten in mir anschlägt!"

Nicht lange konnte Augustens Sonnenblumennatur bei solchen trüben Erinnerungen verweilen, aber es liegt tiefe Wahrheit darin, für die vielleicht Jedes von uns in der eigenen Erinnerung Belege findet, ein ernster Wink für treue Mütter.

Durch ihre Kinder und ihren oft leidenden Zustand immer mehr an's Haus gefesselt, fand sie viel Genuß in Lektüre. Gewöhnliche Romane las sie selten und liebte sie nicht, sie suchte ernsteren Stoff, Anregung für ihren lebendigen Geist und behielt über alle neuen Erscheinungen ihr eigenes Urtheil frei, nie bestimmt vom Beifall oder Tadel der Menge.

Viel Vergnügen fand sie an Rahel. „Sie ist das offenste, natürlichste Wesen, und thut mir wohl gegenüber der Ueberschwenglichkeit der Bettine; das aber kann ich mir wohl denken, wie ein Geschöpf, das so über alles reflektirt, so nervenschwach und angegriffen sein mußte. Sie maßt sich über alles ein Urtheil an, gefällt mir aber deßhalb schon, weil sie zu ihren Lebzeiten keinen Lebtag davon machte. Ihre religiösen Ansichten sind so verwirrt, wie noch die meinigen, das heißt, sie schwatzt über Religion, was ihr durch den Sinn fährt, ohne bestimmt zu sagen: dies ist meine Ansicht. Aber ihr Sterben war schön, und ich denke, bei wahrhaftigen Menschen kann dies der Probestein sein, wie Eines wirklich war und wandelte."

Ihr Liebling war und blieb Jean Paul, den sie zu allen Zeiten gern las. „In meiner jetzigen Abgeschiedenheit von Visiten 2c. habe ich mir zur Unterhaltung und Erfrischung meinen alten guten Freund und Geistesverwandten Jean Paul

citirt; ich bin äußerst frisch geworden durch den Anfang seiner Selbstbiographie, die ich heute begonnen. Es ist etwas ganz Eigenes, seine unausgesprochenen Gefühle und Eindrücke in Worten verkörpert zu finden, und man ist so erstaunt, sein eigen Wesen in einem andern wieder zu sehen. Du verstehst mich und hältst mich nicht für eitel."

„Wenn alles in Ruhe ist," schrieb sie später, „lese ich Abends Schillers und Göthe's Briefwechsel. Dies Buch hat mich bedeutend weiter gefördert, wie nichts vor diesem; ich habe denken gelernt und bin in vielem klarer geworden, nur nicht in meinen religiösen Ansichten: hier ist ein solcher Wirrwar in mir, und an diesem ist der alte Göthe schuld. Du glaubst nicht, was man für einen Eindruck von Göthe bekommt durch den Briefwechsel und wie sehr Schillers großer Geist in den Hintergrund tritt, so daß es mir recht leid um ihn ist. Dieses Genie des alten Göthe zwingt einem Bewunderung ab, ja nicht um sein selbst willen, nein! daß Gott ein solches Geschöpf machte, welches so absolut dasteht und sich bewundern läßt und anstaunen und producirt aus dem Aermel schüttelnd, eigentlich mitten im Leichtsinn, und Menschen gewinnt, das Herrlichste denkt und schreibt, indeß der Schiller unter fürchterlichem Aechzen und Jammern seine Produkte zur Welt bringt! — Wunderbare Gedanken steigen mir auf, wenn ich mich so recht in diese beiden Geschöpfe versenke, wie sie den Geist der Zeit lenkten, so daß ihnen unterthan ist, fast was gebildet sein will auf dem ganzen Erdkreis. Du wirst mir recht geben, wenn ich alle merkwürdigen Menschen Gottes Werkzeuge nenne; in wie fern und wie weit haben aber diese beiden den Willen Gottes erfüllt, als Werkzeuge in seiner Hand? Sieh, solche Gedanken können mich oft tagelang beschäftigen. Diese beiden haben doch unsere jetzige Philosophie hervorgerufen, — mittel-

bar den Umschwung unserer ganzen Theologie: Göthe, — Hegel, — Strauß. Warum mußte es so kommen, daß der Mensch sich dem Gängelbande Gottes entzieht und sich für mündig hält, seine eigene Offenbarung macht und die Offenbarung Gottes für entbehrlich hält? . . . . Und ich selbst muß mich mit solchen Gedanken tragen, diese ‚Offenbarung Gottes im Geist', sie können mich Tag und Nacht beschäftigen, aber sie kommen, seit ich mich so vertiefen muß in Göthe und Schiller. Aber diese geistige Richtung bringt meiner Ruhe keinen Gewinn. Die Person Christi habe ich aus den Augen verloren, sie steht nur noch als ein Traum meiner Kindheit vor mir. Seine Lehren sind der göttliche Hauch in der Menschheit, der durch seine Person geoffenbart wurde. Sein Sitzen zur rechten Hand Gottes und seine Herrschaft von Ewigkeit zu Ewigkeit ist das Göttliche, welches ewig im Menschen sein und bleiben wird und ihn von oben beherrscht. Sein Versöhnungstod ist die höchste Entwicklung des Guten und der Triumph über das Böse und Hassenswerthe in der menschlichen Natur. Wir sind versöhnt mit Gott, d. h. mit dem Guten, zu deutsch: wir haben jetzt einen Weg, auf dem wir zu dem Guten gelangen, d. h. zu Gott kommen können. Christus ist die höchste sittliche Entwicklung des Menschen. Lasset die Schale und genießet den Kern, den echt göttlichen!

Sieh, liebe Ottilie, hast du denn nie solche vertrakte, philosophische Gedanken, welche dich beim Kochen und Nähen verfolgen? Das Betrübteste ist, daß man, wenn man sich einmal mit den Gedanken so weit verirrt, nicht mehr recht beten kann, denn es kommt dann heraus, als sei die Welt ein Uhrwerk, von Ewigkeit aufgezogen und gerichtet zum Abspielen. Willst Du, so betet man auch mit diesen Gedanken, denn sie drehen sich ja allein um Gott; aber die

Hingabe fehlt und das Vertrauen fehlt, und kurzum, der Mensch steht wieder da als der Mensch im Paradiese, der sich Gott gleich machen will. Er ist auch aus dem Paradiese geworfen und verdient seufzend mit offenen Augen sein Brod .... Was für ein Geist ist über mich gekommen, daß ich so viel grübeln muß? Erzähle Du mir auch, wie es in Dir aussieht, vielleicht finde ich durch Dich das Verlorene wieder. An meiner Besserung arbeite ich täglich, aber es ist ein Sandkorn, das oft wieder zurückrollt. Das ist mir gewiß, wir sind zum gut werden auf die Welt gekommen, darum laßt uns nicht müde werden und arbeiten, so lange es Tag ist, ehe die Nacht kommt, wo Niemand wirken kann. Was heißt denn eigentlich hier die Nacht?

Leb wohl, Du hast mich einmal ganz anhören müssen, mein Mann thut es wohl auch zuweilen, aber er ist so viel beschäftigt, und wie oft gibt es für Mann und Frau jene einsamen göttlichen Stunden, wo das Herz sich aufthut und das Innerste darlegt, wo der Geist zum Geiste spricht?"

Ich schrieb hier etwas von ihren Ideen über das Höchste, das sie so oft beschäftigte, „verwirrte" Ideen nennt sie sie selbst, ich schrieb sie mit ihren eigenen Worten, weil ich ihrem Andenken nur gerecht werden kann, wenn ich Wahrheit gebe, wie sie selbst wahrhaftig war. Sie gehörte nicht zu den bevorzugten Johannesseelen, die an der Brust des Herrn ruhen bleiben dürfen, der Glaube, der volle beseligende Glauben war ihr nicht als unveräußerliche Wiegengabe mitgegeben worden, sie mußte das Kleinod aus tiefen, o, oft sehr tiefen und dunkeln Schachten herausgraben; aber sie hat es gefunden, sie hat alles daran gegeben, um die Eine, köstliche Perle. Ich kann dem Gang ihres Glaubenslebens nicht so folgen, wie ich gern möchte. Das Höchste wirkt Gott verborgen, ich kann nur den Anfang andeuten,

und das herrliche Ziel, soweit es Menschenaugen sichtbar war. Es ist keine regelmäßig gegliederte innere Entwicklungsgeschichte, die ich geben kann, und ich möchte hierüber die Worte des redlichen, erleuchteten Gotteszeugen, Ludwig Hofacker, anführen: „Es ist wohl zu merken," sagt er in seiner zweiten Predigt über die Offenbarung, „daß das Wort Gottes niemals regelrechte Bekehrungsmethoden aufstellt, wie sie Menschen etwa denken oder ausbilden. Sehet in die ganze Bibel hinein, ihr werdet nirgends finden, daß der große Erzieher der Geister alle Seelen auf gleiche Weise geführt hat, oder daß es nur Eine Form und Ein Modell gibt, nach dem er sie bildet. Auch wird uns der Gang der inneren Zustände nicht so ausführlich aus einander gelegt, wie es in unsern Lebensbeschreibungen manchmal der Fall ist, sondern gerade in der heiligen Schrift ist uns die Freiheit des Geistes, der da wirket in Allem wie und was er will, auf die schönste Weise dargelegt. Denn Gott hat sich die Freiheit vorbehalten, der alleinige Führer und Regierer der Seele, der alleinige Erzieher der Geister zu sein, und jeden Menschen wie Er will, zu führen, nicht wie wir uns ausdenken, daß er geführt werden müsse *)."

Den Aufrichtigen läßt es Gott gelingen, Ein aufrichtiges und demüthiges Herz macht Bahn dem, der da sanft herfährt. Und es war ihr Ernst, von Herzen Ernst, das Rechte zu finden. Auch liegt ein Segen in dem Austausch über die höchsten Angelegenheiten, ein Segen, selbst da, wo zwei Suchende und Irrende sich begegnen. „Wie freuest Du mich," schrieb sie mir um Neujahr 1842, „daß Du alle Deine Freuden in Gott suchst und daß Du hier die innigsten und reinsten Freuden findest, welche kein irdisches

*) L. Hofackers Predigten S. 834.

Leid trüben kann. Ich stehe auf einem andern religiösen Standpunkte als Du, der Glaube an Sachen, welche dir wesentlich sind, fehlt mir, oder vielmehr, ich fühle kein Bedürfniß, ihn anzunehmen, aber doch sind wir so nahe, so innig in dem Streben verknüpft, immer weiser, immer besser zu werden, und diese innige Seelenverwandtschaft ist meine Freude, es durchzuckt mich oft ganz warm, wenn ich an Dich denke, daß in einem und demselben Augenblick sich unsere Gedanken an das Höchste, was der Mensch besitzt, begegnen und zu Gott dem Allmächtigen steigen, der die Wünsche seiner Kinder besser versteht, als sie selbst und durch die Liebe des Heilandes uns die Sünden vergibt. Die Kraft des heiligen Geistes ist das, um was ich bitte, denn sie ist es allein, die uns zum vorgesteckten Ziele führen kann. Ach, ich fühle nie, daß ich besser geworden; je älter ich werde, je mehr ist mir meine Sünde und Unvollkommenheit anschaulich, und es wird mir immer schwerer, besser zu werden. Wo es fehlt, weiß ich, aber wie angreifen abzulegen, weiß ich nicht. Ottilie, wie kann der Mensch besser werden, ohne innern Stolz und Eigenliebe, in Demuth und Einfalt? Kannst Du mir dies sagen?"

Gar manchesmal beschlossen wir, weil wir über Glaubenssachen nicht ganz und vollkommen Eins werden konnten, diesen Punkt ruhen zu lassen und Jede für sich in der Stille ihren Weg zu suchen, aber wir konnten nicht. „Du möchtest wissen, was ich glaube?" schrieb sie später, „das heißt bei mir, welchen Weg ich zum Himmel einschlage. Glaubst Du nicht, daß jeder Mensch nach seiner Eigenthümlichkeit auch seinen eigenen Weg zum Himmel suche? Jeder Mensch, wenn wir in sein Herz sehen könnten, würde Gott auf andere Weise anbeten, ich glaube aber, daß jeder Einzelne so lange nicht auf dem rechten Weg ist, so lange sein Herz nicht voll-

kommene Ruhe und Zufriedenheit hat, dann erst hat er seinen rechten Weg. Mehr kann ich Dir nicht sagen, und Du staunst vielleicht, daß so viel Leiden und Trübsal, die mich auf dieser Welt schon packten, nichts Besseres herausbrachten. Aber glaube, mir ist es gut und am besten, und keine Welt kann mir rauben das theure Gut, welches ich fest an mein Herz drücke, diese Religion der Gottheit, welche der Herr durch seine Erscheinung und seinen Wandel uns verklärte und jetzt und immer noch uns an's Herz legt."

. . . .

„Was ist mein Glaube? Der innigste Umgang mit Gott, das herzlichste Vertrauen zu ihm, das ausschließliche Festhalten der Ansicht, daß alles gut ist, was aus seinen Händen kommt. Vor allem die Ueberzeugung, daß die Entwicklung und Erziehung des Menschengeschlechts von Erschaffung der Welt an in seinen Händen liegt, daß das erste und höchste Mittel dazu die Erscheinung unsers Herrn war, und daß er alles herrlich hinausführen wird. Was soll ich thun, daß ich selig werde? Das ist dann noch die besondere Frage jedes einzelnen Herzens. Nun wollen wir es ruhen lassen, ich möchte doch nicht betrüben, es kommt wohl noch die Zeit, wo wir uns ganz verstehen."

„Ich lese gegenwärtig die Kirchengeschichte von Hagenbach," schrieb sie später, „es ist so nach meinem Sinn, daß ich den Mann liebe, ohne ihn zu kennen. Meine krausen Ideen sind da so schön in Rahmen gefaßt, und ich werde mir selbst so klar in meinem Glauben, Hoffen und Lieben, daß ich diesem Besuche recht zu Danke verpflichtet bin. Es ist mir hier wieder klar geworden, daß ein nicht blind Gläubiger alle einzelnen Stadien von Glauben, Zweifel, Offen-

barung und vom Ringen und Dringen nach Gewißheit durchzumachen hat, welche im Großen die Menschheit durchmacht und endlich nach einem Kreislauf über Hügel und Thäler wieder da anlangt, wo man ausging. Dies Ziel aber, erreicht durch Kämpfen und Streben, strahlt dann in höherem Lichte, es ist uns ein Eigenthum, ein fester, sicherer Besitz, in dem wir uns wohnlich machen dürfen, bis ein höherer Ruf uns in die Wohnungen des ewigen Friedens führt."

. . . .

„Ich bin fest überzeugt, daß wir an Ein Ziel wollen, und an Ein Ziel kommen mit der Barmherzigkeit des Herrn, daß ich mir über das Geschriebene meine eigene Auslegung mache, halte ich einmal für keine Sünde, es ist nur das Wort, über den Geist streite ich mit Dir nie, da sind wir einig. Daß Du den Glauben hast an das geschriebene Wort, ist ein Gnadengeschenk Gottes; nimm es mir aber nicht übel, ich glaube Dir nicht, wenn Du sagst, Du habest noch nie gezweifelt, und Dein Glaube an das Wort sei so fest, wie an den Geist, der aus dem Worte spricht. — Wenn ich sagte, es geht Jeder seinen eigenen Weg zum Himmel, so hast Du mich auch mißverstanden; ich meinte nicht den Einen Weg zum Leben, dessen Pforte enge ist und der Weg schmal, sondern den Weg des Wissens und Erkennens, der uns auf den Weg des Lebens weisen muß."

Und nun folgen wir wieder dem Gang ihres äußeren Lebens, während der Zug des innern wie ein Waldstrom sich in's Dunkel verbirgt, bis er am Ende klar und freudigen Zuges hinströmen darf in die tiefe, weite, unendliche See.

Im Sommer 1841 schickte man sie nach Liebenzell, um dort in der Tannenluft ihr krankes Herz zu stärken.

Sie war so glücklich dort, mit ihrem reichen und offenen Sinn für Naturschönheit: das Tannengrün und die lieblichen Thäler, die freundlichen Badinhaber und die Gäste, alles war für sie eine Quelle des Genusses oder ergötzlicher Studien, Alle fühlten sich wohlthuend berührt vom warmen Hauch ihrer Herzensfreundlichkeit. „Gestern machten wir noch den herrlichsten Ausflug von allen," schrieb sie gegen das Ende dieses glücklichen Aufenthalts, „auf die Burg, der Weg führt durch ein's der wunderbaren Wiesenthäler, immer geschlossen, immer wie im letzten Eckchen der Welt, bis sich bei Reichenbach ein breites Thal öffnet mit einem unübersehbaren Reichthum von Holz, hoch aufgeschichtete Bretter, ungeheure Balken ꝛc., nur geht es lange, lange den Berg hinauf, nicht zu erleben, auf einmal tritt man aus dem Wald, und nun denke Dir die weiteste Aussicht! Weit in aller Ferne, die Gebirge bei Heidelberg und Speier, dazwischen der Rhein wie ein Silberfaden, im Vordergrund die Ausläufer des Schwarzwalds mit Dörfern besät, bis hinunter nach Heibronn; der ergreifendste Anblick war mir der tiefe dunkle Schwarzwald; einmal sieht man ihm bis in's Herz, wo sich tief unten die Nagold schlängelt. Mir war in dem Augenblick, als schwebe ich über der Erde, und all ihre Herrlichkeit liege unter mir. Heute noch kann ich fast weinen, wenn ich daran denke, an diese göttliche Herrlichkeit; ich wünschte nur, meinen lieben Mann, meinen Vater, Dich, alles was ich liebe, hieher, um mit mir niederzufallen und anzubeten. Wie oft wird mich noch in trüben Stunden die Erinnerung daran erquicken."

Eine ihrer raschen Freundschaften faßte sie dort für eine junge Frau aus S., mit der sie und die Mutter anfangs die einzigen Badgäste waren. Nach ihrer Rückkehr von Liebenzell schrieb sie mir einmal: „Es ist gar ein stiller

Abend, ich fühle einen Zug nach Dir, eine Sehnsucht, die ich nicht beschreiben kann, so eine Sehnsucht, wie die Gegenwart sie gar nie stillt. Du mußt bald zu mir kommen, da wird es doch auch solche glückselige Stunden geben, wo man über der Zeit steht, Stunden, die uns sättigen und eine innere Kraft zurücklassen, ein Wohlgefühl, welches diese Welt nicht kennt. — Lachst Du mich nicht aus? — „Ich bin so sentimental," sagte einmal ein Provisor zu meinem Vater. So muß ich auch von mir sagen: so habe ich mich zum Beispiel verliebt in die Frau St. Ich hatte auch einmal eine so glückselige Stunde mit ihr, wir gingen Abends spazieren, der Mond kam hinter dem Tannenwald hervor und streifte leicht durchs Thal hin, leichte weiße Wölkchen schwebten am Himmel, köstlicher Heuduft durchs ganze Thal. Es war göttlich lieblich, ich war begeistert und sie auch, wir sprachen von Ewig, Jenseits, vom Wiedersehen, — ich wurde so sentimental, daß ich mich in sie verliebte. Es ist etwas Schönes um's Verlieben, wie ich's meine, da ist alles Gemeine fort, und zwei reine Geister schwingen sich zugleich in das Unendliche, — Große, — Ewige! Warum habe ich immer so lieben müssen? ich schreibe es meinem kranken Herzen zu.

Ich schrieb ihr einen verliebten Brief nach Liebenzell, sie aber schrieb mir noch gar nicht; was soll ich davon denken? Ich habe sie aber doch noch lieb, nicht wahr, das ist schön?"

Ich fühlte mich durch diese schwärmerische Freundschaft denn doch etwas gekränkt und beeinträchtigt; ach, ich wußte noch nicht, daß ihr Herz doppelt so groß war als gewöhnliche Herzen, doppelt so reich an Liebe. „Daß Du so eifersüchtig bist auf die Liebe, die ich zur Frau St. hegte, thut mir wohl," schrieb sie auf meine leisen Vorwürfe, „Du mußt aber wissen, daß ich ein weites Herz habe, daß ich viele Menschen liebe und lieb haben kann, Jedes nach seinen schätzens-

werthen Gaben. Viele habe ich ganz lieb und sie sind mir unentbehrlich, noch Mehrere aber mag ich nur so, und die Andern, eine ganze Menge, gehören in die dritte Klasse. Man kann sie eben leiden und thut ihnen zu lieb, was sie wollen, ohne daß man sein Herz dazu nöthig hat.“

Gewiß, keiner ihrer Freunde hatte Grund zur Eifersucht, hat sie Viele geliebt, so liebte sie doch Jeden ganz; sie, die Aeltere, die Vielgeprüfte stellte sich mir nie als Ueberlegene gegenüber, zu jeder Stunde fand ich ihr Herz warm und offen, lebendiges Mitgefühl für Freude und Leid, liebevolle Sympathie bei großen und kleinen Schmerzen.

Und doch, so jung und überfließend warm ihr Herz war, so leicht es auch manchmal irren konnte in seiner Begeisterung, doch blieb ihr Blick in's Leben klar, und sie war nie eine gefährliche Rathgeberin für eine jüngere Freundin.

„Es ist ein eigen Ding um ein junges Herz,“ schrieb sie einmal, „und um die Ruhe, mit der man von vergangenen Stürmen sprechen kann. Was habe ich nicht einmal geweint in Stuttgart in der Nähschule, alles unter der Firma ‚Heimweh‘! und was bleibt so ein junges Gefühl für die spätere Zeit? Ein buntfarbiges Nebelbild, das verdunstet wie Rauch, oder im besten Falle eine schöne Erinnerung, die ewig still steht, und der Liebe zu einem Dahingegangenen gleicht. Denn, wenn auch das Ideal solcher Träume noch lebt, es ist nicht mehr dasselbe Bild, das uns einst so glücklich und so unglücklich gemacht hat. — Was ist aber nun meine jetzige Liebe zu meinem Mann? Ein Bild mit hellen Farben, das nie bleicht, das aber auch seine Schatten hat, wie ein gutes Bild schattenlos nichts ist. Ich könnte Niemand gerner haben als ihn, und Niemand hat mich lieber als er. Ich sehe an ihm keinen Tadel, er kommt mir so vollkommen vor, wie nur irgend Jemand vollkommen sein kann. Aber an mir, so lieb

er mich hat, sieht er eher Fehler, welche ich oft gerade nicht glaube zu haben. Er wünscht mich oft, wenn ich es sagen darf, seiner grenzenlosen Liebe würdiger. Nun, er hat recht. Dagegen glaube ich aber, wenn man einander recht liebt, sollte man auch die Fehler an einem lieben. Wenn zum Beispiel mein Mann oft bruttelt, kommt er mir gerade recht liebenswürdig vor, und ich habe schon manchesmal seinem Gebruttel dadurch ein Ende gemacht, daß ich ihm um den Hals fiel und ihn recht verküßte. Wir sind jetzt acht Jahre verheirathet, aber abgenommen hat die Zärtlichkeit noch nicht. Im Gegentheil, — anfangs hatte ich meinen Mann nicht einmal so lieb wie jetzt ... Nun, was soll nun all mein Geschwätz? Ich wollte nur sagen, wie sich alles oft so viel anders macht und besser als wir's verstehen, und daß früher oder später eine Zeit kommt, wo wir alles anders ansehen und lächeln über unser Herz, welches uns so viel Spuk machte und uns das heitere Leben vergällte."

. . . .

„Deine Ideen hinsichtlich der Forderungen, welche wir an die Männer machen," schrieb sie ein andermal, „sind schöne Ideale, aber nun und nimmer werden wir gegenüber dem Manne, den wir einmal lieben, diese Forderungen geltend machen. Oder glaubst Du, wir werden vorher alles abwägen, ob er uns auch so liebt, wie es in unserem Kopf und Herzen geschrieben steht? Nein, gewiß nicht! Die da liebt, glaubt gewiß, daß ihr das Andere alles zufallen wird!"

Aber bei dem klaren und nüchternen Blick in's Leben blieb ihr Herz und Fühlen jung und frisch. Obgleich sie die Saiten ihrer Guitarre einmal abgespannt hat, um Seife damit zu schneiden, so ist doch Niemand mehr als sie verschont geblieben von dem frostigen Hauch des Philisterthums.

„Gestern habe ich mit den Kindern einen Gang in's

Elysium unternommen, es war noch so schön wie dazumal, wo wir es suchten und nicht fanden, und endlich doch göttlich schwärmten unter dem Blüthenbaum. Es war ein wunderschöner Tag, und die Freude der Kinder an jedem Blümchen hat mich bis in's Innerste erquickt. Doch machte ich die Erfahrung, daß die Freude nicht mehr ganz so rein und hell bei mir ist wie früher, ich habe vielleicht schon zu viel gelitten und es muß einige Zeit vorüber gehen, um alle Schatten von der Seele zu'streifen. Doch war meine Brust so voll, daß es mir recht wohl that, daß mir und meinem Mann der Mondschein am Abend wieder eine Stunde bräutlichen Glückes brachte. Die Erfahrung habe ich hier gemacht, daß die Liebe immer gleich hell brennt, das Licht ist nie schwächer, es steht nur manchmal ein Schirm davor, die Liebe aber hört nimmer auf."

„Ich sage Dir," schrieb sie später einmal, „laß Dir die Poesie des Herzens nicht nehmen! Würdest Du nach einer so romantisch verträumten Jugend einmal eine so langweilige Frau, wie es so viele gibt, so bleibe nur ledig! Wie danke ich Gott, daß sich die göttliche Gabe Poesie bei mir nicht unterdrücken läßt, es ist eine Leuchte durch alle Widerwärtigkeiten und die ärmliche Prosa, die einen sonst erdrückt."

Ich klagte ihr einmal den Zwiespalt, der durch den geselligen Verkehr, wie er sich gewöhnlich gestaltet, durch das bedeutungslose Alltagsgeschwätz in unserem Innern entsteht. „Ja, Liebe," schreibt sie, „wie wäre es schön, wenn wir die göttliche Wahrheit, welche unser Inneres beseelt, bei jeder Veranlassung aussprechen könnten! Aber glaub' mir, im Leben erscheint das unnatürlich und gesucht. Man kann es in festem Ernst thun, und doch scheint es absichtlich und Andere lächeln hinterrücks. — Weißt Du ein Mittel, Dein innerstes

Herz und Leben, Fühlen und Denken, ohne affektirt und gesucht zu erscheinen, mit voller Wahrheit auch vor die Augen der Welt zu legen und vor den Gleichgültigsten immer Deine höhere Anschauung zu äußern, um dem öden Alltagsgeschwätz aufzuhelfen? Ich habe es noch nicht gefunden. Ich gewöhne mich, zu schweigen! Könnte ich es immer, wo unnützes Geschwätz erniedrigt, und nachher vor sich selbst erröthen macht, daß man nicht geschwiegen, oder laut gesprochen hat, wie das Herz es forderte. Dies gegenseitige Anlügen in der Welt, auch der Redlichsten, hat mich schon oft gequält; und wenn man dann einmal für Pflicht hält, Anderen eine unangenehme Wahrheit zu sagen, warum hat man nachher doch ein böses Gewissen, als ob man ein Verbrechen begangen hätte? ist es bloße Menschenfurcht, die davor scheut, anzustoßen, oder ist es das Bewußtsein, daß uns doch die rechte Liebe und Demuth gefehlt hat, daß ein geheimer Triumph darin liegt, wenn man einen Fehler der Freunde zu rügen hat?"

Der kleine Eugen, ein erst gar blühendes, kräftiges Kind, wurde kränklich und starb im November 1841 nach vielen, schweren Leiden, die wohl den Seinigen so bitter zu ertragen waren als dem armen, kleinen Wesen selbst. Auguste ertrug den Verlust mit Fassung, aber er ließ ihr einen tiefen, schmerzlichen Nachklang. „Die Sehnsucht nach meinem guten Kinde ist oft so schmerzlich," schreibt sie um Neujahr 1842; „warum mußte ich so viel Nächte durchkämpfen, warum so viele schwere Stunden durchmachen? Mit doppelter Liebe hing ich an dem guten Kinde, das so theuer erkauft war; und alles für das Grab gekämpft und gelitten!"

Es ist nur Ein Trost: daß alles zu unserem Besten dient; „demüthiget euch unter die gewaltige Hand Gottes,

daß er euch erhöhe zu seiner Zeit.“ Das predige ich mir, wenn die Fragen warum und warum? immer wiederkehren. Und was wird es wieder mit dem Wesen werden, das mir bereits schon manche Stunde erschwert und mich wieder an das Scheiden von den Meinigen mahnt? Wie schwer wird es mir, seiner Ankunft entgegen zu sehen! Soll es ein Ersatz sein für das Hingegangene, soll das alte Leid wieder neu mit ihm werden?

Der dunkle Faden durch ihr Leben; das kranke Herz, regte sich immer gewaltiger und verkümmerte ihr den harmlosesten Lebensgenuß; „ach, wie bin ich ein elender Tropf,“ seufzt sie, „eine einzige Nacht Schlaflosigkeit bringt mich ins Bett! Du siehst, daß unter diesen Umständen mein Muth bedeutend sein muß, wenn ich nicht jammere. Ich kann es meinem guten Mann aber nicht zu leid thun, denn er ist nie liebenswürdiger, als wenn ein's krank ist. Du weißt, wie gut er immer gegen mich war! Keines kann so gut das Kopfkissen machen, oder Arznei geben als er. Es wird ja mit mir auch vorbei gehen mit Gottes Hülfe!“

. . . .

„Wärst Du doch hier, um mich in den botanischen Garten zu begleiten,“ schrieb sie im Frühling, „jeder Ausgang ist wirklich ein Wagstück, ich weiß nie, wenn man mich heim tragen muß. Es ist ein elendes Dasein, besonders wenn die Sonne so schön scheint; wenn man mit der erwachten Sonne auch zu neuem Leben sich ermuntern und so recht aufjauchzen möchte mit dem jungen Frühling, da fühle ich mich schwer gedrückt.“

So war es natürlich, daß sie auch frühe schon der Gedanke an den Tod begleitete, und doch war sie noch fern von der seligen Freudigkeit, die ihr verliehen wurde, als der ernste Bote wirklich kam. „Emma's Tod thut mir sehr weh,“ schreibt

sie bei dem plötzlichen Tod einer Freundin, „und doch ist es ihr zu gönnen, daß sie so schnell von der Welt scheiden durfte, wenn es doch sein muß. Wie herb ist es für eine Mutter, den Tod lange vor Augen zu haben und denken zu müssen, von Allen den Lieben, Mann und Kinder sich trennen zu müssen; der Schmerz muß fast unüberwindbar sein, auch wenn das Herz den vollen Glauben hat, die Seinigen einst wieder zu finden . . . . ." Und ein andermal wieder: „Mein lieber Mann und meine Kinder! O wie schwer ist's zu scheiden von dieser Welt, welche noch so schön und grün vor unsern Augen liegt! Im Ganzen bin ich aber gefaßt, ich denke: wie Gott will. Mein Trost ist, daß ein langer Todeskampf bei einem kranken Herzen selten stattfindet; das Uebrige stelle ich der Barmherzigkeit Gottes anheim. Ottilie, gedenke meiner in deinem Gebet!" — „Gott schenke jedem eine ruhige Todesstunde! Dies ist mein immerwährendes Gebet, daß wir, wenn auch nicht durch Glauben zum Schauen, so doch durch Zweifel zur Gewißheit, zu einer freudigen Gewißheit kommen mögen."

Gott hat gethan über ihr Bitten und Verstehen. Dasselbe Herz, das hier noch so bang erbebete vor dem Sterben, hat dem gewissen Tod zehn lange Tage ins Auge gesehen, mit Kreis all der Lieben, an denen es so innig hing, in klarer, seliger Freudigkeit bis zum letzten Hauch. So stark ist Gottes allmächtige Kraft in den Schwachen!

Eine magnetische Kur half ihren Herzkrämpfen, die sich wieder heftiger als je eingestellt, auf fast wunderbare Weise, aber die Hülfe war nicht von zu langem Bestand. Was sie aber immer wieder aufrecht hielt, das war nicht allein ihre elastische Natur, die hinter allen Wolken die Sonne sah, es war schon der Beistand einer höheren Kraft, es war das Leben des Geistes in ihr, das stärker und mächtiger wurde, je schwächer die Hülle ward.

„Gott sei Lob und Dank, daß die Heiterkeit in unsrem Gemüth die Oberhand gewinnen kann, daß immer wieder eine Zeit kommt, wo wir im Gefühl des tief überwundenen Seelenschmerzes ausrufen können: „Tod wo ist dein Stachel, Hölle wo ist dein Sieg?"

„Wie ist heute ein so trüber Herbstabend," schrieb sie im November 1842, „mir war diese Zeit immer die traurigste, wenn mit jedem Gang ins Freie die Natur kahler und öder aussieht, wenn jeder Windstoß uns etwas von dem letzten Blätterschmuck der Bäume vor die Füße schüttelt und auch die Sonne nur durch graue Schleier scheint. Ich weiß wohl noch, wie ich zu Haus an einem so stürmischen Novemberabend, wie der Mond nur hie und da schwermüthig zwischen den Wolken durchblickte, zu dichten anfing, und am Ende zu weinen, so trübselig war mir ums Herz. Aber nur das Sterben der Natur ist so traurig, das Todtsein, wenn sie ihr weißes Kleid an hat, erhebt die Seele, stärkt und ermuntert und belebt die Hoffnung auf das Auferstehen im Frühling. So ist es ja auch bei unserem Sterben, auf das schmerzliche Scheiden folgt eine Ruhe und die Grabesblume wächst dem Himmel zu."

„Ich weiß gewiß," schreibt sie mir in einer Zeit tiefen Leides, die sie treulich mit mir getheilt, „es gibt eine Zeit, wo man sich im herbsten Leid glücklich fühlt, wenn der rechte Punkt gefunden ist, wenn wir im Hinblick auf Gott auch das Schwerste betrachten können als Schickung von ihm, als Schickung, die uns löst von der Erde, die uns der Vollendung näher bringt. Dann tritt eine gewisse Freudigkeit ein, wir fühlen die Nähe Gottes und sagen mit Hiob: „Bei ihm ist Weisheit und Gewalt, Rath und Verstand." Wohl kommen die schweren Gedanken wieder, und die Sehnsucht nach den vorigen Tagen, „da mich Gott behütete, da seine

Leuchte über meinem Haupte schien, da der Allmächtige noch mit mir war und meine Kinder um mich her.“ Aber die trüben Gedanken vergehen wie Aprilregen, die Sonne der Gnade scheint um so freundlicher, und der Trost kommt immer milder in unser Herz. So kämpfe nur getrost fort, liebe Seele, es kommen gewiß wieder Zeiten, wo die jetzigen trüben Tage hinter dir liegen als ein schweres Gewitter, das Deinen Himmel gereinigt hat.“

Im Juli 1842 wurde ihr ein Töchterlein, Eugenie, geboren; das Kindlein, dessen Geburt sie so lange erwartet hatte, erfreute sie schon darum so unbeschreiblich, weil es das erste und einzige ihrer Kinder war, das sie selbst stillen durfte, das war doch wieder ein Blümlein nicht fürs Grab geboren, und obwohl auch dies Kind Mühe und Sorge genug mitbrachte, so lebte sie doch neu auf in all der Freude und Lieblichkeit, die eben nur ein kleines Kind mit sich bringt; „wenn die kleinen Kinder aufhören, geht die Poesie in der Familie aus,“ sagte sie oft.

Inmitten all der Unruhe, Mühe und Sorge, die nun vier Kinder mit sich brachten und die ihrer zarten Gesundheit doppelt schwer wurde, fühlte sie sich angetrieben, ihre Ideen in die Welt hinauszuschicken.

„Ich war auch einmal wieder krank,“ schreibt sie im August 1842, „und das Unwohlsein hat mir gezeigt, daß ich noch weit vom Ziele bin, ich murrte und war sehr aufgebracht, schon wieder krank zu sein. Durch wie viel Leiden werde ich noch zum Leben eingehen müssen! wie oft glaubte ich schon auf alles gefaßt zu sein und war geduldig in der Trübsal, braunte aber das Licht wieder heller, und löschte dann doch wieder aus, so war ich eigentlich ärgerlich, daß es

wieder gebrannt hatte, und da war Undank statt des Dankes. Nun habe ich zur Ader gelassen und sitze wieder als Reconvaleszent da, mit abermaligem Muth zum Leben, zum wie vielsten Mal?

„Dein Plan, einmal ein Erziehungsinstitut zu gründen, überrascht mich nicht, obwohl michs lächert, daß er schon so ausgesponnen ist und bist noch so jung! Ich dachte mir selbst so etwas für Dich aus, wenn Du ledig bliebest. Aber Du bist mir doch zu gut, als daß ich Dich in so einer Anstalt sehen möchte. Wenns Gottes Wille ist, so wird es nicht so weit kommen. Wenn ich Dir gut zum Rath bin, so machst Du's anders und wirst eine Frau wie andere Leute auch. Ich will Dich zwar meinetwegen bewundern, wenn Du eine so große, starke Seele hast, ohne Klage allein Deinen Weg zu gehen, aber Mitleid habe ich dann eben doch mit Dir, Du magst Dich dagegen wehren wie Du willst. Gott im Himmel! wie wäre es mir gegangen, wenn ich eine alte Jungfer geworden wäre! Diese Widerwärtigkeit meinerseits! Da hätt' ich nicht dabei sein mögen.

„Nun sollst Du auch meinen Plan hören. Nimms für Spaß oder Ernst, wenn ich Dir mittheile, daß es jetzt zwei Jahre sind, daß ich ein Buch zu schreiben anfing, ein Volksbildungsbuch, das Anfangs schnell vorrückte und durch alle Unterbrechungen fortgesetzt wurde, bis ich alle Augenblicke auf der Nase lag, und das hauptsächlich stockte, weil mein Alter ihm nicht genug Interesse und Aufmerksamkeit schenkte, was eigentlich abscheulich von ihm ist, da ich es habe ganz in seinem Sinne abfassen wollen. Das Buch sollte nicht tadeln, nur erzählen. Ich weiß eine Menge Anekdötchen, kenne das Bauernleben durch und durch, es wäre ja Schade, wenn diese Erkenntnisse verloren gingen! Ich bin jetzt fest entschlossen, das Ding zu Ende zu bringen. Außer Dir soll es keine

Seele erfahren, auch Du hättest es nicht wissen sollen, bis ich Dir ein schön gebundenes Exemplar zugeschickt hätte, betitelt: das Leben des alten Melchior in X. Aber natürlich würde es zu lange bis dorthin, und ich könnte darüber sterben, dann hättest Du es ja nie erfahren."

Immer wieder und wieder, durch schwere eigene und Kinderkrankheiten tauchte der Plan in ihr auf.

„Die Idee, eine Volksschrift zu schreiben, ist noch nicht bei mir erloschen; doch leidet sie immer Umarbeitungen, so daß ich nie ans Ziel komme," schrieb sie lange nachher. „Meine Hauptidee ist, zu zeigen, wie jeder Stand seine eignen Freuden und Leiden hat und somit alles gleich ausgetheilt ist, wie überhaupt Reichthum und Ansehen nur Nebensachen sind und wie Haschen und Reichthum in's Verderben bringt. . . . . Ich will Dir immer die Sache kapitelweise mittheilen, Du mußt mir erstens die Schreibfehler korrigiren und zweitens Dich ganz in meine Idee versetzen, daß es ein Volksbuch ist, zum Theil in Ton- und Mundart des Volkes. Es spielt in Bauernstuben, in Wald und Feld. Als Gegenbild der genügsamen Armuth kommt Reichthum, nicht oder übel angewandt, Unzufriedenheit mitten im Ueberfluß ꝛc. Ich bin überzeugt, Mißgunst macht das größte Unglück in dieser Welt. Zufriedenheit das höchste Gut. — Alltagsphrase! — Ich kann mich nicht weiter verbreiten über den Zweck meines Buchs. Nur dies kurz zusammengefaßt: jeder Stand etwas poetisch aufgefaßt ist gut. Alles ist gut! Poesie ist die Würze des Lebens! Heute Abend haben wir den großen Herrenkranz! mein Alter scheucht! — Reiskuchen, Schinken mit einer Kruste, Pastete! — Thee! Ade, du Liebe!"

Es kam nicht zu den versprochenen kapitelweisen Zusendungen, überhaupt kam die Volksschrift nicht in der besprochenen Weise zu Stande. Mehrere Jahre später aber voll-

endete sie doch eine Sammlung von Dorfgeschichten, meist kurze Erzählungen, unmittelbar dem Volksleben entnommen; sie wurden als Eigenthum des württ. Volksschriftenvereins angekauft, ihre gesunde Tendenz, die außerordentliche Wahrheit und Lebenstreue, mit der sie geschrieben sind, hätte mehr Beachtung verdient als sie gefunden haben. Ich hätte mir damals nicht träumen lassen, daß mein Name je anders gedruckt würde als einst in meiner Leichenrede, und es war wunderbar und uns Beide überraschend, daß wir uns später auch auf diesem Felde noch getroffen haben.

Diese einmal erwachte geistige Lebensthätigkeit ließ sich nicht mehr unterdrücken, ihre geistreichen schriftstellerischen Versuche hatten zwar nicht das Weltglück, außer einigen Aufsätzen: „Zimmerpoesie, Eine schlaflose Nacht," wurde nichts von ihren Sachen gedruckt, aber sie schrieb fort und fort aus innerem Herzensdrang unter Umständen, wo es Andern fabelhaft erscheinen könnte, daß man Stimmung und Zeit finde, um Geschichten zu schreiben. „Meine Schriftstellerei war für mich in der letzten Zeit wieder eine Blume in der Wüste," schrieb sie einmal in besonders schweren, bedrängten Tagen, „ich habe zu trübe Zeiten, die Kinder alle hatten die rothen Flecken, Emilie in Folge davon böse Augen, und Tag und Nacht Schmerzen, auch die Jungfer lag krank und ist noch schwach, und Ferdinand noch elend. Ich bin oft an Leib und Seele dahin und kann es nicht lange mehr so aushalten: einen Tag wie den andern, ohne frische Luft oder sonstige Erquickung. Wenn dann bei Tag die Kinder alle ruhten, so erfrischte ich mich mit Schreiben. Jetzt aber geht es nicht mehr, ich bin zu matt von Sorgen."

„Ich muß schreiben," schrieb sie später, „und wenn es keine Seele läse; es ist mir hoher Genuß, zu schreiben, im Grunde meine einzige Erholung in den engen Grenzen mei-

ner Vergnügungen; mein Athem wird immer schwerer und macht mich untauglicher für die Gesellschaft."

Sie schrieb Reiseschilderungen, Reminiszenzen aus der Kindheit, Erzählungen, deren Stoff sie aus dem Leben nahm; die Erfindung, wo sie erfand, ist sehr einfach, die Darstellung wahr, warm und lebendig, aber wohl zu ungeschmückt. Sie selbst sagt einmal: „wenn ich meine Erzählungen mit andern vergleiche, so kommen sie mir vor, wie Bauersleute mit ungewichsten Stiefeln." Obgleich ihr das Schreiben an sich, als Erguß ihrer Gedanken, die Hauptsache war, so hätte sie doch sehr gewünscht, ihre Geisteskinder in die Welt zu bringen, nicht um des Ruhms, und nicht um Gewinnes willen. „Es würde mir so viel Vergnügen machen, Honorar zu bekommen, ich möchte die armen Proletarier, die ich geschildert, auch einmal außerordentlicher Weise erfreuen, es müßte eine große Freude werden! — Ich sollte schrecklich viel Geld haben für meine Gemüthszwecke. Die Kinder brauchen alles, so bleibt mir für Andere nichts, wenn ich mir nichts verdiene, obwohl mir mein guter Mann über seine Kräfte gestattet. Mein Herz würde nicht so oft krank, wenn ich ihm mehr wohl thun dürfte; aber es wird nichts."

Unsere Freundschaft war bestimmt, auf die tiefste und bedeutendste Weise in's Leben einzugreifen. Ein Zufall, was man so Zufall nennt, oder vielmehr eine wunderbare Fügung der Vorsehung machte sie zur Vermittlerin in der wichtigsten Angelegenheit meines Lebens. Sie konnte sich für das Glück ihrer Freunde interessiren, wie es Wenige können, sie hatte aber auch einen rücksichtslosen Feuereifer, dies Glück zu fördern, und wollte dem Herzen nicht gestatten, seinen eigenen stillen Weg zu gehen zu dem Ziel, an das sie gern im Sturm

führen wollte. Wir sind uns aber bei aller Liebe doch immer selbstständig gegenüber gestanden, und so mußte sie sich gedulden, bis die Frucht reif war.

Es wurde ihr die Freude, daß unter ihrem Dach sich alles vollendete, wie es gut und glücklich war, daß in ihrem Zimmer der Bund der Herzen geschlossen wurde, wie sie es lange ersehnt, wenn auch nicht so rasch, wie sie gewollt. O, mit welch strahlender Glückseligkeit begrüßte sie das glückliche Paar! Wie hatte sie in froher Vorahnung des großen Ereignisses unten in liebenswürdiger Geschäftigkeit ein Festmahl bereitet, während oben ein Bund sich schloß für Zeit und Ewigkeit, wie lieblich schmückte sie das Zimmer mit Blumen, und zündete alle Lichter an in der Freude ihres Herzens, und umarmte mich lachend und weinend! O, niemand konnte wie sie die Sache der Freunde zur eigenen machen, — niemand verstand zu lieben, wie sie!

„Wie freue ich mich für Euch des herrlichen Abends!" schrieb sie nachher, „mein Mann sagt: ich lebe gegenwärtig dreifach, mit Jedem von Euch Beiden, in jedes Einzelne denke ich mich hinein und fühle mit ihm; es ist aber auch so; was kann ich machen? ich mußte mich nach und nach in Jedes von Euch hineinleben; nur halte mir's zu gut, und erlaube, daß ich noch ein Weilchen mit Euch schwärme und mich mit Leib und Seele über Euch freue, daß ihr so glücklich seid!"

. . . .

„Bin ich der Bräutigam oder die Braut?" schreibt sie ein andermal. „Ich wollte lesen und stricken, es ging aber gar nicht, denn ich mußte immer an Dich denken, da fuhren die Wörter hin und her ohne Sinn, ich legte das Buch zurück, steckte das Strickzeug auf und will nun wieder an dich schreiben. Unten ist freilich eine Wasch, und Du

wirst denken, da hätte ich noch nöthig, Dir zu schreiben, bei solchen häuslichen Geschäften. — Du freilich schreibst mir kurz und so, ich weiß nicht, wie? Da bin ich nun seither mit Dir gegangen Schritt für Schritt, jetzt seid ihr mit einander drinnen in der Herrlichkeit und mir schlagt ihr die Thüre vor der Nase zu, ich soll nicht mehr wissen, wie es darinnen aussieht, und ich möchte doch auch noch mitleben und mitfühlen. Mir thut oft mein armes Herz ganz weh vor lauter Freude über Euch. Sei also so gut und schreib mir einmal, wenn auch nur Einmal Schwarz auf Weiß, wie Dirs um's Herz ist. Willst Du denn Alles für Dich behalten oder bist Du eifersüchtig, daß ich Euch Beide gleich liebe? Du weißt ja, das ist mein Element, soll man sich denn in dieser kalten, steinernen Welt nie ganz offen sagen dürfen: ich liebe Dich recht aus wahrhaftem Herzen, ohne Falsch und Selbstsucht und alles Nebengeziefer? Gottlob, daß Du mich verstehst und mein Herz, das nichts kühl anfassen kann; wenn man mich mißversteht, mich so verwundert ansieht, so ist's gleich einem kalten Umschlag um mein warmes Herz, das dann sein Blut nach innen ergießt, und außen nur noch ganz leise schlägt.

„Gelt, Du behältst mich doch lieb?“ sagt sie später, „ich weiß wohl, es ist ein undankbar Geschäft, auch nur von weitem mit Herzensachen Anderer zu thun zu haben. Weiß wohl, wie es mir einst mit der alten Tante ging, die mir so im Voraus zu meiner Wahl gerathen, da mußt' ich nachher immer denken: „glaub's nur nicht, daß Du schuld seist, daß ich ihn nehme, ich habe ihn selbst gewollt.“ Es kommt mir immer vor, wie wenn das Brettergerüst sagen wollte zum Bau: ohne mich hättet ihr doch nicht bauen können. Das Gerüst aber wirft man weg und besieht es nicht mehr, wenn das schöngelungene Werk vollendet dasteht. Nicht wahr,

ich bin kein solches Brettergerüst? . . . ich sollte aber nicht spaßen, ich schreibe in tiefer Nacht am Bett meines Blauäugleins, das krank ist, und alle Nachtwachen meines Lebens gehen an mir vorüber, habe schon so viele Nächte verwacht und bin noch so jung, erst dreißig! In meiner Kindheit habe ich gewacht, wenn mein Herz so klopfte, oder aus Freude vor Weihnachten oder Maientag, dann kamen auch Nachtwachen schon, wo mein Herz recht krank war. Dann sollte ich einmal einem kranken Bruder wachen, war aber selbst kerngesund, zum Glück schlief der Bruder auch ein und die Mutter traf uns alle Beide in süßem Schlummer. Später kamen die Nachtwachen im Ehestand, am Bette des kranken Kindes, die herbsten: hoffnungslos hinzuwachen von einer Nacht zu einem trostlosen Tag, wenn die Dämmerung anbrach, wenn die Vögel zwitscherten, wenn der schöne helle Morgenhimmel über uns stand, und keine Hoffnung, nur schwerer fiel die Last aufs Herz. Eine Nachtwache mit den Eltern am Bette des kranken Bruders, wo jede Sekunde der Tod einziehen konnte, — Nachtwachen am Krankenbett der Mutter und an ihrer Leiche. — Und doch ist wieder mancher fröhliche Abend und mancher heitere Morgen gekommen, auch nachdem meine Kindlein todt sind und Mutter und Bruder im Grabe schlafen." Sie hat nicht viel ruhige Nächte mehr gehabt in den dreizehn Jahren, die sie noch zu leben hatte.

In Scherz und Ernst theilte sie der Braut allerlei von ihren Lebenserfahrungen für den Ehestand mit: „Das muß ich sagen, Du bringst noble Grundsätze zur Ehe mit! Nichts erbitten und nichts erschmeicheln vom Mann! Gib acht, daß Du da nicht mit Deiner Noblesse und Frauenwürde allein stehen bleibst! und dann auf der andern Seite nie Deinen eigenen Willen geltend zu machen. — Eins ist da so schlimm, als das andre. Dein Mann gehört gewiß auch

zu denen, bei denen man mit Bitte und Schmeichelei (wohlgemerkt beides der Liebe, der redlichen wahrhaften Liebe, nicht der List oder der Laune) alles ausrichten kann und ohne dieselben nichts, denn er würde ohne Bitte und Schmeicheln gar nicht ahnen, daß er etwas hätte erweisen sollen, was doch der Liebe so wohl thut.

„Und dann, wenn Du nicht bitten und schmeicheln willst, wirst Du am Ende auch nicht um Verzeihung bitten wollen? Das, sage ich Dir, gehört immer uns zu, denn beim Mann geht aller Aerger tiefer und dauert länger an, was die Frau immer ängstlich mitfühlt, wenn schon lang kein Aerger mehr in ihrem Herzen ist. Dann ist es schön und erhebend, wenn die Bitte um Vergebung so schnell wie die Sonne das Eis, den letzten Groll des Mannes wegnimmt, und man sich zusammen besinnt, warum man denn habe ärgerlich auf einander sein können? Ich rathe Dir, lerne das nur bei Zeiten! Du ersparst Dir viel unangenehme Augenblicke, ich will nicht sagen Stunden. Ebensowenig laß Dir aber allen Willen nehmen, es ist für den Mann ganz gut, wenn die Frau hie und da ihren Willen behauptet.

„Ich schwatze Dir freilich von böhmischen Dörfern vor; als Braut kann man vieles gar nicht begreifen, was man nachher so schnell begreift, aber oft nicht begreifen will. Ich verstehe daher nicht, was man für ein Leben hat mit den Flitterwochen, ich kann mir gar keine denken, denn es gehört doch längere Zeit dazu, bis man sich so ganz kennt, und sich so ganz und gar, auch sammt den Fehlern, liebgewinnt. Im Brautstand sieht man einander fehlerlos, in der Ehe glaubt man zuerst, jeder kleine Fehler, der vom Andern zum Vorschein kommt, sei eine Art von Lieblosigkeit, von Vernachlässigung gegen uns; so lang man nicht die Fehler mit lieb hat, ist man nicht ganz glücklich, dann erst ist's die Liebe,

die Alles duldet und Alles trägt, und aus der muß die Liebe kommen, die Alles überwindet."

„Wir Frauen sind eben gar gutmüthige Geschöpfe," schrieb sie später, „aber wir müssen doch auch lernen an die Liebe glauben, auch wo sie sich nicht immer zeigt. Das Gute hat das Kranksein, man kennt sich doch wieder näher, im gewöhnlichen Leben hat und will man oft zu wenig von einander. Es ist mir öfters schon so betrübt ums Herz geworden, wenn ich denke, man könnte auf einmal von einander kommen und hätte so wenig von einander gehabt! Geistig sollte man doch immer auf dem Laufenden bleiben, so wie man's ja täglich ist mit dem körperlichen Befinden. Ich habe wenigstens in gesunden Tagen nichts von meinem lieben Mann, er steckt immer so sehr in Geschäften! Wüßte ich nicht so ganz bestimmt, daß er mich über alles liebt, was mir auch seine Sorge um mich zeigt, ich käme mir oft überflüssig vor. Ein Bischen geäußerte Liebe wäre öfters wahre Arznei."

Vielleicht ist dieser Mangel an innerem Zusammenleben eine Klage aller Frauen, und gewiß in den meisten Fällen nicht die Schuld der Männer, denen ein ernstes Tagwerk nicht mehr Stimmung und Muße läßt zu Herzensergießungen. Eine Kur für dieses Leiden, eine Auffrischung für die verblaßte Poesie des ehelichen Lebens sind gemeinsame Reisen, kleine oder große, je nachdem es die Kasse erlaubt — wer nicht nach Italien reisen kann, geht auf den Schwarzwald — wo allein in Gottes freier Welt draußen auch die Herzen wieder frei werden und der frische Reisewind den Alltagsstaub von der Seele bläst. Auch Augusten wurde diese Freude auf kleinen Reisen in die Schweiz — nach Heidelberg und mit vollen Zügen genoß ihre heitere Seele jeden, auch den kleinsten Reiz des Reiselebens.

Es war uns nicht bestimmt, zusammen zu kommen, dasselbe Jahr, das mich als Frau in ihren Wohnort führte, führte ihren Mann als Rektor an das Lehrerseminar zu N. Sie freute sich des Wechsels. „Die Stellung ist nach dem Herzen meines Mannes, für meinen Vater läßt sich nichts Schöneres denken, als in seinen alten Tagen seine Kinder noch so in der Nähe zu haben, ich sonne mich in Gedanken schon in den hellen, freundlichen Zimmern, wo den ganzen Tag die Sonne hereinscheint.“

So hatten die Freunde Tübingen verlassen, ehe wir unsern Herd dort gründeten. In den weiten Räumen des alten Seminargebäudes konnte sich die Familie behaglich einrichten, ein heiterer Verkehr mit dem Vaterhause, mit der alten Heimath begann, und Auguste hoffte von Neuem auf bessere Zeiten, aber ihr Himmel blieb nie zu lange ungetrübt. Im November 1843 wurde ihr ein Knäblein geboren, Gustav getauft „ein königlicher Bursche,“ schrieb sie später von ihm, „munter und kräftig wie noch keines der Kinder;“ — im Februar 1845 trug man ihn zu Grabe. Wenige Wochen nach dem Tode dieses Kindes gebar sie wieder ein liebliches Knäblein, — es starb, ehe es ganz ein Jahr alt war. Ein Kindlein wurde todt geboren, ein Töchterlein, im April 1846 geboren, blieb am Leben, ward aber durch seine zarte Gesundheit ein Kind vieler Sorgen. „Das kleine Wesen lächelt sich schon wieder in die Herzen hinein,“ schrieb Auguste mit wehmüthiger Freude, „ist auch sie fürs Grab geboren?“

Ihre Gesundheit wurde natürlich von diesen Stürmen mehr und mehr erschüttert, aber doch gewann der freudige Geist immer wieder die Oberhand. Sie lebte auf mit den heranblühenden Kindern und nahm den lebendigsten Theil an ihrer innern Entwicklung, sie legte gemeinsame Tagebücher

an, in denen jedes Kind die Ereignisse des Tages nach seiner Anschauung niederschrieb, auch junge Hausgenossen, Zöglinge ihres Mannes, nahmen Theil an diesen häuslichen Ergießungen. Die Mutter schrieb dann eine Art von Rezension zum Schluß, wo sie in heiterer Form dem jungen Volk manche gute Lehre ans Herz zu legen wußte.

Einen besonders schweren Krankheitsanfall hatte sie im März 1847: „Ich schreibe Dir wieder im Bette. Draußen scheint die Frühlingssonne so lieblich, alles freut sich, ich aber sehe sie nur an die Fenster und an die Decke des Zimmers scheinen. Doch, Gott sei Lob und Dank! Abermals darf ich hoffen, mich wieder zu erholen und Gottes Güte zu schmecken, seine Barmherzigkeit ist groß und nimmt kein Ende!"

Vor acht Tagen starb die gute Hermine (die Nichte und Pflegtochter ihrer Eltern), ich war längst vorbereitet, doch erschütterte die Nachricht mich sehr.

„Ich wollte ihr den letzten Liebesdienst erweisen und ihr Sterbekissen verfertigen, Amalie mußte es nähen, das konnte ich nicht, ich schmückte es dann mit Schleifen und Blumen. Schon unter diesem Geschäft wandelte mich ein unbestimmter Schauer an, den ich durch Klavierspiel zu vertreiben suchte. Da überwältigte mich aber auf einmal am Klavier ein entsetzliches Grauen, mein Herz fing ganz laut, hörbar an zu pochen und die fürchterlichste Angst vor dem Tode kam über mich. Ich konnte nicht weiter spielen, denn immer entsetzlicher wurde es mir zu Muthe. Jetzt konnte ich nur noch aufstehen und anordnen, daß man zum Doktor schicke, da ich fühlte, ich müsse sterben.

„Mein lieber Mann war bei meinem Vater in W., nur die Kinder um mich her, es war entsetzlich, ich glaubte vor ihnen den Geist aufzugeben, noch ehe der Doktor kam. Zum Glück kam dieser gleich. Ich war eiskalt an Händen und Füßen, ein eisiger Schauer durchrieselte mir den Körper, das gräßliche Gefühl läßt sich mit nichts vergleichen, mein Leiden war auf's Höchste gestiegen, so habe ich die Nähe des Todes nie gefühlt. Endlich brachten warme Hand- und Fußbäder mehr Leben in den Körper, dann trugen sie mich in's Bett. Immer und immer wieder kam das Sterbensgefühl. Meinen guten Herrn Weber, den Musiklehrer, ließ ich rufen, nur Musik kann die Todesangst etwas dämpfen, und unter den herrlichen Accorden der Choräle, welche er mir spielte, bekam ich etwas Linderung. Gott sei gepriesen für diesen Trost in meinen Leiden! Jetzt kam auch mein Mann und fand mich zwar ergeben, aber in einem hoffnungslosen Zustande." In jener Nacht waren die Ihren um ihr Bette versammelt in Erwartung ihres nahen Todes; ihr Herzschlag wurde so laut, daß er im ganzen großen Zimmer hörbar war. Der Arzt hatte alle Mittel erschöpft und glaubte gewiß nach ihrem Pulsschlag, daß ihr Ziel noch wenige Stunden gesteckt sei. Ihr Mann saß an ihrem Bette, betete mit ihr und las ihr Sterbelieder. Als dieser Zustand lange, — für die Ihrigen eine Ewigkeit, — gedauert hatte, hub sie an: „Herr Doktor, wollen Sie nicht doch noch einen Versuch mit mir machen? Verordnen Sie mir einmal Castoreum." Der Arzt willfahrte ihr, das Mittel that aber wenig Wirkung; „nun geben Sie mir noch eine ordentliche Dosis Laudanum." Auf diese bekam sie etwas Schlummer, ihr Pulsschlag war besser, und am andern Morgen konnte sie der Arzt für gerettet erklären.

„Ach, liebes Herz!" schrieb sie am Schluß des Briefes,

„von jetzt an werde ich ein angstvolles Leben führen müssen, wenn ich erträglich gesund bleiben soll; es wird mir oft ganz bange auf solch ein Leben, wie mir scheint ohne Zweck und Aussicht, denn all und jede Arbeit ist mir auf's Strengste untersagt. — Mein lieber Mann hat an seiner Frau nichts als eine schwache, elende Person, ich aber an ihm einen überaus aufmerksamen und liebevollen Krankenwärter, er thut mir nämlich allein alles. Es ist eine dunkle, undurchsichtige Prüfung über uns ergangen, einst wird auch dies klar werden, und einstweilen dient auch dies zu unserer Läuterung. Das Leiden stimmt so mild und demüthig, so friedfertig und liebevoll gegen die ganze Welt."

Auch von diesem Schlag erholte sie sich wieder, obwohl er nicht spurlos an ihr vorüber ging, ihre Gestalt wurde etwas vorgebeugt, ihr Gang matter, auf der weichen Stirn, die einst wie weißer Sammt sich anfühlte, zogen sich tiefe Falten. Mit ganzer Seele theilte sie die Noth und Sorgen der Armuth im Jahr 1847, sie gab nicht nur ihr Geld, sie gab ihr ganzes Herz, all ihr Sinnen und Sorgen der Armuth hin, und diese tiefe, ich möchte sagen, leidenschaftliche Sympathie war es wohl auch, die sie später so mächtig hinriß auf die Seite derer, die ihr die Unterdrückten schienen.

Es kam das sturm- und drangvolle Jahr 1848; ihre leichtbewegliche Natur wurde angeblasen von dem Sturm, der in die Zeit gefahren ist; wie sie alles mit ganzer Seele that, so gab sie sich auch mit ganzer Seele dem Strome hin, der so gewaltig einherbrauste. Hier liefen denn unsere Ansichten wesentlich auseinander; bei aller Begeisterung für Menschenrechte und für ein einiges Deutschland regte sich bei mir ein angeborener Legitimitätssinn, und gerade durch die entgegengesetzte Strömung die Sympathie für die bedrängten

Fürsten, für die bestehenden Formen, so daß ich's höchstens zum Standpunkt eines Märzministers brachte. .

Auguste sah in all der neuen Gluth die Morgenröthe einer neuen, goldenen Zeit: „Soll es uns nicht wohlthun, wenn unsern Brüdern und Schwestern auch der Tag des Lichtes anbricht? wenn die, welche verworfen und verachtet waren ihrem Stande nach, endlich auch Menschen werden dürfen? Du erwartest alle Verbesserung der Welt einzig vom Christenthum, ich aber sage, zuvor müssen sie Menschen sein, ehe sie Christen werden können. Daß sie wirkliche Christen werden, dazu kann nur das freie Wort helfen, das wie zur Zeit der Reformation die Finsterniß zerstreuen und dem Lichte Bahn brechen muß. Wenn du aber meinst, mit diesem hereinbrechenden Licht versinke vollends alle Religiosität, so sage ich bloß: das ist gar nicht möglich; vom äußeren Wesen vielleicht wird manches abgethan, dagegen zieht der Mensch aber wieder an den neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit. Und Jeder, welcher hat denken lernen, wird selbst den Weg am Besten finden, wenn er anders will, den engen Weg, der zum Leben einführt! Zwingen kann man Niemand, wäre auch dem lieben Gott kein großer Dienst damit gethan.

„Noch einmal, du solltest nicht so gleichgültig sein gegen den jetzigen Umschwung der Dinge, denn es handelt sich um Größeres als Preßfreiheit, Geschwornengerichte, Volksbewaffnung 2c., es handelt sich darum, daß der Mensch durchweg seine edelsten Güter, die Gott ihm in's Leben gab, wieder erhalte. Für's erste sind es nur leibliche Güter, die geistigen fallen ihm dann von selbst zu, und auf dem gereinigten Boden wird dann unser herrlicher Glaube beseligend wieder einziehen. . . . . .

„Schickt nicht der Allmächtige jeden Wind und Sturm,

im Großen wie im Kleinen? Wird nicht sein Geist auch über diesen Wassern schweben und zur rechten Stunde rufen: es werde Licht. Du sagst, diese Bewegung wurde ohne den Blick nach Oben begonnen, sie ist ein Menschenwerk und nicht ein Werk aus Gott; das bestreite ich Dir, ich glaube, sie ging von Gott aus, und wird zu Gott führen, es wird freilich manch' blinde Werkzeuge geben, die nicht wissen, was sie thun, aber Viele werden ihr Tagwerk, das nicht leicht auf ihnen liegt, nur mit Gebet um Beistand von Oben beginnen. . . . .

„Bist Du immer noch niedergedrückt von dem Lauf der Zeiten? Lerne doch beherzigen, was ein Weiser sagt, weiß nicht welcher, — es ist nicht deine Sache, die Schicksale der Völker zu beweinen oder zu belachen, deine Aufgabe ist: sie betrachten und verstehen zu lernen.

„Nur ein Blinder kann gegenwärtig nicht sehen, daß die ganze Geschichte der Zeit einem verwirrten Garnstrang gleicht, welchen die Kinder, die ihn abhaspeln sollen, durch beständiges Unterschleifen immer mehr verwirren. Die Mutter der haspelnden Kinder aber sieht lächelnd zu, es ist die Vorsehung, welche bald den Knäuel zur Hand nehmen, und die Zeit gut und schön abhaspeln wird, wenn sie auch den ungeschickten Kindern da und dort tüchtig auf die Hand schlägt.

„Es geht Dir natürlich wie mir, daß unsere Verschiedenheit in diesem Punkte weh thut. Ich trug letzthin mehrere Tage diesen Gedanken in mir, und war so traurig, daß ich hierin an Dir nicht die gleichgestimmte Seele habe. Mein Herz ist oft so voll, es umfaßt so Vieles und Großes und kann sich Niemand mittheilen, weil es unter den alten Freunden Niemand hat, der es versteht.

„Wer wird sich denn durch die Bewegung der Zeit sein heiligstes Kleinod rauben lassen? Wem solches geschah, dem

hat es nie recht zu eigen gehört. Wenn nicht Stürme und Regen darüber gehen dürfen, so ist es ein Haus auf Sand gebaut; das Christenthum aber ist auf einen Fels gegründet. Wenn auch Stürme wehen und Wasserwogen kommen, das Haus stürzt nicht und wankt nicht, es hält sich hoch über den Wellen, und wenn das Wetter vorübergezogen, steht es schöner und glänzender im Sonnenschein als zuvor."

Zahlreiche Noten, so stürmisch wie die Zeit, wurden zwischen uns gewechselt in jenen Tagen, wo auch ganz unpolitische Naturen nicht gleichgültig bleiben konnten. Ich gab Weniges davon, abgesehen von dem, was Wahrheit und was Irrthum darin sein mag, nur um zu zeigen, wie rein und allein auf's Gute gerichtet ihr Sinn und Wollen von Anfang bis zu Ende blieb. Sie hat viel Täuschungen erfahren, wie es nicht anders sein konnte. „Roheit und gemeine Leidenschaft haben wieder einmal der guten Sache einen Nagel in den Sarg geschlagen," schrieb sie traurig nach einer rohen Kundgebung der demokratischen Partei, — das Beste dabei, ihr warmes Herz für's Volk, ist ihr geblieben, auch nachdem die Wasser verlaufen waren.

Es war nicht möglich, unsere Ansichten zu vereinigen, unsere Freundschaft hat aber auch diese Probe ausgehalten; konnten wir die politischen Sympathien nicht theilen, so haben wir doch treulich Freud und Leid getheilt, und uns, als die Stürme vertobt waren, mit der alten Liebe und Freude wieder begrüßt.

Nun, abgesehen von der Richtigkeit ihrer oder anderer politischer Ansichten, — das ist gewiß: sie hatte ein Recht, liberal zu sein. In keinem der beiden Lager, unter Männer oder Frauen, wird es Viele geben, die so durch und durch, so wahrhaft und aufrichtig human sind, so bereit, Opfer zu bringen mit eigener Entbehrung, so voll von innigem liebe-

vollem Verstehen und Eingehen in die Noth auch der Aermsten und Geringsten wie sie es war. Nie kannte ich eine edle, wahrhaft gebildete Seele so ganz frei von aristokratischem Hochmuth, nie so im wahrsten Sinne ein Herz für's Volk, wie das ihre.

Im Jahr 1848 starb auch ihr Vater, und mit seinem Tode schloß sich ihr das liebe Vaterhaus mit all seinen freundlichen Erinnerungen.

„Nun steht unser altes, gutes, trauliches Elternhaus leer und verlassen, unser letzter Gang war auf den Kirchhof, da sind die drei Gräber beisammen, der Bruder und die Eltern, Vater und Mutter haben ihr Kind in der Mitte. An der Mauer bei den Gräbern ließ ich eine kleine Bank machen, ein liebes, trauliches Plätzchen, dort sitze ich oft im Geist und sehe die drei lieben Gräber vor mir, das einzige, an was wir in der alten Heimath noch ein Anrecht haben."

Wenn Gott ihr nicht den freudigen Geist gegeben hätte, der das Schwerste überwinden konnte, nicht das häusliche Glück in der treuen Pflege eines geliebten Gatten und lieber Kinder, — wohl hätte sie mit dem Erzvater Jakob sagen dürfen: wenig und böse ist die Zeit meines Lebens. Viele Jahre lang konnte sie sich nicht Einen Tages voller Gesundheit, nicht Einer Nacht ruhigen Schlafes freuen; schwere Krankheiten der Kinder erschöpften noch mehr ihre schwache Kraft; — seit Jahren saß sie am Tische des Lebens, wie die Israeliten beim Osterlamm: immer zur Reise gegürtet, den Stab in der Hand, — und das ist doch oft schwer für ein lebenswarmes Herz.

„Manchmal ist es doch lästig, daß ich mich fortwährend ansehen muß, wie Eine, die alle Stunden abscheiden kann, immer im Begriff zu gehen. So besinne ich mich immer, mir nur noch ein Kleid zu kaufen, es ist nicht mehr der Mühe

werth, tönt mir's immer wieder. Das stört mich oft und nimmt mir die Lebensfreudigkeit, was mich dann wieder ärgert. So fortwährend bereit zu sein und doch nicht sterben, ist hart. Wer so oft nahe dabei war, bei sich selbst und Andern, denkt: ‚wäre es nur einmal vorüber!' Dann ist es auch immer so ein Druck, daß man eben nicht besser wird, eher schlechter, und weiß nicht wie anfangen, um eigentlich besser zu werden! Gott sei mir Sünder gnädig! so muß ich fort und fort seufzen. In den Stand der Gnade wie der fromme Moser und seine Freunde, komme ich nie."

Ihr Herz aber blieb weich und offen, so jung und frisch mit den Jungen und Frohen, so herzlich theilnehmend für alle Noth und Sorge der Gedrückten, auch wenn es Sorgen waren, die ihr, die fortwährend an der Schwelle der Ewigkeit stand, kleinlich und unbedeutend scheinen mußten. Immer lebendiger wurde in ihr der Drang, nicht nur unter den Ihrigen, sondern auch nach Außen zu helfen und zu wirken. Sie gründete einen Verein für die Bekleidung Armer, und auch als ihre Hände nicht mehr thätig dabei sein durften, war sie doch mit ihrem Unternehmungsgeist, mit ihrer unversieglichen Frische die belebende Seele davon: am eifrigsten war sie bemüht, den armen ihres Heimathdorfes Beschäftigung und Unterstützung zuzuwenden; so weich aber ihr Herz war und so offen ihre Hand, so war sie doch dem blinden, gedankenlosen Geben feind, sie hatte einen sichern, praktischen Blick in die Verhältnisse der Armen und viel Festigkeit bei aller Liebe und Güte.

Von ganzem Herzen lebte sie sich in das Leben der Armen ein. „Ich bitte Dich, sieh die Armen nicht an mit dem pharisäischen Seufzer: Gottlob, daß ich nicht bin wie dieser Einer! und glaube und gieb aber auch nicht jedem Herumläufer und Lungerer, — ich will sie nicht richten, aber

ich gebe ihnen nichts, bis ich ordentliche unter ihnen finde, die ich dann fort unterstütze. Ich will Dir aber nur Ein Beispiel erzählen, was Armuth ist. Eine alte, wassersüchtige Frau in W. spinnt für mich, ihre Tochter lebt bei ihr mit vier Kindern, deren Mann arbeitet seit einem Jahr im Bairischen an der Eisenbahn und schickt nach Hause was er erübrigen kann. Seit vier Wochen kann er wegen Krankheit und schlechtem Wetter nichts verdienen, schickt also auch nichts. Die Frau nährt sich mit Lumpensammeln, da sie aber nicht zwei Gulden aufbringen kann, um ihr Patent erneuern zu lassen, darf sie nur im Dorfe herumgehen. Gestern brachte mir nun das junge Weib das gesponnene Garn von ihrer Mutter, sie klagt nie, nur durch Fragen erfuhr ich, wie es ihr geht. Alle zwei Tage bekommt sie Armensuppe vom Rathhaus, an den Zwischentagen kann sie nichts kochen als Wassersuppe. Letzten Sonntag war es so wenig, daß sie ihren alten Eltern und den Kindern nicht das Bischen nehmen wollte; so dachte sie: weil es ja Sonntag ist, wo man nichts schafft, kann ich schon fasten. Wie's Nacht geworden, hat sie aber ins Bett müssen, kalter Schweiß ist ihr auf der Stirn und den Händen gekommen. Die Kinder und ihre Eltern sind eingeschlafen, sie aber hat nicht schlafen können, sie konnte gar nicht sagen wie schlecht es ihr gewesen sei.

„Das Haus ist das äußerste im Ort, um acht Uhr klopfte etwas an die Hausthür, sie sah durchs Fenster und fragte, ein Handwerksbursche stand draußen und bat um Nachtquartier. „Lieber Gott," sagte das Weib, „wir haben eine kalte Stube, kein Bett, nichts zu essen, und ich bin selber vor Hunger so elend, daß ich nicht mehr stehen kann." Da bot ihr der Handwerksbursch zwei Stücke Brod durchs Fenster und ging weiter. „Wie ein Engel vom Himmel ist mir der gekommen, wie ich nur ein wenig davon gegessen, ist mir's

besser geworden, daß ich habe einschlafen können.“ Noch viel von diesem Jammer könnte ich Dir schreiben, was Dir fast unglaublich scheinen würde. „Rike, warum jammerst denn nicht?“ fragte ich sie. „Was soll ich jammern?“ sagte sie, „es habens so Viele nicht besser, und wenn wir's nicht verdient hätten, so ließe es der liebe Gott uns nicht so hart gehen.“ Siehst Du, da findest Du auch noch Glauben bei der Armuth, und ich sage Dir, die, welche die Armuth nie berührt hat, wissen noch gar nicht, was es heißt, Glauben zu halten. Dieß große Elend in meinem Geburtsorte geht mir Tag und Nacht nach, und ich kann nicht mehr thun. Denke ich zurück an die frühere Wohlthätigkeit und Freigebigkeit, — Bettler hatte es gar keine im Ort, es kamen nur Fremde und man ließ keines ohne Mehl oder Brod gehen. Jetzt ist alles todt. — Ein großes Gericht geht über uns, wie hart könnte der Fall sein für die, die noch stehen. Darum nur Demuth, Demuth!“

Im März 1851 wurde ihr jüngstes Kind, Ludwig, geboren, auch dies Kind machte ihr bei ihren immer mehr gesunkenen Kräften viel Mühe und Sorge. Im Sommer desselben Jahres kam eine Bettlerin mit einem ganz elenden kleinen Kindlein. „Könnt Ihr denn gar nichts verdienen?“ fragt Auguste, während sie die Mutter speist und das arme Kindlein in trockene Tücher wickelt. „O, ich könnte schon in's Aehrenlesen und etwas Schönes sammeln, wenn mir nur ein Mensch das Tröpfle da behielte, bis über die Erndte.“ „Nun so laßt es mir, ich will es in Gottesnamen so lange behalten,“ sagte Auguste und behielt und pflegte das Kind. Die Uebernahme war fast zu schwer, das Kindlein schrie Tag und Nacht, Auguste allein konnte natürlich die Pflege nicht übernehmen, und sie stellte es ihrer Magd und einem jungen Mädchen, das sie als Gehülfin im Hauswesen hatte, frei, ob

sie mit ihr die Aufgabe theilen wollten, die sie nicht von ihnen fordern könne. Die Leute zeigten sich willig, wie sie denn überhaupt auch bei Dienstboten eine persönliche Liebe und Anhänglichkeit gefunden hat, wie sie in unsern Tagen selten ist; aber sie hatte auch eine wahrhaft mütterliche Theilnahme und Fürsorge für sie; in diese, wie in alle Verhältnisse legte sie das Herz, und nur wo Liebe gesäet wird, kann man Liebe ernbten.

Das elende Pflegekindlein lebte auf, freilich langsam und mühsam, aber als nach der Erndte die Mutter kam, um es zu holen, konnte sich Auguste nicht entschließen, es ins alte Elend zurück zu lassen; sie versprach, es über den Winter zu behalten. Im Frühling aber kam das arme Weib bereits mit einem zweiten armen Tröpflein; es war kaum daran zu denken, ihr das erste wieder mitzugeben. Der Arzt aber und der Gatte thaten den Machtspruch, daß Auguste bei ihrer immer mehr wankenden Gesundheit sich nicht mehr mit dem schreienden Pflegling befassen dürfe; gern wollte der Mann einen Beitrag zu einem Kostgeld geben, aber der reichte nicht — woher das weitere nehmen? Sie war in großer Herzensnoth, bis zum Glück ein wohlthätiger Schwager noch ins Mittel trat, und das Kindlein mit seinem Kostgeld noch einer andern armen Frau zur Wohlthat wurde.

Auch später, in dem Theurungsjahr 1854, nahm sie ein armes Knäblein aus ihrem Heimathdorf über die Zeit der größten Noth zu sich, und nährte und kleidete es mit ihren eigenen Kindern.

Die Genüsse und Bedürfnisse ihres eigenen Hauses beschränkte sie zu solchen Zeiten der Noth auf das Einfachste und Nothwendigste, obwohl es sie sehr glücklich machte, wenn sie einmal wieder sich gestatten durfte, ihren jungen Leuten ein kleines Fest zu geben. „Gestern mußte ich ein junges

Bäschen einladen, die hier ist, da wurde denn einmal wieder etwas gebacken, was wirklich eine große Seltenheit ist. Den Jubel bei den Kindern, groß und klein, hättest Du sehen sollen! Das junge Volk vergnügte sich zusammen mit Sprüchwörterspielen und allerlei, ich konnte auch einmal wieder von Herzen lachen und mußte denken: Gottlob, es gibt doch auch noch fröhliche Herzen in der Welt!"

„Meine jungen Leute sind gestern heiter nach Hause gekommen," schrieb sie später nach einem kleinen Ausflug. „Einen so herrlichen Morgen, meinten sie Alle, habe es noch nie gegeben. Wie gönnte ich es dem jungen Volk! Das hat für mich etwas unendlich Wehmüthiges, daß die Jugend so unbewußt verschwindet. Keinem war es klar, daß es eben so schön gewesen, weil sie so jung sind, und Alle so hoffnungsvoll in die Welt hinaus schauten! Irdisches Glück kann aber auch nur vollkommen sein, wenn es unbewußt ist." Neben dem herzlichen Eingehen in die harmlose Freude junger Herzen wußte sie ihnen doch in rechter Weise den Ernst des Lebens, auch des äußern Lebens ans Herz zu legen. So schrieb sie ihrer Tochter zur Zeit der Konfirmation:

„Liebes Kind! Entsagung ist die Loosung des Weibes. Laß Dir dies an dem heutigen Tage besonders gesagt sein, und nimm einige wohlmeinende, ernste Worte Deiner Mutter in ein feines, gutes Herz. Du hast eine harmlose, freundliche Kindheit durchlebt, und kennst das Wort Entsagung kaum dem Buchstaben nach. Ernster tritt Dir das Leben von heute an entgegen, und wenn Du glücklich sein und glücklich machen willst, mußt Du das Wort Entsagung seiner ganzen Bedeutung nach erfassen. Entsagung heißt im Leben des Weibes Pflichterfüllung: ein williges, freudiges Hingeben seiner eigenen Wünsche, seiner eigenen Genüsse, seiner eigenen Freude und Behaglichkeit für das Wohl Anderer.

Alle Genüsse des Lebens mußt Du nicht als sich selbst verstehend, als Dein Recht hinnehmen, sondern als eine Blume, die Dir unverhofft am Wege blüht. Seufze nie nach Genuß, das sind die unglückseligsten Menschen! Heitere Pflichterfüllung muß Deine Lebensfreude sein, dann wird Entsagung zum Genuß, mag nun Dein späteres Leben allein oder an der Hand eines Mannes dahin gehen. Der einsame Lebensweg hat weniger Verantwortung: „Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern," verlangt aber anscheinend mehr Entsagung, ich sage anscheinend, denn wer kann unabhängiger sein, als oft ein alleinstehendes Mädchen, aber wer auch unglücklicher als eine Solche, wenn sie das Wort Entsagung nicht verstand, und bei Zeiten ihre Bestimmung nicht richtig erfassen lernte!

„Welche Verantwortung ruht auf einer Mutter, daß der Keines verloren gehe, das der Herr ihr schenkte, wie lernt sie Entsagung üben, wenn sie ihr Leben für das der Kinder einsetzt, wenn Sorge um die Kinder die Kraft der Mutter verzehrt. — Wie unglücklich würdest Du, wenn Du nicht bei Zeiten den Segen der Entsagung verstehen lerntest und des Lebens Genuß im Vergänglichen und Eiteln suchen wolltest.

„Wende daher Deine Sinne und Gedanken immer mehr ab vom Eiteln, denn die äußeren Freuden des Lebens sind dem Weibe, welches seine Bestimmung versteht, spärlich zugemessen. Niemand kann zwei Herren dienen, und der schmale Weg ists, der zum Leben führt."

In ihrem frohen, heiteren Eingehen in die Freude der Fröhlichen, neben all dem tiefen Ernst im Grund ihrer Seele, lag wohl auch ein Theil ihrer wunderbaren Macht über junge Gemüther; sie besaß einen Zauberschlüssel zu den Herzen, wie ich ihn selten gefunden, wie man ihn gern mit Gold kaufen möchte, wenn man in der Lage ist, mit viel jungen Leuten

zu verkehren. Nicht nur die weichen Herzen der Mädchen wurden gewonnen von ihrer offenen, geraden mütterlichen Freundlichkeit, auch junge Männer in dem Alter, wo sie am reichsten an eigener Weisheit, am unzugänglichsten für den Einfluß Aelterer sind, schlossen sich ihr mit eigenthümlichem Vertrauen an. „Sie war die einzige Seele," sagt einer ihrer jungen Freunde, „der ich mich (außer meinen Altersgenossen) rückhaltslos hingab, ihr verdanke ich aber auch die Fixirung meiner moralischen Kraft."

„Sagen Sie mir nur immer unverhehlen die Wahrheit," schreibt ein anderer junger Mann sehr feurigen Geistes, dem sie in freundlich mütterlicher Weise einiges ans Herz gelegt hatte; „ich lasse mir freilich nicht von Jedem alles sagen, Sie aber möchte ich darum bitten. Aus dem Munde eines Menschen, zumal einer Frau, die man verehrt und lieb hat, thut selbst offener Tadel nur wohl."

„Wie wir ihre Existenz," schrieb ein früherer junger Hausgenosse nach ihrem Tod, „nur noch als eine geistige, ätherische betrachten durften, so lebt sie geistig bei uns fort, und die Liebe, die sie in ihrem Leben gesäet hat, wird auch nach ihrem Tode noch reiche Früchte bringen. Ihr Leben war segenspendend, ihr Tod ist ein Eingehen zur schönsten Ruhe, und sie muß uns ein Segen bleiben."

Für die Gesellschaft, was man so nennt, für äußerliche Vergnügungen hatte sie nie viel Sinn gehabt, und es war ihr kein Opfer, solchen Genüssen zu entsagen, als ihre Liebesthätigkeit für Andre und ihre zunehmende Körperschwäche es forderten. Nur ihren Kindern zu lieb — um sie mit ihrem treuen mütterlichen Auge zu leiten, wenn sie sich ihrer Jugend freuten — nahm sie später wieder Theil an heitern, größern Gesellschaften. Sie war überall gern gesehen, allenthalben noch, selbst schwach und müde, ein erfrischendes Element; aber

ihr, die im Angesicht des Todes sich immer mit ernsten Gedanken trug, war die kleine Münze unseres geselligen Verkehrs zu leicht und unbedeutend, ihrer vollkommenen Offenheit und Geradheit widerstrebten die langweiligen Formen des Philisterthums. So, meist zu Hause, die treue Hüterin des heimischen Herdes, konnte sie auch den Ihrigen unter allen Leiden und Gebrechen, neben der rastlosen Thätigkeit ihrer Feder, neben dem Wirken und Sorgen für Arme noch so viel sein. Diese immer wache Gegenwart des treuen Mutterblicks ist ein großer Segen. Ihr eigen Haus öffnete sie einer heitern, zwanglosen Gastlichkeit, allen Freunden wie den jungen Freunden und Freundinnen der Kinder, sie lebte immer wieder auf in einer fröhlichen Tafelrunde und war der Jugend nicht nur eine liebevolle Mutter und eine nachsichtige Freundin, sondern auch eine heitere Gespielin fast bis zum Tode. So legte sie selbst den besten Balsam auf die Wunden, die ihre vielen Leiden den Herzen der Ihrigen schlugen. „Gott sei Lob und Dank," schreibt sie, „der Himmel hat mir zu all den Beschwerden ein heiteres, leichtes Gemüth gegeben, weshalb, zu Seiner Ehre sei es gesagt, meine nächste Umgebung nicht viel darunter zu leiden hat."

Dabei blieb sie aber in stillem, innerem Ernst, in stetem Ringen nach dem Licht, das allein durch das Thal der Schrecken leuchten kann. Noch immer erschien ihr der Tod meist in dunkler Gestalt. „Du wirst mich wieder elend aussehend finden, es war so tief, so tief hinunter mit mir. Ich sage Dir, es ist etwas Entsetzliches um das Sterben; oder ist es nur bei mir so, weil ich immer klarer denken muß, je kränker ich werde. Du glaubst nicht, wie wenig einem bleibt von allem Angelernten; in solchen Augenblicken wird bloß gegeben, wir sind gar nichts mit unserm ganzen Sein; der Herr gibt seine allerbarmende Liebe; in diesen festen Grund

allein können wir uns senken, nichts sonst gibt uns Halt; Alles, Alles schwindet!“

„Auch auf meinem Lebenswege steht das Kreuz, an welchem der Herr litt und starb, es ist mir kein Stein des Anstoßes, sondern ein über alles erhebender Anblick, welcher mich in den schwersten Stunden der Anfechtung und der entsetzlichsten Körperschmerzen allein aufrichtete. Ottilie, Du kannst noch nicht sagen, was es heißt, unterm Kreuze fast erliegen, da lernt man erst recht den Herrn suchen und finden.

„Wie verzweiflungsvoll oft meine Nächte sind, das weiß niemand als ich und der liebe Gott! Wollte ich auch nachher noch darüber seufzen, so wären ja die Tage auch vollends finster, wo doch der liebe Gott immer auf's Neue seine Sonne scheinen läßt, darum bleiben die Kämpfe der Nacht zwischen mir und Gott allein.“

Ihr Elternhaus war geschlossen, die Geschwister alle auswärts im Beruf und am eigenen Herd, nur an ihren jüngsten Bruder Wilhelm, das Sommerkind des sonnigen Vaterhauses, hatte sie noch die mütterlichen Anrechte der ältesten Schwester, und bald auch Muttersorgen als der sonst blühende, fröhliche junge Mann leidend wurde. „Wilhelm war noch bei uns, ehe er nach Italien ging, wo er seiner Gesundheit wegen den Winter zubringen soll. Sein Besuch war eine so große Freude, er ist ganz der Vater, wie er jung gewesen sein muß, aber der Abschied war tief wehmüthig, freilich mehr innerlich: es ist ein Erbe unseres Geschlechts vom Vater her, daß wir äußerlich kühl scheinen. Er ist so krank, daß ich ihn nicht mehr sehen werde. Ich denke mir den Winter so schwer in all der Herrlichkeit von Italien; krank, unter Fremden, der Landessprache nicht recht mächtig. Nachts wenn ich wache,

wird mir oft so bang um ihn, und ein Seufzer steigt aus meiner Seele: Gott möchte ihn wieder in die Heimath rufen."

Dieser Wunsch wurde erfüllt. Der Bruder kam aus Italien zurück, müde, krank, voll Heimweh, um in ihrem Haus seine Heimath und — sein Sterbebette zu finden. Wie sie nie einer Pflicht auswich, so hatte sie auch, ohne ihrer eigenen Schwäche zu achten, mit liebevoller Sorgfalt alles für den Bruder bereitet, um ihm sein Lager leicht zu machen, denn er kam sehr krank. „Er war durch das lange Leben in der Welt draußen sehr verwöhnt worden," schrieb sie, „ein großer Liebhaber feiner Weine und feiner Speisen; aber in Leidenstagen kehrt man, innerlich und äußerlich, zum Alten und Einfachen zurück. „Mach mir nur so braune Suppe, wie mir die Mutter gekocht hat," bat er mich in den letzten Tagen, und lebte fast allein davon und von Milch."

Nicht zu lange durfte der Bruder im Schwesterhause ruhen, ehe er zur letzten Rast kam, er verließ bald das Bett nicht mehr und schlief unter der Pflege der Schwester ein.

„Wir Schwestern und Julie (die Gattin ihres Bruders), haben ihn gepflegt . . . . Das Heimweh nach ihm, der mir so kurz wieder gegeben und wie im Traum wieder genommen ward, überwältigt mich oft fast ganz. So weit, so weit in der Welt ist er herumgezogen, und sein Grab nun doch wieder so nahe bei der Heimath!"

Ihr überfließender Herzensdrang, überall zu helfen, zu trösten, zu stützen, wo sie Noth und Sorge sah, fand reiche Nahrung, als sie die nähere Bekanntschaft Gustav Werner's machte, den bald ein Freundschaftsverhältniß der edelsten, geistigsten Art mit ihrem Hause verband.

„Ich möchte, daß Du auch noch in diesem Leben die Bekanntschaft Werner's machtest," schreibt sie mir; „gewiß

ist er ein Christ, der nach dem lebt, was er predigt, ein dem Ewigen fortwährend zugewendetes Wesen und dabei so in aller Demuth mit kindlichem Frohsinn und überschwenglicher Liebe gegen Jedes. Denkst Du noch an unsern Zweifel: „was thut man mit den Gassenleuten im Himmelreich?“ Ich glaube Werner sucht und findet die Antwort. Er lehrt dieses Leben schon als ein Stück des ewigen zu betrachten, und die irdische Thätigkeit weiß er schön und erhebend mit der auf jene Welt gerichteten Thätigkeit in Einklang zu bringen, so daß Alles Eins wird, daß man nicht mehr lange suchen darf und grübeln, sondern nur stet fortgehen auf dem schmalen Weg, der zum Leben führt.“

Ein so reiches, umfassendes, aufopferndes Wirken, das durch zweckmäßige Verwendung aller Kräfte im Geiste christlicher Liebesthätigkeit die Menschheit reformiren und die ganze Erde zu einem großen Bruderhause machen möchte, mußte sie mächtig anziehen. Sie lebte darin mit ganzer Seele, sie betete, dachte und sorgte für die Anstalten „welche den Keim geben sollen zu einem Bau, unter welchem die Vögel des Himmels nisten werden.“

„Ich kann nichts thun,“ schreibt sie Werner, „nehmen Sie meine Sorgen und Rathschläge als Opfer für die mir so theure Sache, ich möchte durchaus einen Keim für eine bessere Zukunft in ihr sehen.“ Sie theilt Werner in demselben Brief ihre Ideen mit über „eine Gesellschaft, welche sich verbrüdert für höhere Zwecke, für den Dienst der Menschheit.“ Jedes wirkt nach seinen Gaben und Kräften, Jedes erhält von dem gemeinsamen Erwerb seine Prozente, je nachdem er an Kapital, Kräften oder Kunst einsetzt, denn ein Eigenthum muß der Mensch haben, dann erst fußt er auf der Erde. Dem Einzelnen muß die Freiheit bleiben, zu geben, zu ersparen, zu genießen.

„Was aber innerhalb dieser Gesellschaft durch die Vereinigung der Kräfte gewonnen wird, das legt man in den Gotteskasten, zur Erziehung armer Kinder, zur Hebung Gesunkener ꝛc. — Halten Sie mir zu Gute, was vielleicht ein Bau der Phantasie ist. Von jeher habe ich solche menschheitbeglückende Ideen in meinem Kopf herumtragen müssen, bin auch vielfach damit ausgelacht worden. Lasse mich gern damit auslachen: „es jammerte ihn des Volks."

Die Tage und Wochen, die sie im Bruderhause in Reutlingen zubrachte, waren in den letzten Jahren ihre einzige Erholung und sie zählte sie zu ihren schönsten. Die ruhige und doch so emsige Geschäftigkeit, die hier herrscht, der Geist des Friedens und der Ordnung, der durch die Räume weht, wo Menschen der allerverschiedensten Art, meist Arme, Verlassene, von der Welt Verstoßene, sich in nützlicher Thätigkeit zusammenfinden, that ihrem Herzen unendlich wohl. Mochte sie nun in der Küche verweilen, deren ungeheure Töpfe für so Manchen Speise kochen, der draußen bittren Hunger gelitten, oder in den Arbeitszimmern, wo in einem die Wäsche besorgt wird, diese hundertköpfige Hydra, der immer wieder neue Köpfe wachsen, wenn die alten abgethan sind, in dem andern alte Kleider zu neuen hergerichtet werden für die kleinen und großen Kinder des Hauses, wo man hier die zierlichsten elegantesten Modearbeiten verfertigt, dort auch die unbeholfenste Hand noch zu grober Stickerei verwendet — überall fühlte sie sich daheim, überall hin kam sie, die müde, kranke Frau, wie ein Sonnenstrahl, mit ihrem liebevollen Lächeln, ihrer herzlichen Theilnahme. Wo ihre Hände nicht helfen konnten, da setzte sie sich zu den Kranken, zu den Betrübten, ließ sich von ihnen erzählen und erheiterte sie. Auch hier bewährte sich ihr Wunderschlüssel zu den Menschenherzen, allen war sie lieb, vor Allem aber sammelten sich die Müh-

seligen und Beladenen um sie und klagten ihr ihr Leid. Eine Probe für den echten Gehalt ihrer christlichen Gesinnung war gewiß, daß sie, so ganz ohne Herablassung, ohne die leiseste Erniedrigung, in so wahrhaft schwesterlichen Verkehr mit Leuten jeder Bildungsstufe treten konnte.

Besonders herzlich und innig war ihre Freundschaft mit Rösle B., einer einfachen frommen Bauernfrau, die unter der Leitung Gustav Werners eine Anzahl armer, verlassener Kinder zu Einer Familie um sich sammelt, und mit großer Aufopferung Muttertreue an ihnen übt. Sie besuchte sie, so oft sie konnte, und theilte mit ihr, soweit ihr möglich war, die Aufsicht und oft sehr beschwerliche Pflege der Kleinen. „Haltet mir das Rösle in Ehren," sagte sie noch auf ihrem Sterbebett, „das ist eine edle Seele, eine wahre Perle!"

Eine schwere Lebensaufgabe war ihr die äußere Unthätigkeit, zu der sie sich genöthigt sah. „Denken Sie sich ein Geschöpf," schreibt sie an Werner, „dem Flügel angewachsen sind, die es fortwährend fühlt und gebrauchen möchte, das aber durch schweres Athmen, Engsein, Herzklopfen, Schlaflosigkeit, Schmerzen auf der Brust, am Herzen, an der Seite, immer gehindert, sie zu entfalten — selten ein freundlicher, leichter Tag, wo nicht Eine dieser Beschwerden an seine Hinfälligkeit mahnt. — Da haben Sie mich.

„Was mag es für etwas Köstliches sein, wirken zu dürfen wie Sie, im Gebiete der Geister und des Lebens! Wie gewinnt das Leben da an Inhalt! Wie oft denke ich, wenn ich reiche, gesunde, also doppelt lebensfähige Menschen sehe: wie Unendliches würde sich euch offenbaren, wenn euch das ewige Licht den Weg zeigen würde, wenn Ihr wüßtet, zu was euch Mittel und Kraft gegeben! Würde Eins meiner Kinder einmal in dieser Beziehung sehend werden, ich wollte gern sterben!"

„Mein lieber Mann,“ schreibt sie einmal mit gutmüthiger Ironie, „wird wohl mit einem Schulrath aus Weimar zu Euch nach Reutlingen hinüberkommen; wenigstens sprachen die Herren angelegentlich davon. Die Unterhaltung eifriger Pädagogen anzuhören, ist mir immer ein großer Genuß. Da wird alles so ernstlich berathen, über was Sie gar nicht lange reden, nur handeln. Das ist der Unterschied, und es ist sehr bequem und angenehm für die Herren, zu solchem Gespräch bei ihrem Kaffee gemüthlich eine Cigarre zu rauchen, sie werden dann immer eifriger.“

Neben all der ernsten Geistesarbeit an sich selbst, mit der sie sich unablässig unter Gottes Auge stellte und sich durch keine geistige und körperliche Schwäche abhalten ließ, den Herrn von ganzer Seele zu suchen, neben all dem blieb sie mild und nachsichtig im Urtheil über Andere, namentlich über die Jugend, deren unermüdeter Advokat sie blieb bis zum Tode. „Du thust Unrecht, wenn du den Grund der Jugendfehler in Irreligiosität suchst, wenn du aus der anscheinenden Gleichgültigkeit gegen die Religion gleich schließen willst, sie haben ihre Erstgeburt, d. h. ihr Kindesrecht gegenüber von Gott verkauft um ein Linsengericht. Es ist mir vieles bei der Jugend traurig, vieles unbegreiflich, aber ich komme immer mehr darauf, daß wir im Urtheil milder sein müssen. Der Mensch bleibt sehr lange ein Kind und taumelt an Abgründen hin, die er nicht sieht, bis Beispiele oder eigene Erfahrung sie ihm aufdecken. Ich möchte Keines anklagen, als habe es sein Erstgeburtsrecht verkauft; ach! kein Tag vergeht bei uns Alten, an welchen wir es nicht auch aus den Augen lassen! Gott sei uns allen gnädig, und vor Allen der Jugend!“

Schwere Leidenstage und Nächte durchkämpfte sie noch im letzten Jahr ihres Lebens am Krankenbett ihres Töch-

terleins, das an heftigen Krämpfen litt. „Ich muß oft alles fürchten,“ schrieb sie an Werner, „aber es ist nicht so hart, Kinder dem Allvater in die Arme zu legen, als sie an die Welt abgeben zu müssen. Jedesmal, wenn mir eines meiner Kinder starb, gab mir dieser Gedanke eine unendliche Beruhigung, und die Leute haben sich gewiß oft stille und laut gewundert, wie ruhig ich an ihrem Todeslager und Begräbnißtag sein konnte. Mein Geist fühlte da jedesmal eine hohe Kraft, eine Erhebung, wie nie sonst. Es that mir wohl, sie sicher geborgen zu wissen vor allem Uebel. Immer ist auch der heftige Schmerz um Dahingeschiedene ein sehr selbstsüchtiges Gefühl. . . . . . Härtere Schmerzen gibt es, ein Geliebtes leiden zu sehen. Das ist eine schwere Prüfung um die Nächte, die ich am Bette des Kindes verwache. Krampfleiden sind finstre, dämonische Sachen, ich habe an mir selbst hierin die größten Erfahrungen gemacht. Der Wille und anhaltendes Gebet sind die alleinige Gegenwehr; die finstern Mächte können dann nie so Gewalt über einen bekommen, mögen nun die finstern Mächte allein in den Nerven, in dem angegriffenen Zustand des Körpers liegen, oder sind es wirkliche Gewalten der Finsterniß im Kampf mit dem Licht. — In solchen Stunden seufzt die Seele laut nach Erlösung, sie fühlt doppelt, wie es nur Bande sind, welche sie an den sichtbaren Leib fesseln.“

Während dieser Leiden ihres Kindes, bei denen die ärztliche Kunst am Ende rathlos stand, sagte man ihr von einem Manne, der Kranke durch Gebet und Fürbitte heile, selbst ohne sie zu sehen. „Es hat mich das seither bewegt,“ schreibt sie, „aber mein Glaube daran ist schwach. Sollte der Herr ein geängstetes Mutterherz weniger erhören, das Tag und Nacht zu ihm ruft, als das Gebet eines Fremden?

und haben wir alle nicht nur Einen Fürsprecher, nämlich Jesus Christus, und nur Einen Hohepriester?"

Das Leiden des Kindes, unter dem die Mutter furchtbar mitlitt, ging allmälig vorüber. „O Ottilie, ich glaube unter all dem Schweren während meiner Ehe nie so Schreckliches durchgemacht zu haben. — Jetzt endlich wieder ein hoffnungsreicher Tag nach einer durchwachten Nacht; wenn doch nur einmal wieder die Sonne scheint! Was ist es um den göttlichen Strahl des Lichts, der in die Seele und das Gemüth fällt! So ist heute der äußere Sonnenschein eine wunderbare Erquickung für meine Lebensnerven."

Unter Lieben und Leiden aber löste sich ihre Seele mehr und mehr von allem, was an die Erde bindet. „Die Furcht des Todes liegt bei mir noch immer im Hintergrund, und mein einziges Bestreben ist, meine Seele so zu richten, daß der Tod mich nie überrascht. Ich glaube, wir müssen es so weit bringen, daß unsere Seele immer in der Fassung ist, abzuscheiden, daß die Welt und ihr Treiben sie nur äußerlich berührt und daß die Seele Alles immer aus höherem Standpunkt sieht. Bei mir ist die Seele, wenn ich so sagen darf ohne anmaßend zu sein, ohne allen Zwang fortwährend mit geistigen und göttlichen Dingen beschäftigt. Ein solches fortwährendes Sinnen und Dichten über überirdische Sachen macht freilich auch das Leben traumartig und kann der Thätigkeit im Leben schädlich sein, so, daß ich mir schon gewünscht, mehr im irdischen Dasein zu leben. Gott helfe mir zur rechten Mitte!"

Und doch trotz dieser ernsten Richtung nach oben blieb unter den Leiden des Körpers und der Seele das Grauen vor dem Tode noch oft mächtig in ihr. „Was ist dies entsetzliche Zittern vor dem Tode, das mich manchmal befällt? . . . Ich hatte mich ganz und gar in die Vaterarme des

Herr'n gelegt, seine unendliche Barmherzigkeit war mir so gewiß, und doch graute mir so entsetzlich vor dem Sterben, warum? . . . Geht es wohl Jedem so? Ich möchte wohl wissen, ob wahrhaft fromme Menschen sich auch so fürchten vor dem Tode? . . . Die Meinigen nennen mich allemal geduldig und ergeben; aber im Innern ist alles ganz anders. Ich habe zu kämpfen mit vielen und mancherlei Mächten der Finsterniß. Wie sichtbarlich aber hat der Herr mein Leben schon aus der Tiefe gezogen und erhalten; deßhalb drängt es mich fortwährend, ihm zu leben. Inwiefern dies aber in einer so beschränkten Thätigkeit wie die meinige ist, sein kann, drückt mich beständig. Wenn man allein nur auf die Geduld angewiesen ist, das ist das Schwerste. Ich möchte gern an Seelen arbeiten, kommen aber solche in meine Nähe, so weiß ich nicht, wie es angreifen? und fühle mich selbst noch so mangelhaft, sogar gegenüber den eigenen Kindern. Mit diesen ist gar nichts zu machen, als daß man ihnen vorlebt."

Auch noch, ehe ihr die tiefen und heiligen Wege des Herrn ganz klar wurden, noch ehe sie den herrlichen Sieg errungen, der ihr den Tod verklärte, hat sie nie den Segen der Heimsuchung verkannt, nie gemurrt über die Last, die ihr doch schwer vor Vielen aufgelegt war.

„Ich wollte," schrieb sie an Werner, der sie in einem schweren Krankheitsanfall besucht hatte, „Sie hätten kein so theilnehmendes, betrübtes Gesicht gemacht zu meinem Elend, als sie an meinem Schmerzenslager standen; ist es doch immer auch etwas Erhebendes und Freudiges, nach Gottes Willen zu leiden, den Körper, und durch ihn die Seele hier schon auszuglühen; wäre ich katholisch, ich hätte gewiß die Zuversicht, mein Leiden erspare mir ein Fegfeuer. So aber weiß ich doch bestimmt, daß dies Leiden jedenfalls für mich

gut ist; deßhalb kann ich nicht so betrübt darüber sein, und es thut mir weh, wenn es Andere sind."

„Was habe ich Ursache," schreibt sie später nach einem besonders schweren und heftigen Anfall von Herzkrämpfen und Beklemmungen, „dem Herrn zu danken in all' diesem Leiden für die unendlich zärtliche Pflege der Meinigen! Mein lieber Mann würde Nacht um Nacht bei mir wachen, und würde nie ungeduldig. Erst in solchen Nächten wird mir aber auch klar, was für ein verderbtes Wesen ich noch habe. . . .

„Lasset uns laufen mit Geduld durch den Kampf, der uns verordnet ist," sagte mir gestern mein Mann in einer so schweren Stunde, das that mir so wohl. Wie vielen Geistlichen, ist es auch ihm nicht gegeben, den Prediger im eigenen Hause zu machen, aber er findet immer zur rechten Stunde das rechte Wort. Ich erinnere mich, als er noch Geistlicher war, daß ihn da Kranke und Sterbende so gern hatten, weil er ihnen so herzlich zusprechen und mit ihnen beten konnte.

„Leiden ist ein großes Förderungsmittel des ehelichen Glücks; ich durfte das schon öfter erfahren, und sage es mit voller Wahrheit, daß ich die glückseligsten Stunden in meinem Ehstand, die Harmonie der Seelen, am reinsten in den tiefsten Leidensstunden genießen durfte. Da fühlt man wahrhaft, was man gegenseitig an sich hat. Heitere, sorglose Tage bringen einen leicht auseinander, man wird sich fremd, ohne es zu wollen."

„Ihr werdet mir's einmal nicht glauben, wenn ich im Ernst sterbe," hatte sie früher halb im Ernst, halb scherzend gesagt, als sie von einem heftigen Anfall wieder erstanden

war. Und es war fast so, man gewöhnte sich, sie immer wieder aufgerichtet zu sehen.

Am Anfang des Winters 1856 schrieb sie mir: „Ich fühle meine Kraft rasch abnehmen, und glaube, daß dies mein letzter Winter sein wird.“ Das stimmte mich sehr wehmüthig, aber es war oft schon so gewesen, und wir bauten wieder auf die Kraft ihrer elastischen Natur. Im Januar 1857 schrieb sie wieder: „Ich spreche es nicht gern aus, aber ich kann mir's nicht verhehlen: meine Füße sind geschwollen und meine Kleider drücken mich. Gott erbarme sich meiner!“ Das war freilich ein ernster Vorbote des Endes, obwohl ich es noch nicht glauben wollte; zu ihren übrigen Leiden hatte noch die Wassersucht angesetzt und führte sie rasch dem Ende zu.

Freilich hatte dies Ende sich lange schon vorbereitet. Seit Wochen war sie ganz schlaflos, und nur durch Morphium konnte eine kurze Ruhe für sie gewonnen werden. Im Angesicht des Todes regte sich in ihr erst wieder mächtig die Liebe zum Leben, die Trauer, von den Ihrigen zu scheiden; sie sollte nicht Einen Schritt ohne Kampf vorangehen, aber sie kämpfte ritterlich, in der Kraft dessen, der den Tod überwunden hat. Neben allen Leiden blieb ihr Geist wunderbar klar, empfänglich für alle höhere, reine Genüsse. Musik war immer ihre Freude gewesen, das belebende Element ihres Hauses in guten Tagen, ihre Erquickung oft in schweren Stunden. Wie gern hatte sie früher ihre Kleinen zu sich um's Klavier versammelt, wo die zarten Stimmchen so lieblich in Choralmelodien zusammenklangen. Jetzt waren diese Kinderstimmen zu reicher Fülle und Schönheit erstarkt und sie blieben fast bis in den Tod noch ihre Labung und Erquickung, auch ließ sie sich gern noch geistvolle Dichterwerke vorlesen, bis am Ende alle irdischen Klänge verstummten vor dem gewaltigen Rauschen der Todesfluth.

Am vierten Februar 1857 hatte sie sich noch mit großer Lebhaftigkeit mit Freunden unterhalten, die zum Besuche gekommen waren. In der Nacht kam ein heftiger Anfall von Aufregung und darauf folgender Schwäche, der sich einmal gab, nach Mitternacht aber sich stärker wiederholte. Als sie in dieser Nacht mit ihrem Manne allein war, sagte sie diesem ganz ruhig ohne alle heftige Bewegung: „Lieber Mann! ich sterbe. Ich habe keine Sorge um Euch, Ihr seid des Herrn. — Aber grüße mir alle die Lieben, von denen ich so viel Liebe erfahren durfte."

Von diesem Augenblicke an hatte sie des Todes Bitterkeit überwunden. Wie das gekommen, wie das Herz, das oft in grauenvoller Angst vor dem dunkeln Feind gebebt hat, so freudig und siegessicher geworden, — das ist des allmächtigen Gottes Werk, das er an ihr vollführt in den dunkeln Nächten, wo ihre Seele geheimnißvolle Zwiesprach mit ihm hielt, wo sie gerungen mit ihm mit dem Ruf: ich lasse dich nicht, du segnest mich denn! Und er hat sie gesegnet. Noch schwere Stunden mußten durchkämpft werden, bis die Hülle gebrochen war, die Seele aber feierte einen heiligen Vorsabbath, jetzt durfte sie ruhen an der Brust des Herrn. Von dem Herrn ist das geschehen und ist ein Wunder vor unsern Augen; sie hat nichts dazu gethan und gegeben als ein redliches und treues Herz, eine Seele, die da hungerte und dürstete nach Gerechtigkeit.

Von dieser Stunde an war ihr Leben mit wenigen trüberen Pausen nur Preis und Dank gegen den Herrn, nur ein Ausfluß der rührendsten Liebe gegen Alle, Nahe und Ferne, die ihr je lieb gewesen waren.

Ihr Haus hatte sie lange schon bestellt und sich auch hier in Umsicht und Fürsorge als eine treue Haushälterin bewiesen. Bis auf's Kleinste hatte sie für alles Sorge ge-

tragen, die künftige Ausstattung ihrer Töchter, für die Bedürfnisse der Söhne, — alle Bestimmungen getroffen, die der jungen Tochter und Pflegetochter die Führung des Hauswesens erleichtern mußten. Nun gab sie ihr zeitliches Tagwerk ruhig mit wenigen Worten in die Hände ihrer Tochter und der Pflegetochter Lina, die sie mit einer Liebe umfaßte, wie wohl selten eine Waise gefunden; die Töchter hatten schon in den letzten Jahren unter ihrer Leitung ihr alle Arbeit und Mühe abgenommen. Emilien übergab sie hauptsächlich das Hauswesen, Lina den Garten; sie empfahl ihnen schwesterliche Liebe und Eintracht: „Liebes Kind!" bat sie Emilie, „halte dir immer unter den Sorgen der Haushaltung ein Stück blauen Himmels frei, sieh nach oben! Ihr alle, meine Töchter, vergeßt nicht das Oel des Geistes in euren Lampen, denkt an die thörichten Jungfrauen! Ich weiß nicht, wie es euch geht, aber denkt daran, daß man in redlichem Fleiß und Sorge für Andere am Besten inneren Frieden bewahrt und in jeder Lage glücklich ist. Und du, lieber Mann, mache aus zu großer Sorgsamkeit nicht den Mädchen ihr Werk zu schwer. Zeige ihnen Vertrauen; sieh nicht zu genau nach, daß die Kinder nicht erschrecken, wenn sie deinen Tritt hören."

Am Samstag den 7. kam Werner, und trafen ihre auswärtigen Söhne bei ihr ein. Mit unaussprechlichem Wohlgefühl sah sie sich um im Kreise ihrer Lieben. „So darf ich sterben wie ein Patriarch; umgeben von den Meinen." Jedem zeigte sie noch ihre volle Liebe, Jedem sagte sie ein treffendes Wort in Bezug auf seine Eigenthümlichkeit, auf seine Bestimmung.

„Du hast einen schönen und ehrenvollen Beruf," sagte sie ihrem ältesten Sohn, dem Juristen, „führe ihn recht und ehrenhaft vor Gott und Menschen, nimm dich freiwillig

der Unterdrückten an und erkenne auch noch im Verbrecher den Menschen."

Ihren zweiten Sohn, den Kaufmann, bat sie, sich nicht an den Dienst des todten Geldes zu hängen: „Du bist bloßer Haushalter über Gottes Güter, sorge vor allem für deine unsterbliche Seele, was du erwirbst, soll dir und der Menschheit dienen, laß es nicht zum Herrn über dich werden."

Die kleinen Kinder ließ sie öfters den Tag über an ihr Bett kommen; sie gab ihnen nicht lange Ermahnungen, aber sie suchte ihnen wenige Schriftworte einzuprägen, die sie nie vergessen sollten: „Wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht." „Gott ist der rechte Vater über alles, was da Kinder heißt im Himmel und auf Erden." „Liebet Euch unter einander!" Auch den ältern Kindern wiederholte sie oft die Worte: „Pfleget der Einheit des Geistes!" „Lebet nicht blos Euch, lebet der Sache Christi und der Menschheit." „Nehmet Euch der Nothdurft an!" „Seid gastfrei ohne Murren."

Alle Furcht des Todes war von ihr genommen, eine selige Siegesfreudigkeit durchdrang ihr ganzes Wesen, während die körperlichen Beschwerden fast nie von ihr wichen.

„Ich bin unaussprechlich glücklich! Ich darf heimgehen!"

„Seht, jetzt schlüpft der Schmetterling aus der Puppe!"

„Das Sterben ist nichts als das Eingehen von einer Thür zur andern."

Als die Leiden immer wieder heftiger wurden und die Umstehenden sie beklagten, sagte sie freundlich: „ach, liebe Leute, ihr würdet mir gern meine Leiden abnehmen; — das darf nicht sein, ihr wollt mir meinen Triumph nehmen."

„Ach, daß du so leiden mußt!" seufzte eines der Ihrigen. „Ich muß nicht leiden, ich will leiden," sagte sie mit sanftem Lächeln.

Nur klare, heitere Bilder umschwebten sie in diesen Tagen, auch in den Nächten, wo sie wenig Schlummer, aber auch nur vorübergehend bewußtlose Zustände hatte.

„Ich glaubte, ich dürfe hinaus in die blaue Luft hinauf, zu den Sternen!"

„Wenn die Sonne so hell scheint und die Bienen um mein Grab summen, dann bin ich da."

„In einer schönen, mondhellen Nacht, wenn ihr am Fenster steht, kann ich euch vielleicht erscheinen, aber ihr würdet zu sehr erschrecken."

„Geht viel in's Freie, wenn ich gestorben bin, geht oft auf den Hügel, wo man die weißen und schwarzen Kreuze so friedlich heraufwinken sieht."

„Fürchtet euch nicht vor mir, wenn ich gestorben bin, es ist ja nur mein Kleid."

Die Herrlichkeiten der zukünftigen Welt kleidete sie sich in die lieblichsten Naturbilder. „Wenn's im Himmel keine Blumen gäbe, wäre es nicht schön; ich glaube gewiß, es gibt."

Ein heiterer Geist war ihr vom Herrn verliehen gewesen, eine ächte, goldene Heiterkeit, die aushielt in Leiden und Tod. Ihrer Pflegtochter hatte sie einst ins Album geschrieben:

„Das höchste Geschenk Gottes sind lichte, freundliche Wege, die er uns führt, und ein helles Auge, seine Wege zu sehen und sie mit dankbarem Herzen zu wandeln. Wenn Du heiter und fröhlich diese Wege gehst, nimmt Dir die Welt das öfters übel und heißt es Leichtsinn. Gutes Kind, laß Dich solches nicht anfechten! Ein Kind, welches murrt, wenn es der Vater mit Liebe zieht, kann ihm unmöglich gefallen. Darum wandle immerhin heiter deine Wege und genieße in Unschuld den Duft der Blumen, die zur Seite blühen, vergiß aber darüber Deine hohe Bestimmung nicht.

Und wenn nach vielen lichten Tagen sich der Himmel umzieht, so sei auch am trüben Tag fröhlich und guter Dinge und bedenke, daß unsere Schicksale unmittelbar aus der Hand Gottes kommen und uns in jeder Lage dem Ziel der Vollendung näher rücken sollen."

Wie sie es mit der Heiterkeit meinte, hatte sie früher in einem Briefe an einen jungen Mann ausgesprochen: Wenn der wahre Frohsinn, die leichte Auffassung des Lebens, Stich halten soll, so muß er auf festem Grunde ruhen. Treue Pflichterfüllung und innere Ruhe erhalten eine fortwährende Heiterkeit. Hat die Heiterkeit diesen Grund nicht mehr, so ist sie nicht mehr unschuldig, sie wird Leichtsinn.

Und so wie ihr diese Heiterkeit der Seele blieb bis zum letzten Hauch, so wünschte sie sie auch den Ihrigen. „Seid nur heiter! denket an mich in Liebe und Freude. Wenn's auf mich ankäme, so möchte ich euch an meiner Leiche am liebsten weiß kleiden; es ist ja ein Freudenfest!"

Auf ihr Grab wollte sie keinen Leichenstein, nur Blumen. „Haltet es ganz rein wie ein schönes Gärtchen, kein Gräschen müßt ihr darauf leiden. Ihr dürft keinen besondern Platz für mich aussuchen, ganz der Reihe nach; die Erde ist überall des Herrn. An schönen Sonntagmorgen, wenn der Thau auf dem Grase glänzt, werdet ihr gern mein Grab besuchen."

„Pflanze dein Gärtchen nett an," bat sie die Kleine, „wenn dann der Mond scheint, schwebe ich als Engel darüber und sehe darnach."

„Das sind die schönsten Tage meines Lebens," sagte sie wiederholt mit inniger Freudigkeit.

Am Sonntag genoß sie mit all den Ihrigen das heilige Abendmahl und fühlte sich davon unaussprechlich gestärkt und erquickt. Die stille Feier desselben, ohne alle Zuthat,

nur im Kreis der Familie, hatte ihr besonders wohlgethan. „So sollte jeder Hausvater eigentlich ein Hauspriester sein," sagte sie. „Doch, das mache ich nicht aus," setzte sie hinzu. Alles Grübeln und Fragen hatte aufgehört, — Maria ruhte zu den Füßen des Herrn.

Ihr Freund Werner besuchte sie, so oft ihm möglich war, und sie erquickte sich an seinen Gesprächen und Gebeten, auch den Besuch der Geistlichen des Orts, davon der eine ein langjähriger treuer Freund des Hauses war, empfing sie mit herzlicher Freude. Alle waren ihr willkommen, die sie noch besuchten, für Alle hatte sie noch ein liebevolles und bedeutsames Wort und trug die Sorgen von Jedem auf treuem Herzen. Es war eine überströmende Liebe und Freundlichkeit in ihrem Wesen, Allen hätte sie gerne mitgetheilt von der Segensfülle, die ihr geworden. „Kommt ihr auch in mein Kirchlein?" lächelte sie den Freunden zu, die an ihr Sterbelager traten; ja wohl war es ein Kirchlein voll Freude und Frieden.

„Wie freut es mich, daß Fr. W. mich besucht hat, ich weiß, sie theilt nicht Werners Ansichten, allein sie hat gesehen, daß man auch so selig sterben kann," sagte sie einfach und freudig, aber mit der herzlichen Demuth, die sie auch in der Siegesfreude nie verließ.

In der Nacht auf den 10. wachte eine Freundin bei ihr, sie wünschte so sehr, daß ihr Mann schlummern möge: „O, er soll ausruhen, er muß noch so lange arbeiten!" Als sie heftige Schmerzen hatte und die Freundin bedauernd sagte: „Armer Tropf!" erwiederte sie: „O, nicht arm, reich! reich! O, nicht weinen! Hat nicht Christus gesagt: „Weinet nicht über mich, sondern über euch selbst?" Er nahm sein Kreuz auf sich, also mit dem Kreuz auf Golgatha!"

Als ihr Mann, der nicht ruhen konnte, fragte, ob er

an ihr Bett kommen sollte, sagte sie freundlich: „Wie du willst, lieber Vater, o lies mir das schöne Evangelium von den klugen und thörichten Jungfrauen!" Nach Lesung desselben sprach sie mit ihren Töchtern darüber. „O meine liebe Tochter!" lächelte sie Emilien zu. „O, guter Mann, du mußt noch bleiben, du kannst noch lange wirken in deinem Beruf und bei deiner Familie, bei mir ist das längst vorbei. Nicht wahr, ihr haltet mich nicht auf, ihr gönnt mir die Ruhe?"

Sie stöhnte in schweren Schmerzen: „Ach, es ist mir leid um euch, daß ich so stöhne, ich weiß, solche Seufzer eines Sterbenden tönen uns so schwer nach, aber denket dann nur: sie sind jetzt zu lauter Hosiannah geworden."

Nach den vielen Schmerzen erquickte sie ein kurzer Schlummer; als sie erwachte, richtete sie ihr mattes Haupt auf und sprach: „Preis und Dank bin ich dem Herrn, Herrn schuldig, für alles Gute, für jede Erquickung an Leib und Seele! Auch in den langen, schlaflosen Nächten durfte ich seine Güte so oft erfahren. Einmal stand ich in einer solchen Nacht auf, und schlug meine Bibel auf, da lag eine prächtige Pfauenfeder, so klein und doch ein Beweis von der Allmacht und Herrlichkeit des Herrn — und ich war beschämt über meinen Kleinmuth. Und trotz dem, daß ich so viel und lange ohne Schlaf war, ließ er mich keinen Schaden nehmen an meiner Seele, viele Briefe habe ich in solcher Zeit geschrieben und mein Geist ist klar geblieben. Das kommt Alles vom Herrn, Herrn, Dank und Preis sei ihm!"

Am vierten Tage ihrer Krankheit war es mir vergönnt, noch an ihr Sterbelager zu eilen; ich hätte nicht gewagt,

die heilige Stille des Sterbebettes zu stören und hatte ihr einen Abschiedsgruß geschrieben, aber sie ließ mir durch ihren Sohn schreiben, daß sie mich so gerne noch gesehen hätte; so fuhr ich zu ihr in der Frühe eines frischen, klaren Wintermorgens.

Sie lebte noch! ich durfte gleich an ihr Bett treten. Da lag sie; ihrer Bangigkeiten wegen hatte man sie in das große, behagliche Familienzimmer gebettet, wo sich sonst so oft ein fröhlicher Kreis um sie gesammelt. Ein anderes Bild, als das jugendlich blühende, wie ich sie zuerst gesehen — und doch ein schönes Bild. Alle Blüthe und Fülle des Angesichts war geschwunden, nur die schönen langen Flechten, nur der liebe seelenvolle Ausdruck der Augen war geblieben. Ich konnte nicht sprechen vor Weinen, als ich sie begrüßte. „Mußt nicht weinen," sagte sie mit dem alten gemüthlichen Ton. „Ich will nicht," sagte ich, die Thränen gewaltsam unterdrückend, „wenn Dir's weh thut." „O, mir machst Du das Herz nicht schwer," sagte sie mit seligem Lächeln, „nur um Deinetwillen will ich Dich nicht traurig sehen, ich bin ja so selig."

Und sie war selig. Um dies Sterbebette wehte ein Hauch des Friedens, der sich in alle Herzen ergoß — man hörte kein lautes Schluchzen und Weinen, keine Klagen, nur Worte der Liebe und des Segens. Die Welt mit all ihrer Lust und Leid, ihrem Sorgen und Grämen lag draußen; — es war für Alle, die ihr nahe kamen, eine Zeit tiefer und seliger Ruhe, wie sie die Erde selten bietet, „der Ort, da du stehest, ist heiliges Land." Der Tod, dem sie so oft in's Auge gesehen, war ihr nicht mehr der König der Schrecken, nicht mehr der tiefverhüllte dunkle Führer, der sie los riß von den Ihren und der schönen Erde, — sie sah ihn als

den leuchtenden Engel mit der Siegespalme, der ihr mit strahlendem Lächeln die Pforten der Heimath öffnete.

„Ich habe meinen Heiland immer lieb gehabt und gesucht," sagte sie, „er war mir ein Lehrer, ein Führer, ein Tröster, ein Vorbild, aber jetzt ist er mein eigen geworden, als der lebendige Gottessohn, und jetzt kann ich rufen: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg!"

„Der Herr will mich nicht im Sturm, sondern in einem sanften, stillen Säuseln zu sich nehmen."

Sie mußte lange noch harren an der geöffneten Pforte. Sie hatte ihr Tagewerk geschlossen, sie hatte Abschied genommen, ihre Leiden nahmen zu, der Körper war geschwollen, jede Bewegung machte ihr Schmerzen — und sie mußte immer noch warten. Die jubelnde triumphirende Siegesfreude, mit der sie sich am Ziel gesehen, war manchmal herabgestimmt, aber doch ruhte ihre Seele, wie ein friedenvolles Kind, ohne Klagen und Zagen in der Hand des Herrn. Mit unbedingtem Vertrauen war sie gewiß, daß Gott es mit der Zukunft der Ihrigen wohl mache, in der Vergangenheit sah sie nur heitere Bilder, alles Trübe war wie weggewischt, allem Weh der Stachel genommen. „Oh, ich habe viel mehr Gutes als Schlimmes erlebt," versicherte sie.

Und diese Fassung und Freudigkeit ihrer Seele hatte sogar nichts Gesteigertes, nichts Leidenschaftliches; sie war durchaus ruhig, klar und sicher. Mit Dank und Liebe dachte sie aller, die ihr je auch nur die kleinste Freundlichkeit erwiesen, mit kindlicher Heiterkeit erinnerte sie mich an viele kleine Begebenheiten unsers frühern Zusammenlebens; wer oft unser herzliches Lachen gehört, hätte nicht geglaubt, daß es aus einem Sterbezimmer komme. Ueber all dem weilte aber ihre Seele unverrückt in der Heimath; wie ihr alle Leiden und Schmerzen der Erde den freudigen Geist nicht rauben konnten,

so konnte auch alle Liebe und Freude der Erde, für die sie ein so offenes und warmes Herz gehabt, ihre Sehnsucht nicht einen Augenblick mehr nach unten ziehen.

Auch war es kein Gefühl eigener Gerechtigkeit, auf das sie ihre Hoffnung stützte. Wie sie immer wahr gewesen, gegen Gott und gegen sich selbst, so erkannte sie auch jetzt klar, welch mangelhaftes Stückwerk unser bestes Thun ist. „Es bleibt am Leben und für das Leben nichts übrig als Barmherzigkeit," wiederholte sie oft in den letzten Tagen. „O, was bilden wir uns oft ein auf unsere Wohlthätigkeit," sagte sie, die ein so weiches Herz, eine so offene Hand gehabt hatte; „habe ich mir denn nur Einmal das Brod vom Munde gespart, um es den Armen zu geben? O, es bleibt nichts als Barmherzigkeit." Ein Geistlicher las ihr das schöne Lied „endlich bricht der heiße Tiegel," bei dem Schlusse:

Zu des Himmels höchsten Freuden
Werden nur durch tiefe Leiden
Gottes Lieblinge verklärt.

schüttelte sie den Kopf: „gefällt mir nicht." „Warum nicht?" „Ich will kein besonderer Liebling Gottes sein, wir sind Alle seine Kinder."

Für jede kleine Erquickung war sie so herzlich dankbar, sie fühlte sich einmal so erfrischt vom Selterser Wasser. „Danket doch recht dafür," sagte sie zu der Tochter. „Wir haben's gekauft, Mutterchen." „O, dankt tausendmal dafür, auch wenn ihr's gekauft habt, es hat mir so wohl gethan." Als sich immer wieder das Bedürfniß nach Speise und Trank zeigte, sagte sie lächelnd: „Ich glaube, die Natur meint, sie habe auch das Recht, unsterblich zu sein, geht aber nicht."

Ihre Geduld wurde schwer geprüft durch das Verziehen der göttlichen Hülfe und die steigenden Beengungen. Die

schönen Bilder, mit denen ihre Phantasie sich die Ewigkeit ausgeschmückt, verbleichten in der Hitze der Leidensgluth. „Ich kann mir gar keine Vorstellung von der Ewigkeit mehr machen," klagte sie, „aber es bekümmert mich nicht, ich überlasse alles dem Herrn." Ihr Trost in den bangsten Stunden war das Vorsagen schöner Liederverse und Bibelstellen, und hie und da der Gesang eines Chorals. Joh. 17. und Offenb. 21. 22. gehörten zu ihren liebsten Stellen. „Das versteht man nur im Angesicht des Todes. Und Gott nahet zu dir in Ewigkeit," sprach sie mit unendlicher Seligkeit aus. Ein schönes Bild des leidenden Heilandes, mit dem sie in früheren Jahren einmal ihr Mann erfreut hatte, gereichte ihr zu wunderbarer Stärkung. „Ich möchte meinen Heiland sehen!" bat sie, wenn ihr die schwere Beklemmung wieder an's Herz stieg. Man hielt ihr das Bild am Fußende des Bettes, und unter dem Stöhnen des beklommenen Herzens hielt sie den schmerzgebrochenen Blick sehnsüchtig fest auf das erbarmungsvolle Auge dessen, „der da versucht war allenthalben, gleich wie wir," bis die schwerste Stunde vorüber war.

Nachher war sie einmal angefochten: „Ist es nicht katholisch, daß mir ein Bild so wohl thut?" Wir sagten ihr aus Grund der Seele, daß der Herr, der voreinst in menschlicher Gestalt unter uns gewandelt, gewiß auch hierin unserer Schwachheit zu Hülfe komme und darum auch die Hand des Künstlers gesegnet habe.

Das irdische machte ihr keine Sorge mehr, nur bisweilen fragte sie noch freundlich die Ihrigen: „Habt Ihr mich nichts mehr zu fragen? Habe ich Euch Alles gesagt? — Es wird ganz gut gehen," sagte sie dann wieder beruhigt: „Emilie ist ein gutes Hausmütterchen, und Lina wird ihr so treulich helfen." Immer inniger und sehnsüchtiger verlangte sie nach dem Tode. Am Abend des Mittwoch hatte sie ein verwandter

Arzt besucht, er hielt ihren Zustand nach all den früheren Erfahrungen noch nicht für so gefährlich, er glaubte sogar, daß nach ähnlichen Beispielen aus seiner Praxis eine vorübergehende Besserung noch möglich sei. Das schien ihr schwerer zu ertragen, als alle ihre Leiden — sie hatte ganz abgeschlossen mit dem Leben, auch ihre Liebe war schon die einer selig Geschiedenen, — und nun noch einmal zurück in allen Kampf, in alles Weh eines leidenvollen Lebens. „Ach, nehmt mirs nicht übel," bat sie, „aber seht, es ist mir wie einem Kinde, das sich auf eine Reise freut, alles ist eingepackt, man hat sich angekleidet und wartet, und wartet vor der Thür und der Wagen kommt immer noch nicht. Wenn es dann zuletzt hieße: „„zieh Dich nur wieder aus, Du mußt da bleiben;"" seht, das ist doch traurig." Wie man Andere auf den Tod vorbereitet, so mußte man sie auf die Möglichkeit längern Lebens vorbereiten, und die höchste Kraft des Glaubens war nöthig, bis sie lernte, auch in diese Aufgabe sich mit Ergebung zu fügen. Man las ihr das Lied: „der Himmel hängt voll Wolken schwer," und sie wiederholte mit besonderer Innigkeit die Schlußzeilen:

Bis er dir ruft: nun ist mir's recht,
Nun kannst du kommen, treuer Knecht!

Was ihr diese Tage des Leidens und Sterbens unter allen Schmerzen zu einem so friedevollen Sabbath machte, das war vor allem die Ruhe in Gott, die ihre oft so unruhige Seele gefunden hatte, der feste, zweifellose Glaube, in dem sie nun geborgen war: eine Taube in den Felsritzen. Einem jungen Freunde, mit dem sie früher oft Gedanken ausgetauscht hatte über das geheimnißvolle Gebiet der Ewigkeit, rief sie, als er an ihr Leidenslager trat, freudig zu: „Jetzt weiß ich's, es gibt eine Unsterblichkeit." Sie lebte

der freudigen Hoffnung nicht nur der Fortdauer, sondern auch des inneren Zusammenlebens mit den Ihrigen. Ihrem Mann erklärte sie auf's Bestimmteste, sie bleibe mit ihm in beständigem geistigem Verkehr. „Ich weiß nicht, ob ich auch auf fühlbare Weise erscheinen darf, aber wir sind nicht geschieden."

Von ihren schönen Haaren ließ sie sich noch einen Theil bei ihrem Leben abschneiden zum Andenken für Freunde, sie selbst ordnete ihre Haare noch und war sehr besorgt, ihr Bett und ihre Kleidung rein zu erhalten: „Wascht mich rein ab, wenn noch Blut aus meinem Munde kommt," bat sie, „ich möchte auch äußerlich unbefleckt abscheiden, als eine reine Braut." Eitelkeit hatte sie nie gekannt, selbst in den Tagen ihrer blühenden Jugend nicht, aber sie wollte den Ihrigen keinen unfreundlichen Eindruck zurücklassen.

Die Nacht vom Mittwoch auf Donnerstag wollte ich mit einer lieben Verwandten Augustens bei ihr wach bleiben, auch sie bat, daß sich die Ihrigen, die nun seit sechs Nächten gewacht, zur Ruhe legen möchten. Es war eine wunderbare Nacht. Als all die Ihren noch um sie versammelt waren, sangen die Töchter und einer der Söhne auf ihre Bitte noch die herrlichen Worte: „Ich harrete des Herrn," und den Choral: „O Haupt voll Blut und Wunden." Die Welt draußen lag still im Mondlicht, auch in unser aller Herzen war die Welt stille geworden, und wie Engelsgesang klangen die schönen jugendlichen Stimmen in die helle Nacht hinaus, die in der Kraft der Liebe das tiefe Weh des Herzens überwinden konnten, um der Mutter die letzte Erquickung zu bringen.

Schlummer hatte sie in der Nacht keinen, viel Schmerzen und Beklemmungen, auch die Ruhe der Ihrigen war kurz. Emilie ließ sich nicht von ihr entfernen, und auch ihre andern Lieben konnte sie nicht lange entbehren. Sie war sonst so

selbstlos, konnte so viel in der Stille tragen, nur um niemand Mühe und Kummer zu machen, jetzt aber fragte sie fast jeden Augenblick: „Ist's wohl Zeit, daß meine Söhne kommen, und mein lieber Mann? Es könnte ja doch sein, daß es nun zu Ende ginge!" Jeden freien Augenblick benützte sie wieder zu Worten der Liebe und des Segens. Sie wußte, daß Werner etwa um Mitternacht in einem Dorfe, eine halbe Stunde entlegen, eintreffen werde. Ihr Verlangen, den Freund noch zu sehen, überwog das Bedenken, ihm den Rest der Nachtruhe zu rauben; sie sandte nach ihm und empfing ihn mit herzlicher Freude, als er um ein Uhr kam. Mit der seltenen Kraft des Körpers und Geistes, mit der Gott ihn ausgestattet, verbrachte Werner mit uns und den Ihrigen die Nacht bei ihr, sie lauschte mit inniger Andacht dem schönen, einfachen Gebet, das er auf ihre Bitte sprach, in dem er diese ringende Seele auf's Neue der Treue und Barmherzigkeit des Herrn befahl, damit er ihr Glauben und Geduld erhalte und ihr durchhelfe zu seligem Ende.

„O, warum muß ich so lange harren auf Erlösung!" klagte sie ihm. „Schon am Sonntag, als ich mein Ende so nahe glaubte, quälte mich's immer, daß ich, so oft ich die müden Augen schloß, halb im Traum ein paar schmutzige Schuhe vor mir sah, mit dem Gedanken, die müsse ich noch reinigen, ehe ich fort dürfe. So war wohl noch viel an meiner Seele zu reinigen. O, sage Du mir, was wohl jetzt noch alles an mir abzuthun ist, ehe Gott mich würdig findet zum Heimgang?" „Ein Werk scheint oft fertig vor Menschenaugen," antwortete ihr Werner, „wenn der Meister selbst doch immer noch etwas zu arbeiten daran findet, und es sind oft die feinsten, schärfsten Werkzeuge, die er zur letzten Vollendung anwendet." Diese Antwort beruhigte und tröstete sie wieder zu neuem Harren.

Am Morgen war sie sehr matt von schweren Bangigkeiten, die gegen Morgen gekommen waren. Mit rührender Freude sah sie ihren Mann wieder nach kurzer Ruhe, die er genommen, — lächelnd mit der alten Heiterkeit bat sie ihn: „Kleide dich auch ordentlich an, lieber Alter, weißt du nicht mehr: wenn du fastest, so salbe dein Haupt und wasche dein Angesicht.“ Sie sah sich um mit klarem Blick im Kreis ihrer Lieben: „seid ihr jetzt Alle da? Seid ihr bereit, neue Opfer mit willigem Herzen zu bringen? O, ich habe eine selige Hoffnung,“ sagte sie wieder, „so müde, wie ich jetzt bin, vergönnt mir Gott vielleicht einzuschlafen, ohne schweren Kampf. Nicht wahr, ich bin doch ein wenig geduldig gewesen? vielleicht gewährt er mir darum ein sanftes Stündlein.“

Mit wirklicher Freude fühlte ich, wie ich so an ihrem Bette saß und ihre blasse Hand in der meinen hielt, daß sie erkalte. O, wir wollten sie nicht mehr halten, wir hätten ihr die Ruhe unaussprechlich wohl gegönnt.

Aber sie erwachte wieder und nahm mit kindlicher Freude einen Veilchenstrauß, den ihr eine Freundin brachte. „O hätt' ich nur jetzt die schönen Blumen, mit denen sie meinen Sarg schmücken werden! wie habe ich mich immer so unaussprechlich an Blumen gefreut; pflegt nur recht die Blumen auf meinem Grab!“

Ich mußte an diesem Morgen von ihr scheiden; ein Scheiden wie ich noch keines gekannt. Wie gerne wäre ich bis zum letzten Hauch bei ihr geblieben, aber es konnte nicht sein. Ich glaubte sie schlummernd, als ich ging, und wollte nur leise noch ihre Hand berühren, aber sie wachte und sah mich liebevoll an, ruhig, schmerzlos, wie ein Kind. „Lebewohl,“ sagte sie leise und innig, du sollst es fühlen, daß ich dich nicht vergesse, auch droben nicht! Grüße die Deinen und Alle, die an mich denken. Gott gebe Dir ein langes,

frohes Leben und ein so seliges Sterben wie das meine. Der Herr segne Dich und behüte Dich, der Herr segne Deinen Ausgang und Eingang bis in die Ewigkeit!" Das war unser Scheiden.

Noch drei Tage hatte sie zu leben und zu leiden. Ihre liebe Jugendfreundin Marie wachte die nächste Nacht mit ihr; auch mit ihr erging sie sich in heitern Bildern der Vergangenheit, in der Erinnerung an die früher Geschiednen. Als sie auf die Prüfungen ihres spätern Lebens kam, fügte sie bei: „O, ich hätte ein äußerliches Leben geführt, wenn ich nicht so viel hätte leiden müssen! O, wie über alle Maßen herrlich wird es drüben sein!" Auf eine Bangigkeit folgte kurze Erleichterung, wo sie mit vernehmlicher Stimme den Vers beten konnte:

Ich fasse, Vater, Deine Hände,

dann schilderte sie Marien die letztvergangenen Tage: „Ich habe früher oft gewünscht, nur einschlafen zu dürfen, aber es kam eine Zeit wunderbarer Begeisterung über mich, eine gehobene Stimmung, wie nie zuvor. Das ist jetzt nicht mehr so, aber es war nöthig, daß mein Glaube auch in ruhigerer Stimmung die Probe halte. Für diese Ruhe kann ich Gott nicht genug danken. Wie viele Fromme, Bessere als ich, sind unter Angst und Gewissensbissen gestorben, und ich darf so freudig sterben!"

Ein Lehrer aus dem Reutlinger Bruderhause besuchte sie noch. „Es wäre mir eine Gottesgabe, Werner noch einmal zu sehen," sagte sie ihm, „aber ich sage kein Wort dazu. Laßt die Todten ihre Todten begraben, er gehört den Lebendigen." Beim Abschied sagte sie ihm mit tiefem Nachdruck: „Nicht Wernerianer wollen wir sein, Christen, Christen!"

Noch bis auf die letzte Hefe mußte sie den Kelch irdi-

scher Leiden trinken, langsam, langsam rückte ihr die Stunde der Erlösung näher: „Ich höre das Rad der Ewigkeit rauschen, aber es ist noch ferne von mir.“ „Ach wie lang, wie lange!“ rief sie oft schmerzlich, doch ohne Ungeduld. Sie blieb liebevoll, geduldig, ergeben, der Herr hat sie nicht verlassen, auch in der tiefsten Tiefe der Leiden. „Es thut mir leid um Euch,“ sagte sie zu den Ihren, als sie ihr aber sagten, wie viel sie an ihrem Krankenbette gelernt, sagte sie wieder getrost: „Dann habe ich gern gelitten.“

Einmal, in namenlos schweren Leiden stieß sie in heißer Beklemmung die Worte aus: „Ach, Herr, es ist genug! O, ich bin grenzenlos unglücklich!“ — „Aber nicht wahr, liebe Mutter, doch selig in Hoffnung?“ fragte der Gatte, der sie in den Armen hielt. „O freilich,“ antwortete sie, „fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an im Gebet!“ Das blieben ihre letzten Worte. Noch einen unaussprechlich liebevollen Blick auf die Ihrigen, — dann ein sanftes Entschlummern.

Wie sie gewünscht, wurde an ihrem Grabe nur ein Gebet gesprochen und die Lieder gesungen:

„Mit Fried' und Freud' fahr' ich dahin.“ — „O wie selig sind die Seelen!“ — „Mag auch die Liebe weinen.“

An einem klaren Wintertag wurde sie zur Ruhe getragen auf den schönen Gottesacker.

Viele, viele der Landleute aus ihrem Heimathdorf begleiteten den Sarg, mit den Freunden, die sie geliebt, mit den Armen, denen sie wohlgethan hatte.

Ihr Grab ist ein liebliches Blumengärtlein und die grünen Berge der Alb, der ernste Schmuck ihrer Jugendheimath blicken nieder auf ihre Schlummerstätte.

So leb' denn wohl, leb' wohl zu tausendmalen! Wie oft, o wie oft haben wir uns miteinander versenkt in Worte und Gedanken über das geheimnißvolle Gebiet jenseits des Grabes, über die tief verhüllte Pause zwischen Tod und Auferstehung! Dir wurde nun vergönnt, zu scheiden im vollen seligen Kinderglauben an ein unmittelbares Fortleben, ein Wirken und Lieben, dem Erdenleben ähnlich, in Liebe vereint mit Allen, die Dir nahe standen auf Erden.

„Was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, was in keines Menschen Sinn gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben." „Selig bist Du, die Du geglaubt hast." Wie das Bild des Erlösers der Trost Deiner Sterbestunden war, so wirst Du ihn nun schauen, wie er ist in unaussprechlicher Wahrheit, und zur Wahrheit werden wird an dir das Wort des Sängers: „Ich will schauen dein Antlitz in Gerechtigkeit, ich will satt werden, wenn ich erwache nach deinem Bilde!"

Inhalt.

Seite
Lebensglück 7
Der erste Ehezwist 101
Auguste 139